



MICHAEL
ROBOTHAM

adrenalin

PSYCHO THRILLER

GOLDMANN

MICHAEL ROBOTHAM

ADRENALIN

PSYCHOTRILLER



GOLDMANN
EBOOKS

IMPRESSUM

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2011

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Michael Robotham

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in
der Verlagsgruppe Random House GmbH

NG · Herstellung: sc

eISBN 978-3-641-06305-4

www.goldmann-verlag.de

www.randomhouse.de

Buch

Joe O'Loughlin ist einer der erfolgreichsten und renommiertesten Psychologen Londons. Nur ein Patient bereitet ihm schon seit geraumer Zeit Kopfzerbrechen – der ebenso verschlossene wie zur Aggressivität neigende Bobby Moran.

Als die grausam zugerichtete Leiche einer jungen Krankenschwester gefunden wird, bittet die Polizei Joe um eine fachkundige Meinung. Joe beschleicht ein böser Verdacht, denn das Mordopfer weist Verletzungen auf, die in erschreckender Weise mit den Gewaltphantasien Morans übereinstimmen. Zunächst behält Joe seinen Verdacht für sich und gerät so auf einmal selbst ins Visier des ermittelnden Detectives. Um seine Unschuld zu beweisen, macht er sich daran, die dunkle Geschichte seines mysteriösen Patienten zusammenzusetzen. Dabei kommt er einem perfiden und grausamen Rachefeldzug auf die Spur, der die Handschrift eines besessenen Psychopathen trägt. Noch ahnt Joe nicht, dass er selbst das nächste Opfer sein soll ...

Autor

Michael Robotham wurde 1960 in New South Wales, Australien, geboren. Er war lange Jahre als Journalist für große Tageszeitungen und Magazine in London und Sydney tätig, bevor er sich ganz seiner eigenen Laufbahn als Schriftsteller widmete. Mit seinen Romanen sorgte er international für Furore und wurde mit mehreren Preisen geehrt. Michael Robotham lebt mit seiner Frau und seinen drei Töchtern in Sydney.

Weitere Informationen zum Autor unter www.michaelrobotham.com.

Die englische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»The Suspect«
bei Time Warner Books.

*Für die vier Frauen in meinem Leben:
Vivien, Alexandra, Charlotte und Isabella*

BUCH EINS

»Das habe ich getan« – sagt mein Gedächtnis.
»Das kann ich nicht getan haben« – sagt mein Stolz
und bleibt unerbittlich.
Endlich – gibt das Gedächtnis nach.
Friedrich Nietzsche
Jenseits von Gut und Böse

1

Wenn man von dem schrägen Schieferdach des Royal Marsden Hospital zwischen Schornsteinen und Fernsehantennen hindurchblickt, sieht man noch mehr Schornsteine und Fernsehantennen. Es ist wie die Szene aus *Mary Poppins*, in der all die Schornsteinfeger mit wirbelnden Besen über die Dächer tanzen.

Von hier oben kann ich gerade noch die Kuppel der Royal Albert Hall ausmachen. An einem klaren Tag könnte ich wahrscheinlich bis Hampstead Heath gucken, obwohl ich bezweifle, dass die Luft in London je so klar wird.

»Schöner Ausblick«, sage ich und blicke zu dem Teenager, der gut drei Meter rechts neben mir kauert. Sein Name ist Malcolm und er wird heute siebzehn. Er ist groß und dünn, mit dunklen Augen, die unruhig hin- und herflackern, wenn er mich ansieht. Seine Haut ist weiß wie glänzendes Papier. Er trägt einen Schlafanzug und eine Wollmütze, um seinen kahlen Kopf zu verbergen. Chemotherapie ist ein brutaler Frisör.

Es ist drei Grad über Null, aber der eisige Wind drückt die Temperatur unter den Gefrierpunkt. Meine Finger sind schon taub, und ich kann meine Zehen in den Socken und Schuhen kaum noch spüren. Malcolms Füße sind nackt.

Ich kann ihn nicht erreichen, wenn er springt oder fällt. Selbst wenn ich mich strecke und auf die Regenrinne stütze, fehlen mir immer noch zwei Meter, um ihn aufzufangen. Das weiß er. Er hat alles genau berechnet. Sein Onkologe sagt, Malcolm hat einen überdurchschnittlichen IQ. Er spielt Geige und spricht fünf Sprachen – aber in keiner mit mir.

Seit einer Stunde stelle ich ihm Fragen und erzähle ihm Geschichten. Ich weiß, dass er mich hört, aber meine Stimme ist nur ein Geräusch im Hintergrund. Er konzentriert sich auf seinen eigenen inneren Dialog und debattiert die Frage, ob er leben oder sterben soll. Ich würde gern an der Debatte teilnehmen, aber dazu brauche ich eine Einladung.

Der National Health Service hat eine ganze Latte von Richtlinien für den Umgang mit Geiselnahmen und angedrohten Selbstmorden. Ein Krisenstab ist gebildet worden, bestehend aus leitenden Ärzten des Krankenhauses, Polizisten und einem Psychologen – mir. Zunächst haben wir uns bemüht, alles über Malcolm in Erfahrung zu bringen, was uns dabei helfen könnte zu verstehen, was ihn zu diesem Punkt getrieben hat. Ärzte, Schwestern und Patienten sowie Freunde und Verwandte werden befragt.

Der erste Verhandlungskontakt ist der entscheidende Punkt des Einsatzes. Alles hängt an mir. Deswegen bin ich hier draußen und friere mir Hände und Füße ab, während die anderen drinnen Kaffee trinken, das Personal befragen und Flipcharts betrachten.

Was weiß ich über Malcolm? Er hat einen primären Hirntumor im rechten posterioren Schläfenbereich, gefährlich nahe an seinem Hirnstamm, der zu einer teilweisen linksseitigen Lähmung und Taubheit auf dem linken Ohr geführt hat. Er ist in der zweiten Woche seines zweiten Zyklus der Chemotherapie.

Heute Morgen haben ihn seine Eltern besucht. Der Onkologe hatte gute Nachrichten. Malcolms Tumor schien zu schrumpfen. Eine Stunde später schrieb er eine aus drei Wörtern bestehende Nachricht: »Tut mir Leid.« Er verließ sein Zimmer und krabbelte durch ein Gaubenfenster im vierten Stock auf das Dach. Irgendjemand musste vergessen haben, es abzuschließen, oder Malcolm hatte einen Weg gefunden, es zu öffnen.

Das ist es – die Summe meines Wissens über einen Jugendlichen, der sehr viel mehr zu bieten hat als die meisten Kinder seines Alters. Ich weiß nicht, ob er eine Freundin hat, einen Lieblingsfußballverein oder einen Leinwandhelden. Ich weiß mehr über seine Krankheit als über ihn. Deswegen hänge ich in der Luft.

Der Sicherheitsgurt unter meinem Pullover ist unbequem. Er sieht aus wie die Dinger, die Eltern ihren Kleinkindern anschnallen, damit sie nicht weglaufen. In diesem Fall soll er mich retten, falls ich abstürze, sofern jemand daran gedacht hat, das andere Ende irgendwo zu befestigen. Es klingt vielleicht lächerlich, aber solche Details werden in einer Krisensituation manchmal vergessen. Vielleicht sollte ich zum Fenster zurückkriechen und jemanden bitten nachzusehen. Wäre das unprofessionell? Ja. Vernünftig? Noch mal ja.

Das Dach ist mit Taubenkot gesprenkelt, und die Schieferziegel sind mit Flechten und Moos bedeckt. Es sieht aus wie versteinerte Pflanzen, doch es ist glatt und tückisch.

»Das ist wahrscheinlich egal, Malcolm, aber ich glaube, ich kann mir ein bisschen vorstellen, wie du dich fühlst«, sage ich in einem weiteren Versuch, ihn zu erreichen. »Ich habe auch eine Krankheit. Ich behaupte nicht, dass es Krebs wäre. Das ist es nicht. Und solche Vergleiche sind so, als würde man Äpfel und Birnen durcheinander schmeißen, aber es ist immerhin beides Obst, oder?«

Der Empfänger in meinem rechten Ohr fängt an zu knacken. »Was in Gottes Namen machen Sie da?«, fragt eine Stimme. »Hören Sie auf über Obstsalat zu quatschen, und holen Sie ihn rein!«

Ich nehme den Ohrhörer heraus und lasse ihn über meine Schulter baumeln.

»Die Leute sagen immer: ›Es wird gut. Es kommt schon alles wieder in Ordnung‹, du kennst das ja. Das sagen sie, weil ihnen nichts Besseres einfällt. Ich weiß auch nicht, was ich sagen soll, Malcolm. Ich weiß nicht mal, welche Fragen ich stellen soll.

Die meisten Menschen wissen nicht, wie sie mit der Krankheit eines anderen umgehen sollen. Leider gibt es kein Benimmbuch oder eine Liste von Dingen, die man tun und lassen soll.

Entweder kriegt man diesen wässrigen ›Ich ertrag das nicht, ich fang gleich an zu heulen‹-Blick oder krampfartige Fröhlichkeit und Kopf-hoch-Reden. Die andere Möglichkeit ist komplette Verdrängung.«

Malcolm hat nicht geantwortet. Er starrt über die Dächer, als würde er aus einem winzigen Fenster hoch oben im grauen Himmel schauen. Sein Pyjama ist dünn und weiß mit einer gestickten blauen Borte an Kragen und Ärmeln.

Zwischen meinen Knien sehe ich drei Feuerwehrautos und ein halbes Dutzend Streifenwagen. Eines der Feuerwehrautos hat eine ausfahrbare Leiter auf einer Drehscheibe. Ich habe sie bis jetzt nicht groß beachtet, aber nun sehe ich, wie sie sich langsam dreht und nach oben ausgefahren wird. Warum tun sie das? Im selben Moment strafft Malcolm die Schulter gegen das Schrägdach und erhebt sich. Er hockt auf der Dachkante, die Zehen über der Regenrinne, wie ein Vogel auf einem Zweig.

Ich höre jemanden schreien und merke, dass ich es selber bin. Wild gestikulierend bedeute ich ihnen, die Leiter herunterzufahren. Ich sehe aus wie der Selbstmordspringer, während Malcolm vollkommen ruhig wirkt.

Ich taste nach meinem Ohrhörer und höre das Getöse drinnen. Der Krisenstab brüllt den leitenden Feuerwehrmann an, der seinen Stellvertreter anbrüllt, der irgendjemand anderen anbrüllt.

»Tu's nicht, Malcom! Warte!« Ich klinge verzweifelt. »Siehst du die Leiter? Sie wird heruntergefahren. Siehst du? Sie wird heruntergefahren.« In meinen Ohren rauscht das Blut. Er bleibt am Rand des Daches hocken, krallt seine Zehen fest und entspannt sie wieder. Im Profil erkenne ich, wie seine langen dunklen Wimpern langsam blinzeln. In seiner schmalen Brust pocht sein Herz wie das eines Vogels.

»Siehst du den Feuerwehrmann mit dem roten Helm?«, frage ich, um in seine Gedanken zu dringen. »Den mit all den Messingknöpfen auf den Schultern. Was meinst du, wie stehen meine Chancen, ihm von hier aus auf den Helm zu spucken?«

Für den Bruchteil einer Sekunde blickt Malcolm nach unten. Es ist das erste Mal, dass er irgend etwas zur Kenntnis nimmt, was ich gesagt oder getan habe. Die Tür ist einen Spalt weit aufgegangen.

»Manche Leute spucken gern Kirsch- oder Wassermelonenkerne. In Afrika spucken sie mit Dung, was ziemlich ekelig ist. Ich habe irgendwo gelesen, dass der Weltrekord in Kudu-Dung-Spucken bei etwa zehn Meter liegt. Ich glaube, Kudus sind eine Antilopenart, aber die Hand ins Feuer legen würde ich dafür nicht. Mir ist gute altmodische Spucke lieber, und es geht nicht um Weite, sondern um Zielgenauigkeit.«

Er sieht mich jetzt an. Mit einem Zucken meines Kopfes schicke ich einen schaumigen weißen Knubbel im hohen Bogen auf den Weg nach unten. Er wird vom Wind erfasst, nach rechts abgetrieben und landet auf der Windschutzscheibe eines Streifenwagens. Schweigend sehe ich ihm nach und frage mich, was ich falsch gemacht habe.

»Sie haben den Wind nicht einkalkuliert«, sagt Malcolm.

Ich nicke weise und beachte ihn kaum, aber dort, wo ich noch nicht erfroren bin, spüre ich ein warmes Glühen in mir. »Stimmt. Zwischen diesen Gebäuden entsteht ein ziemlicher Windkanal.«

»Billige Ausreden.«

»Na, du hast es bisher ja noch gar nicht versucht.«

Er blickt nach unten und denkt darüber nach. Er schlingt seine Arme um die Knie, als wollte er sich warm halten. Das ist ein gutes Zeichen.

Einen Moment später segelt ein Spuckekügelchen in einem weiten Bogen nach unten.

Gemeinsam sehen wir ihm nach, als wollten wir es mit schierer Willenskraft zwingen, auf Kurs zu bleiben. Es trifft einen Fernsehreporter direkt zwischen die Augen, und Malcolm und ich stöhnen harmonisch auf.

Mein nächster Schuss landet harmlos auf der Treppe vor dem Gebäude. Malcolm fragt, ob er das Ziel ändern kann. Er will noch mal den Fernsehreporter treffen.

»Schade, dass wir keine Wasserbomben haben«, sagt er und stützt das Kinn auf ein Knie.

»Wenn du auf irgendwen auf der Welt eine Wasserbombe werfen könntest, wer wäre das?«

»Meine Eltern.«

»Warum?«

»Ich will nicht noch mal Chemo kriegen. Mir reicht's.« Er führt das nicht weiter aus, und das ist auch nicht nötig. Es gibt nicht viele Behandlungen mit schlimmeren Nebenwirkungen als Chemotherapie. Das Erbrechen, die Übelkeit, die Verstopfung, die Anämie und die schier überwältigende Erschöpfung können unerträglich sein.

»Was sagt dein Onkologe?«

»Er sagt, der Tumor schrumpft.«

»Das ist gut.«

Er lacht bitter. »Das haben sie beim letzten Mal auch gesagt. In Wahrheit jagen sie dem Krebs bloß durch meinen ganzen Körper hinterher. Er geht nicht weg. Er findet bloß ein Versteck. Sie sprechen auch nie von Heilung, sie sprechen von Remission. Manchmal reden sie auch gar nicht mit mir, sondern flüstern bloß mit meinen Eltern.« Er beißt sich auf die Unterlippe, und ein rotes

Mal entsteht, wo das Blut in die Kerbe fließt.

»Mom und Dad denken, dass ich Angst vorm Sterben hätte, aber ich habe keine Angst. Sie sollten ein paar von den anderen Kindern hier sehen. Ich hatte wenigstens ein Leben. Noch fünfzig Jahre mehr wären nett, aber ich habe wie gesagt keine Angst.«

»Wie viele Chemozyklen sind es noch?«

»Sechs. Und dann warten wir ab und sehen weiter. Ich hab nichts dagegen, dass mir die Haare ausfallen. Eine Menge Fußballer rasieren sich den Kopf kahl. David Beckham zum Beispiel; er ist ein Wichser, aber ein verdammt guter Spieler. Keine Augenbrauen zu haben ist allerdings ziemlich bitter.«

»Ich habe gehört, Beckham lässt sich seine zupfen.«

»Von Posh?«

»Ja.«

Das entlockt ihm beinahe ein Lächeln. In der nachfolgenden Stille höre ich Malcolms Zähne klappern.

»Wenn die Chemo nicht wirkt, werden meine Eltern den Ärzten sagen, sie sollen es weiter versuchen. Sie werden mich nie gehen lassen.«

»Du bist alt genug, selbst zu entscheiden.«

»Versuchen Sie mal, *denen* das zu erklären.«

»Das mache ich, wenn du es willst.«

Er schüttelt den Kopf, und ich sehe die Tränen, die ihm in die Augen schießen. Er versucht, sie zu unterdrücken, doch sie quellen in dicken Tropfen unter seinen langen Wimpern hervor, die er mit dem Unterarm wegwischt.

»Gibt es jemanden, mit dem du reden kannst?«

»Ich mag eine der Krankenschwestern. Sie war echt nett zu mir.«

»Ist sie deine Freundin?«

Er wird rot. Bei seiner Blässe sieht es aus, als würde sein Kopf voll Blut laufen.

»Warum kommst du nicht mit rein und wir reden drinnen weiter? Ich kann keine Spucke mehr sammeln, wenn ich nicht einen Schluck zu trinken kriege.«

Er antwortet nicht, aber ich sehe, dass seine Schultern sacken. Er lauscht wieder seinem inneren Dialog.

»Ich habe eine achtjährige Tochter, die Charlie heißt«, sage ich, um ihn zu halten. »Ich weiß noch, wie wir, als sie vier war, zusammen im Park waren, und auf dem Spielplatz habe ich sie auf der Schaukel angeschubst. Und sie hat zu mir gesagt: ›Daddy, weißt du, wenn man die Augen ganz fest zumacht, bis man weiße Sterne sieht, und dann hinterher wieder auf, ist die Welt ganz neu.‹ Netter Gedanke, findest du nicht?«

»Aber es ist nicht wahr.«

»Es kann wahr sein.«

»Nur, wenn man so tut als ob.«

»Warum nicht? Was hält dich davon ab? Die Leute finden es leicht, zynisch und pessimistisch zu sein, dabei ist das unglaublich harte Arbeit. Es ist viel leichter, optimistisch zu sein.«

»Ich habe einen inoperablen Hirntumor«, sagt er ungläubig.

»Ja, ich weiß.«

Ich frage mich, ob meine Worte in Malcolms Ohren genauso hohl klingen wie in meinen. Früher habe ich diesen Kram geglaubt. In zehn Tagen kann sich viel ändern.

Malcolm unterbricht meine Gedanken. »Sind Sie Arzt?«

»Psychologe.«

»Sagen Sie mir noch mal, warum ich herunterkommen soll?«

»Weil es hier oben kalt ist und gefährlich und ich gesehen habe, wie Menschen aussehen,

nachdem sie von hohen Gebäuden gestürzt sind. Komm rein. Zum Aufwärmen.«

Er blickt auf den Rummel aus Krankenwagen, Feuerwehrautos, Streifenwagen und Fernseh-Übertragungswagen hinab. »Ich hab den Spuckwettbewerb gewonnen.«

»Ja, hast du.«

»Und Sie reden mit Mum und Dad?«

»Auf jeden Fall.«

Er versucht aufzustehen, doch seine Beine sind kalt und steif. Wegen seiner linksseitigen Lähmung kann er seinen Arm nicht benutzen. Um sich nach oben zu hängeln, braucht er aber beide Arme.

»Bleib einfach, wo du bist. Ich sag denen, dass sie eine Leiter hochfahren sollen.«

»Nein!«, erwidert er drängend, und ich sehe seinen Gesichtsausdruck. Er will nicht im Scheinwerferlicht der Fernsehkameras und unter den Fragen der Reporter heruntergeholt werden.

»Okay, dann komme ich zu dir.« Ich bin erstaunt, wie mutig das klingt. Ich rutsche vorsichtig auf dem Hintern seitwärts, weil ich zu viel Angst habe aufzustehen. Ich habe meinen Sicherheitsgurt nicht vergessen, bin jedoch nach wie vor nicht überzeugt, dass sich jemand die Mühe gemacht hat, ihn zu befestigen.

Während ich mich auf der Regenrinne vortaste, schießen mir lauter Bilder durch den Kopf, was alles schief gehen könnte. Wenn dies ein Hollywoodfilm wäre, würde Malcolm im letzten Moment ausrutschen und ich würde ihn mit einem Hechtsprung auffangen. Entweder das oder ich würde fallen und er würde mich retten.

Andererseits könnten wir – weil dies das wirkliche Leben ist – beide umkommen oder Malcolm könnte überleben, und ich könnte alsrettender Fänger selbst in den Tod stürzen.

Obwohl er sich nicht bewegt hat, sehe ich in Malcolms Blick ein neues Gefühl. Vor ein paar Minuten war er, ohne einen Moment zu zögern, bereit, von diesem Dach zu springen. Jetzt will er leben, und das Nichts unter seinen Füßen ist zum Abgrund geworden.

Der amerikanische Philosoph William James (ein heimlicher Phobiker) hat 1884 einen Artikel geschrieben, in dem er über das Wesen der Angst sinniert. Als Beispiel wählte er einen Menschen, der einem Bären begegnet. Ergreift der Mensch die Flucht, weil er Angst hat, oder bekommt er erst Angst, nachdem er bereits zu rennen begonnen hat? Mit anderen Worten, hat ein Mensch Zeit genug zu denken, dass irgendetwas beängstigend ist, oder geht die Reaktion dem Gedanken voraus?

Seither drehen sich Wissenschaftler und Psychologen in einer Art Huhn-oder-Ei-Kontroverse im Kreis. Was kommt zuerst – das bewusste Empfinden von Angst oder das pochende Herz und das ausgeschüttete Adrenalin, das uns motiviert, zu kämpfen oder zu fliehen?

Jetzt weiß ich die Antwort, aber vor lauter Angst habe ich die Frage vergessen.

Ich bin nur noch ein paar Schritte von Malcolm entfernt. Seine Wangen sind blau angelaufen, und er hat aufgehört zu zittern. Ich drücke meinen Rücken an die Mauer, schiebe ein Bein unter meinen Hintern und drücke meinen Oberkörper nach oben, bis ich aufrecht stehe.

Für einen Moment betrachtet Malcolm meine ausgestreckte Hand und greift dann langsam danach. Ich packe sein Handgelenk und ziehe ihn nach oben, bis ich meinen Arm um seine schlanke Hüfte legen kann. Seine Haut fühlt sich an wie Eis.

Man kann den Sicherheitsgurt vorne aufschnallen und die Riemen verlängern. Ich ziehe sie um seine Hüfte und wieder durch die Schnalle, sodass wir jetzt aneinander gebunden sind. Seine Wollmütze schabt rau an meiner Wange.

»Was soll ich machen?«, fragt er mit brüchiger Stimme.

»Du kannst beten, dass das andere Ende irgendwo festgebunden ist.«

Auf dem Dach des Marsden Hospital war ich wahrscheinlich sicherer als zu Hause mit Julianne. Ich weiß nicht mehr genau, wie sie mich genannt hat, aber ich glaube, dass sie die Worte unverantwortlich, fahrlässig, achtlos, unreif und als Vater unfähig benutzt hat. Das war, nachdem sie mit einer Ausgabe der *Marie Claire* auf mich eingeschlagen und mir das Versprechen abgerungen hat, nie wieder etwas derart Dummes zu tun.

Charlie hingegen gibt keine Ruhe. Sie hüpfst in ihrem Schlafanzug auf dem Bett auf und ab und bedrängt mich mit Fragen, wie hoch es war, ob ich Angst hatte und ob die Feuerwehrleute ein großes Netz bereithatten, um mich aufzufangen.

»Endlich kann ich mal was Aufregendes erzählen«, sagt sie und boxt mich auf den Arm. Zum Glück hört Julianne sie nicht.

Jeden Morgen wenn ich mich aus dem Bett gekämpft habe, vollführe ich ein kleines Ritual. Wenn ich mich bücke, um die Schuhe zuzubinden, bekomme ich eine ziemlich gute Vorstellung davon, was für eine Art von Tag vor mir liegt. Anfang der Woche, wenn ich ausgeruht bin, habe ich kaum Probleme, die Finger meiner linken Hand zu bewegen. Knöpfe finden in ihre Löcher, Gürtel ihre Schlaufen, und ich kann sogar einen Windsor-Knoten binden. An schlechten Tagen wie diesem ist es eine andere Geschichte. Der Mann, den ich im Spiegel sehe, braucht zwei Hände, um sich zu rasieren, und erscheint mit kleinen Toilettenpapierfetzen an Kinn und Hals zum Frühstück. An solchen Vormittagen sagt Julianne zu mir: »Du hast einen funkelnagelneuen elektrischen Rasierapparat im Bad.«

»Ich mag keine elektrischen Rasierer.«

»Warum nicht?«

»Weil ich Rasierseife mag.«

»Was gibt es an Rasierseife zu mögen?«

»Das Einseifen. Allein das Wort klingt wunderbar, findest du nicht? Ziemlich sexy – einseifen. Es ist dekadent.«

Sie kichert jetzt, versucht jedoch weiter, verärgert auszusehen.

»Die Leute *seifen* sich ein; sie *seifen* ihre Körper mit Duschgel ein. Ich finde, wir sollten unsere Scones mit Sahne und Marmelade *einseifen*. Und im Sommer könnten wir uns mit Sonnenöl *einseifen*... wenn es je einen Sommer gibt.«

»Du bist albern, Daddy«, sagt Charlie und blickt von ihren Cornflakes auf.

»Danke, mein Turteltaubchen.«

»Ein komisches Genie«, sagt Julianne und knibbelt das Klopapier aus meinem Gesicht.

Ich setze mich an den Tisch, gebe einen Löffel Zucker in meinen Kaffee und fange an zu rühren. Julianne beobachtet mich. Der Löffel stockt in der Tasse. Ich konzentriere mich und befehle meiner linken Hand, sich zu rühren, doch keine noch so große Willenskraft kann sie bewegen. Elegant wechsele ich den Löffel in die rechte Hand.

»Wann siehst du Jock?«, fragt sie.

»Am Freitag.« *Bitte keine weiteren Fragen.*

»Hat er dann die Ergebnisse der Tests?«

»Er wird mir sagen, was wir schon wissen.«

»Aber ich dachte – «

»Das hat er mir nicht gesagt!« Ich hasse die Schärfe in meiner Stimme.

Julianne zuckt nicht einmal mit der Wimper. »Jetzt habe ich dich wütend gemacht. Albern gefällst du mir besser.«

»Ich bin albern. Das weiß jeder.«

Ich kann sie durchschauen. Sie denkt, dass ich machomäßig versuche, meine Gefühle zu

verbergen oder gnadenlos optimistisch zu sein, während ich in Wirklichkeit zusammenbreche. Meine Mutter ist genauso – sie ist eine verdamte Hobbypsychologin geworden. Warum überlassen sie es nicht den Experten, sich zu irren?

Julianne hat mir den Rücken zugewandt und zerkrümelt trockenes Brot, um es draußen für die Vögel auszustreuen. Mitgefühl ist ihre Lieblingsbeschäftigung.

In ihrem grauen Jogginganzug, den Turnschuhen und der Baseballkappe über dem kurzen dunklen Haar sieht sie aus wie siebenundzwanzig, nicht wie siebenunddreißig. Anstatt dass wir in Würde gemeinsam alt werden, hat sie das Geheimnis ewiger Jugend entdeckt, während ich zwei Anläufe brauche, um vom Sofa aufzustehen. Bei ihr hat sogar das Gebären leicht ausgesehen, obwohl ich ihr das nie sagen würde, es sei denn, ich entwickelte eine Todessehnsucht.

Wir sind seit sechzehn Jahren verheiratet, und wenn die Leute mich fragen, warum ich Psychologe geworden bin, sage ich: »Wegen Julianne. Ich wollte wissen, was sie wirklich denkt.« Es hat nicht funktioniert. Ich habe noch immer keine Ahnung. Normalerweise ist Sonntagmorgen *meine* Zeit. Ich vergrabe mich unter dem vereinten Gewicht von vier Zeitungen und trinke Kaffee, bis meine Zunge sich pelzig anfühlt. Nach den gestrigen Ereignissen werde ich die Titelzeilen überschlagen, obwohl Charlie darauf besteht, dass wir die Artikel ausschneiden und in ein Notizbuch kleben. Vermutlich ist es ziemlich cool, ausnahmsweise mal »cool« zu sein. Bis gestern fand sie meinen Job langweiliger als Kriket.

Charlie ist ausgehfertig in Jeans, Pulli und Skijacke, weil ich versprochen habe, dass sie heute mitkommen darf. Seit sie ihr Frühstück heruntergeschluckt hat, beobachtet sie mich ungeduldig – und findet, dass ich meinen Kaffee zu langsam trinke.

Als es Zeit ist, den Wagen voll zu packen, tragen wir die Pappkartons aus dem Gartenschuppen und stellen sie neben meinen alten Metro. Julianne sitzt mit einer Tasse Kaffee auf den Knien auf der Treppe vor dem Haus. »Ihr seid beide verrückt, wisst ihr das?«

»Wahrscheinlich.«

»Man wird euch verhaften.«

»Und du bist schuld.«

»Wieso bin ich schuld?«

»Weil du nicht mitkommen willst. Wir brauchen einen Fluchtfahrer.«

Charlie stimmt mit ein. »Komm, Mum. Dad hat gesagt, dass du früher auch mitgekommen bist.«

»Da war ich noch jung und dumm und keine Elternvertreterin an deiner Schule.«

»Wusstest du, Charlie, dass deine Mutter bei meiner zweiten Verabredung mit ihr verhaftet worden ist, weil sie auf einen Fahnenmast geklettert ist und die südafrikanische Flagge heruntergeholt hat?«

Julianne wirft mir einen wütenden Blick zu. »Erzähl ihr das nicht!«

»Bist du wirklich verhaftet worden?«

»Ich wurde verwarnt. Das ist nicht das Gleiche.«

Zwei Kartons stehen auf dem Dachgepäckträger, zwei im Kofferraum und zwei auf dem Rücksitz. Feine Schweißperlen wie poliertes Glas zieren Charlies Oberlippe. Sie zieht ihre Skijacke aus und stopft sie zwischen die Sitze.

Ich wende mich noch einmal zu Julianne um. »Bist du sicher, dass du nicht mitkommen willst?«

Ich weiß, dass du eigentlich willst.«

»Und wer stellt die Kautions für uns?«

»Das macht deine Mutter.«

Sie kneift die Augen zusammen und stellt ihre Kaffeetasse hinter der Tür ab. »Aber ich tue es nur unter Protest.«

»Wird vermerkt.«

Sie streckt die Hand aus, damit ich ihr die Wagenschlüssel gebe. »Und ich fahre.«

Sie schnappt sich eine Jacke von der Garderobe im Flur und zieht die Tür zu. Charlie zwängt sich zwischen die Kartons auf dem Rücksitz und beugt sich aufgereggt vor. »Erzähl mir noch mal die Geschichte«, sagt sie, als wir uns in den leichten Verkehr auf der Prince Albert Road am Regent's Park einfädeln. »Und lass nichts aus, bloß weil Mum dabei ist.«

Ich kann ihr nicht die ganze Geschichte erzählen. Ich kann mich nicht einmal selbst an alle Einzelheiten erinnern. In ihrem Mittelpunkt steht meine Großtante Gracie – der wirkliche Grund, warum ich Psychologe geworden bin. Sie war die jüngste Schwester meiner Großmutter mütterlicherseits und ist im Alter von achtzig Jahren gestorben, nachdem sie beinahe sechzig Jahre lang keinen Fuß mehr vor ihre Haustür gesetzt hatte.

Sie lebte eine Meile von meinem Elternhaus entfernt in West London, in einem großen, alten, frei stehenden viktorianischen Haus mit kleinen Türmchen auf dem Dach, eisernen Balkonen und einem Kohlenkeller. Die Haustür hatte zwei rechteckige Bleiglasfenster. Wenn ich meine Nase dagegen drückte, sah ich Dutzende gebrochener Bilder von Tante Gracie, die den Flur hinuntereilte, weil sie mein Klopfen gehört hatte. Sie öffnete die Tür gerade weit genug, um mich hereinzulassen, und schloss sie dann eilig wieder.

Sie war groß und knochig mit klaren blauen Augen und hellem Haar, das mit den Jahren von weißen Strähnen durchzogen wurde. Sie trug immer ein langes schwarzes Samtkleid mit einer Perlenkette, die vor dem dunklen Stoff zu leuchten schien.

»Finnegan, komm! KOMM! Joseph ist hier!«

Finnegan war ein Jack Russell, der nicht bellen konnte. Sein Kehlkopf war bei einem Kampf mit einem Schäferhund aus der Nachbarschaft zertrümmert worden. Anstatt zu bellen, schnaufte und keuchte er, als ob er bei einem Pantomimentheater für die Rolle des großen bösen Wolfs vorsprechen würde.

Gracie sprach mit Finnegan, als ob er ein Mensch wäre. Sie las ihm Geschichten aus der Zeitung vor oder stellte ihm Fragen zu lokalen Angelegenheiten. Sie nickte, wenn er mit einem Schnauben, Keuchen oder einem Furz antwortete. Finnegan hatte sogar seinen eigenen Stuhl am Tisch, und Gracie steckte ihm heimlich Kuchenstückchen zu, während sie sich gleichzeitig dafür schalt, »das Tier von Hand zu füttern«.

Wenn Gracie Tee ausschenkte, goss sie meine Tasse immer halb voll Milch, weil ich zu jung war, das unverdünnte starke Gebräu zu trinken. Wenn ich auf den Stühlen am Esstisch saß, reichten meine Füße kaum auf den Boden, und wenn ich mich zurücklehnte, ragten meine Beine unter dem weißen Spitzentischtuch hervor.

Als ich Jahre später längst mit den Füßen auf den Boden kam und mich bücken musste, um Gracie auf die Wange zu küssen, goss sie meine Tasse immer noch halb voll Milch. Vielleicht wollte sie nicht, dass ich erwachsen wurde.

Wenn ich direkt von der Schule zu ihr ging, ließ sie mich neben sich auf der Chaiselongue Platz nehmen und fasste meine Hand. Sie wollte alles über meinen Tag wissen. Welche Spiele ich gespielt hatte. Womit meine Butterbrote belegt waren. Sie saugte die Details auf, als würde sie sich jeden meiner Schritte vorstellen.

Gracie war eine klassische Agoraphobikerin – sie hatte Angst vor offenen Plätzen. Nachdem sie es leid war, meine Fragen abzuwimmeln, hat sie einmal versucht, es mir zu erklären.

»Hattest du schon einmal Angst vor der Dunkelheit?«, fragte sie.

»Ja.«

»Was hast du geglaubt, was passieren würde, wenn das Licht ausgeht?«

»Dass mich ein Monster kriegen würde.«

»Hast du dieses Monster je gesehen?«

»Nein. Mum sagt, es gibt keine Monster.«

»Sie hat Recht. Es gibt wirklich keine Monster. Woher ist dein Monster also gekommen?«

»Von hier oben.« Ich tippte mir an die Stirn.

»Genau. Ich habe auch ein Monster. Ich weiß, dass es dieses Monster angeblich gar nicht gibt, aber es geht nicht weg.«

»Wie sieht dein Monster aus?«

»Es ist über drei Meter groß und hat ein Schwert. Wenn ich versuche, das Haus zu verlassen, schlägt es mir den Kopf ab.«

»Denkst du dir das aus?«

Sie lachte und versuchte, mich zu kitzeln, doch ich schob ihre Hände weg. Ich wollte eine ehrliche Antwort.

Sie wurde der Unterhaltung überdrüssig, kniff die Augen fest zu und steckte ein paar lose weiße Strähnen in ihren festen Dutt. »Hast du je einen dieser Horrorfilme gesehen, in denen der Held fliehen will und der Wagen springt nicht an? Er dreht den Zündschlüssel und tritt aufs Gaspedal, doch der Motor hustet nur und säuft ab. Und man sieht den Schurken schon kommen. Er hat eine Pistole oder ein Messer. Und man will schreien: ›Mach, dass du weg kommst! Los! Er kommt immer näher!‹«

Ich nickte mit großen Augen. »Na, stell dir diese Angst vor«, sagte sie, »multipliziere sie mit hundert, und dann weißt du, wie ich mich fühle, wenn ich nur daran denke, rauszugehen.«

Sie stand auf und verließ das Zimmer. Die Diskussion war beendet. Ich habe das Thema nie wieder zur Sprache gebracht. Ich wollte sie nicht traurig machen.

Ich weiß nicht, wovon sie gelebt hat. Es trafen regelmäßig Schecks aus einer Anwaltskanzlei ein, doch Gracie stellte sie auf den Kaminsims, wo sie sie täglich anstarren konnte, bis sie abgelaufen waren. Ich vermute, dass sie Teil ihrer Erbschaft waren, doch sie wollte nichts mit dem Geld ihrer Familie zu tun haben. Den Grund kannte ich nicht – noch nicht.

Sie arbeitete als Näherin – sie nähte Brautkleider und Brautjungfernkleider. Häufig war das Wohnzimmer mit Seide und Organza dekoriert und eine zukünftige Braut stand auf einem Hocker vor Gracie, die eine Reihe Stecknadeln im Mund hatte. Es war kein Ort für kleine Jungen – es sei denn, sie wollten als Modell Kleider anprobieren.

Die Zimmer im ersten Stock waren voll gestopft mit dem, was Gracie ihr »Sammelsurium« nannte. Damit meinte sie Bücher, Modezeitschriften, Stoffballen, Garnspulen, Hutschachteln, Säcke voller Wolle, Fotoalben, Stoffspielzeug und eine Fundgrube unerschlossener Schachteln und Truhen.

Die meisten Stücke ihres »Sammelsuriums« waren gebraucht oder per Postversand bestellt. Die Kataloge lagen stets aufgeschlagen auf dem Couchtisch, und jeden Tag brachte der Postbote etwas Neues.

Gracies Weltsicht war verständlicherweise ziemlich begrenzt. Die Fernsehnachrichten und aktuellen Sendungen schienen Konflikte und Leiden mit einem Vergrößerungsglas zu betrachten. Sie sah kämpfende Menschen, sterbende Natur, fallende Bomben und verhungernde Länder. Und auch wenn das nicht die Gründe für ihre Flucht vor der Welt waren, so stellte das alles keinerlei Anreiz dar, dorthin zurückzukehren.

»Es macht mir schon Angst, wenn ich nur sehe, wie klein du noch bist«, erklärte sie mir. »Dies sind keine guten Zeiten, um Kind zu sein.« Sie blickte aus dem Erkerfenster und schüttelte sich, als könnte sie ein schreckliches Schicksal sehen, das dort draußen auf mich wartete. Ich sah bloß einen überwucherten und ungepflegten Garten, in dem weiße Schmetterlinge zwischen den knorriegen Ästen der Apfelbäume hin und her flatterten.

»Willst du nie rausgehen?«, fragte ich sie. »Willst du nie die Sterne betrachten oder am Flussufer entlanggehen und die Gärten bewundern?«

»Ich habe vor langer Zeit aufgehört, darüber nachzudenken. «

»Was vermisst du am meisten?«

»Nichts.«

»Irgendwas muss es doch geben.«

Sie überlegte einen Moment. »Ich habe den Herbst geliebt, wenn die Blätter sich verfärben und abfallen. Wir sind immer in die Kew Gardens gegangen, und ich bin über die Wege gerannt, habe mit den Füßen die Blätter aufgewirbelt und versucht, sie zu fangen. Die zusammengerollten Blätter segelten von einer Seite zur anderen wie winzige Boote in der Luft, bis sie in meinen Händen gelandet sind.«

»Ich könnte dir die Augen verbinden«, schlug ich vor.

»Nein.«

»Und wenn ich einen Karton über deinen Kopf stülpe. Du könntest so tun, als wärst du drinnen.«

»Lieber nicht.«

»Ich könnte warten, bis du schlafst und dann dein Bett aus dem Haus schieben.«

»Die Treppe runter?«

»Hmm. Könnte schwierig werden.«

Sie legte einen Arm um meine Schulter. »Mach dir um mich keine Sorgen. Ich bin hier drinnen recht glücklich.«

Von da an war es eine Art Dauerwitz zwischen uns beiden. Ich dachte mir ständig neue Methoden aus, sie aus dem Haus zu locken, und schlug ihr neue Hobbys wie Drachenfliegen oder Flugakrobatik vor. Gracie reagierte mit gespieltem Entsetzen und erklärte mir, dass ich der *eigentlich* Verrückte wäre.

»Und was ist mit ihrem Geburtstag?«, fragt Charlie ungeduldig. Wir fahren durch St. John's Wood und kommen gerade am Lord's Cricketplatz vorbei. Vor den öden Mauern strahlen die Lichter der Verkehrsampeln besonders hell.

»Ich dachte, du wolltest die ganze Geschichte hören?«

»Ja, aber ich werde auch nicht jünger.«

Julianne kriegt einen Kicheranfall. »Den Sarkasmus hat sie von dir.«

»Okay«, sage ich seufzend, »ich erzähle dir von Tante Gracies Geburtstag. Sie hat ihr Alter nie zugegeben, aber ich wusste, dass sie fünfundfünfzig wurde, weil ich beim Ansehen ihrer Fotoalben auf ein paar Daten gestoßen war.«

»Du hast gesagt, sie wäre schön gewesen.«

»Ja. Auf den alten Fotos kann man das nur schwer erkennen, weil niemand je gelächelt hat und die Frauen schlicht Furcht einflößend aussahen. Gracie war anders. Sie hatte funkelnnde Augen und sah immer so aus, als würde sie jeden Moment anfangen zu kichern. Und sie hat ihren Gürtel stets ein wenig enger gezogen und sich absichtlich so hingestellt, dass das Licht durch ihre Unterröcke fiel.«

»Sie war eine Kokette«, sagt Julianne.

»Was ist eine Kokette?«

»Vergiss es.«

Charlie runzelt die Stirn, schlingt die Arme um die Beine und legt ihr Kinn auf die Flicken auf den Knien ihrer Jeans.

»Es war ziemlich schwierig, eine Überraschung für Gracie zu planen, weil sie das Haus natürlich nie verlassen hat«, erkläre ich. »Ich musste alles machen, während sie schlief – «

»Wie alt warst du?«

»Sechzehn. Ich war noch in Charterhouse.«

Charlie nickt und fängt an, ihr Haar hochzustecken. Wenn sie das macht, sieht sie genau aus wie Julianne.

»Gracie hat ihre Garage nicht benutzt. Sie brauchte kein Auto. Die Garage hatte große Holztüren zur Einfahrt sowie einen Durchgang zur Waschküche. Zuerst habe ich aufgeräumt, den ganzen Müll weggeschafft und die Wände getüncht.«

»Da musst du aber ganz leise gewesen sein.«

»War ich.«

»Und dann hast du Lichterketten besorgt?«

»Hunderte. Sie sahen aus wie funkelnende Sterne.«

»Und dann hast du den großen Sack geholt.«

»Genau. Ich habe vier Tage gebraucht. Ich habe ihn auf der Schulter auf meinem Fahrrad transportiert. Die Leute haben wahrscheinlich gedacht, ich wäre ein Straßenkehrer oder Parkwächter.«

»Sie haben wahrscheinlich gedacht, du bist verrückt.«

»Unbedingt.«

»Genau so wie wir verrückt sind?«

»Ja.« Ich riskiere einen Seitenblick zu Julianne, die aber nicht anbeißt.

»Was ist als Nächstes passiert?«, fragt Charlie.

»Nun, am Morgen ihres Geburtstags kam Gracie nach unten, ich habe ihr erklärt, dass sie die Augen zumachen müsse. Sie hat meinen Arm gefasst, und ich habe sie durch die Küche in die Waschküche und dann in die Garage geführt. Als sie die Tür öffnete, rollte ihr eine hüfthohe Laublawine entgegen. Ich sagte: ›Herzlichen Glückwunsch.‹ Du hättest ihr Gesicht sehen sollen. Sie sah von den Blättern wieder zu mir. Einen Moment lang dachte ich, sie wäre wütend, doch dann hat sie mich angestrahlt.«

»Ich weiß, was als Nächstes passiert ist«, sagt Charlie.

»Ja, weil ich es dir erzählt habe.«

»Sie ist durch die ganzen Blätter gerannt.«

»Ja, wir alle beide. Wir haben sie hoch geworfen und mit den Füßen aufgewirbelt. Wir haben uns mit Laub beschmissen und die Blätter zu Haufen aufgetürmt. Irgendwann waren wir beide so erschöpft, dass wir in ein Bett aus Laub gesunken sind und zu den Sternen aufgeschaut haben.«

»Aber es waren keine echten Sterne, oder?«

»Nein, aber wir konnten so tun als ob.«

Der Eingang zum Kensal Green Cemetery liegt in der Harrow Road und ist leicht zu übersehen. Julianne fährt die schmale Straße hinunter und parkt möglichst weit entfernt vom Häuschen des Friedhofswärters unter einer Gruppe von Bäumen. Ich schaue aus dem Fenster und sehe ordentliche Reihen von Grabsteinen, unterbrochen von Wegen und Blumenbeeten.

»Ist es verboten?«, flüstert Charlie.

»Ja«, sagt Julianne.

»Nicht direkt«, widerspreche ich und fange an, die Kartons auszuladen und Charlie zu reichen.

»Ich kann zwei nehmen«, erklärt sie.

»Okay, ich nehme drei, und dann kommen wir zurück und holen den Rest. Es sei denn, Mum – «

»Oh, ich bin hier ganz zufrieden.« Sie hat sich seit unserer Ankunft nicht von der Stelle gerührt.

Wir marschieren los und bleiben anfangs in der Nähe der Bäume. Zwischen den Gräbern erstrecken sich lange Rasenflächen. Ich gehe vorsichtig, um keine Blumen niederzutrampeln und mir an niedrigen Grabsteinen nicht die Schienbeine zu stoßen. Die Geräusche der Harrow Road verklingen und werden von Vogelgezwitscher und dem regelmäßigen Dröhnen der Schnellzüge ersetzt.

»Kennst du den Weg?«, fragt Charlie hinter mir leicht keuchend.

»Es ist da drüben, Richtung Kanal. Sollen wir eine Pause machen? «

»Schon gut.« Ihre Stimme klingt unvermittelt zweifelnd. »Dad?«

»Ja?«

»Diese Blätter kann sie nicht wirklich aufwirbeln, weil sie tot ist, oder?«

»Nein.«

»Ich meine, sie kann nicht wieder lebendig werden. Das machen Tote nicht, oder? Ich habe nämlich Zeichentrickfilme über Zombies und Mumien gesehen, die von den Toten zurückkehren, aber in Wirklichkeit passiert so was nicht, oder?«

»Nein.«

»Und Gracie ist jetzt im Himmel, oder? Dorthin ist sie doch gegangen.«

»Ja.«

»Und was machen wir dann mit all den Blättern hier?«

In solchen Augenblicken verweise ich Charlie normalerweise direkt an Julianne, die sie postwendend mit der Bemerkung zu mir zurückschickt: »Dein Vater ist Psychologe. Er kennt sich mit so was aus.«

Charlie wartet.

»Was wir machen, ist sozusagen symbolisch«, sage ich.

»Was bedeutet das?«

»Hast du die Leute schon mal sagen hören: ›Es ist der Gedanke, der zählt.‹?«

»Das sagst du immer, wenn mir jemand etwas schenkt, das mir nicht gefällt. Du sagst, ich soll dankbar sein, auch wenn das Geschenk blöd ist.«

»Das ist nicht genau das, was ich meine.« Ich probiere es mit einem neuen Ansatz. »In Wirklichkeit kann Tante Gracie diese Blätter natürlich nicht aufwirbeln. Aber egal wo sie ist, ich glaube, wenn sie uns jetzt zuguckt, dann lacht sie. Und es gefällt ihr bestimmt. Darauf kommt es an.«

»Und sie wirbelt im Himmel Blätter auf?«, will Charlie wissen.

»Auf jeden Fall.«

»Glaubst du, dass sie draußen ist, oder gibt es im Himmel auch irgendwas, wo man drinnen sein kann?«

»Ich weiß es nicht.«

Ich stelle meine Kartons ab und nehme Charlie ihre ab. Gracies Grabstein ist ein schlichter quadratischer Granitblock. Jemand hat eine schlammverschmierte Schaufel an die Messingplakette gelehnt und vergessen. Ich stelle mir Grabräuber vor, die eine Teepause machen, aber heutzutage arbeiten sie bestimmt mit Maschinen und nicht mehr mit Muskelkraft. Ich werfe die Schaufel zur Seite, und Charlie wischt die Plakette mit dem Ärmel ihrer Skijacke blank. Ich schleiche mich von hinten an und kippe einen Karton Laub über ihr aus.

»Hey, das ist nicht fair!« Charlie sammelt eine Hand voll Blätter ein und stopft sie mir in den Nacken meines Pullovers. Kurz darauf ist alles mit Blättern übersät. Gracies Grabstein ist komplett unter unserem Herbstopfer begraben.

Plötzlich räuspert sich hinter mir jemand laut, und Charlie stößt einen überraschten Schrei aus. Vor dem Hintergrund des blassen Himmels zeichnet sich die Silhouette des Friedhofswärters ab, die Beine gespreizt und die Hände in die Hüften gestemmt. Er trägt eine grüne Jacke und schlammige Gummistiefel, die aussehen, als wären sie ihm zu groß.

»Könnten Sie mir vielleicht erklären, was Sie hier machen?«, fragt er mit monotoner Stimme und kommt einen Schritt näher. Er hat ein flaches rundes Gesicht, eine breite Stirn und eine Glatze und erinnert an *Thomas, die kleine Lokomotive*.

»Das ist eine lange Geschichte«, sage ich zaghaft.

»Sie entweihen ein Grab.«

Das klingt so albern, dass ich lachen muss. »Das glaube ich kaum.«

»Sie finden das komisch? Das ist Vandalismus. Es ist ein Verbrechen. Das ist Verschmutzung – «

»Trockenes Laub fällt nicht im engeren Sinne unter Verschmutzung. «

»Kommen Sie mir nicht mit Spitzfindigkeiten«, stottert er.

Charlie entscheidet sich, dazwischenzugehen. Mit atemloser Eloquenz erklärt sie: »Heute ist Gracies Geburtstag, aber wir können keine Party für sie geben, weil sie schon tot ist. Sie geht nicht gern raus. Wir haben ihr ein paar Blätter mitgebracht. Sie wirbelt gern mit den Füßen Blätter auf. Keine Angst, sie ist kein Zombie oder eine Mumie. Sie kommt nicht von den Toten zurück. Sie ist im Himmel. Glauben Sie, dass es im Himmel Bäume gibt?«

Der Friedhofswärter sieht sie vollkommen verdutzt an und braucht einen Moment, bis er begreift, dass die letzte Frage an ihn gerichtet ist. Es scheint, als hätte es ihm die Sprache verschlagen, er unternimmt einige erfolglose Anläufe zu sprechen, bevor seine Stimme ihn ganz im Stich lässt. Nunmehr vollkommen entwaffnet, geht er in die Hocke und sieht ihr direkt in die Augen.

»Wie heißt du denn, Fräuleinchen?«

»Charlie Louise O'Loughlin. Und Sie?«

»Mr. Gravesend.«

»Das ist ziemlich komisch.«

»Ja, mag sein.« Er lächelt.

Ungleich weniger warmherzig sieht er nun mich an. »Wissen Sie, wie viele Jahre ich schon versuche, den Mistkerl zu schnappen, der immer Blätter auf dieses Grab schüttet?«

»Ungefähr fünfzehn?«, schätzt ich.

»Ich wollte sagen, dreizehn, aber ich glaube Ihnen gerne. Ich habe beobachtet, wann Sie kommen. Ich habe mir das Datum notiert. Vor zwei Jahren hätte ich Sie beinahe erwischt, aber da müssen Sie mit einem anderen Auto gekommen sein.«

»Mit dem Wagen meiner Frau.«

»Und im letzten Jahr hatte ich frei – ein Samstag. Ich habe dem jungen Whitney gesagt, er soll Ausschau nach Ihnen halten, aber der hält mich für zwanghaft und meint, ich soll mich über einen Haufen Blätter nicht so aufregen.«

Er stößt mit der Stiefelspitze gegen den anstößigen Haufen. »Aber ich nehme meinen Job sehr ernst. Die Leute kommen hierher und probieren alles Mögliche, sie pflanzen Eichen auf Gräber oder deponieren Spielzeug. Wo soll das enden, wenn wir so etwas durchgehen lassen?«

»Muss ein harter Job sein«, sage ich.

»Da haben Sie verdammt Recht!« Er sieht Charlie an. »Verzeihung, mein Fräulein.«

Sie kichert.

Mir fällt ein flackerndes Blaulicht am anderen Ufer des Kanals auf, und über seine Schulter hinweg sehe ich zwei Polizeiwagen, die neben einem dritten, bereits wartenden halten. Ihre Lichter spiegeln sich im Wasser und beleuchten stroboskopartig die Stämme der winterlichen Bäume, die wie Wächter zwischen den Gräbern stehen.

Mehrere Polizisten starren in eine Mulde neben dem Kanal. Ihre Gesichter wirken erfroren, bis einer beginnt, die Stelle mit blau-weißem Polizeiband abzusperren, das er um Bäume und Zaunpfähle wickelt.

Mr. Gravesend ist verstummt und weiß nicht, was er als Nächstes tun soll. Sein Plan reichte nur bis zu meiner Ergreifung, weiter ging er nicht. Außerdem hat er nicht erwartet, dass Charlie hier sein würde.

Ich ziehe eine Thermoskanne aus meiner Manteltasche. In der anderen Tasche habe ich zwei Becher. »Wir wollten gerade einen heißen Kakao trinken. Möchten Sie auch einen?«

»Sie können meinen Becher benutzen«, sagt Charlie. »Ich teile ihn mit Ihnen.«

Er denkt darüber nach und fragt sich, ob man ihm das als Bestechlichkeit auslegen könnte. »So weit ist es also gekommen«, sagt er mit klarer sanfter Stimme. »Entweder ich lasse Sie verhaften oder ich trinke einen heißen Kakao.«

»Mum hat gesagt, wir würden verhaftet«, meldet sich Charlie wieder zu Wort. »Sie hat gesagt, wir wären verrückt.«

»Du hättest auf deine Mama hören sollen.«

Ich reiche dem Friedhofswärter den einen, Charlie den anderen Becher an.

»Herzlichen Glückwunsch, Tante Gracie«, sagt sie. Mr. Gravesend murmelt eine angemessen klingende Antwort, während er immer noch darüber staunt, wie schnell er kapituliert hat.

In diesem Moment sehe ich zwei Kartons nahen, die über schwarzen Leggins und Turnschuhen durch das Halbdunkel schwanken.

»Das ist meine Mum. Sie ist unser Wachposten«, stellt Charlie fest.

»Nicht unbedingt ihre Stärke«, gibt Mr. Gravesend zurück.

»Nein.«

Julianne lässt die Kartons fallen und stößt einen überraschten Schrei aus, der ähnlich klingt wie Charlies.

»Keine Sorge, Mum, du wirst nicht wieder verhaftet.«

Der Friedhofswärter zieht die Augenbrauen hoch und Julianne lächelt matt. Wir teilen uns den heißen Kakao und plaudern. Mr. Gravesend erzählt von den Schriftstellern, Malern und Staatsmännern, die auf diesem Friedhof begraben liegen, und bei den meisten klingt es so, als wären sie seine persönlichen Freunde gewesen, obwohl sie schon seit einhundert Jahren tot sind. Charlie tobt durch die Blätter, bis sie unvermittelt erstarrt. Sie blickt den Hang zum Kanal hinunter. Bogenlampen sind eingeschaltet worden, und am Wasser wird ein Zelt aufgebaut. Aus einer Leuchtpistole werden mehrere Schüsse abgegeben.

»Was ist da los?«, fragt sie neugierig und will hinuntergehen. Julianne zieht sie sanft an sich und legt den Arm um Charlies Schultern.

Charlie sieht erst mich und dann den Friedhofswärter an. »Was machen die da?«

Niemand antwortet. Stattdessen beobachten wir schweigend das Geschehen, von einem Gefühl niedergedrückt, das über Trauer hinausgeht. Die Luft ist kälter geworden und riecht nach Feuchtigkeit und Verwesung. Das markenschüttende Kreischen von Stahl in einem entfernten Lagerhof klingt wie ein Schmerzensschrei.

Auf dem Kanal ist ein Boot. Männer in fluoreszierenden gelben Westen beugen sich über den Rand und leuchten mit Taschenlampen ins Wasser. Andere gehen in einer Reihe langsam mit gesenkten Köpfen an den Ufern entlang und suchen jeden Zentimeter ab. Hin und wieder bleibt einer stehen und bückt sich. Die anderen warten, um die Reihe nicht aufzulösen.

»Haben die was verloren?«, fragt Charlie.

»Psst«, flüstere ich.

Julianes Gesicht wirkt nackt und verletzlich. Sie sieht mich an. Zeit zu gehen.

In diesem Moment hält ein Leichenwagen neben dem Zelt. Die Hecktüren gehen auf, und zwei Männer in Overalls ziehen eine Bahre auf einen zusammenklappbaren Rollwagen.

Rechts hinter mir taucht ein Polizeiwagen auf, der, gefolgt von einem weiteren Wagen, mit flackerndem Licht, aber ohne Sirene durch das Friedhofstor fährt.

Mr. Gravesend ist bereits unterwegs zum Parkplatz und seinem Wärterhäuschen.

»Los, komm, wir gehen jetzt besser«, sage ich und kippe den letzten Schluck Kakao aus. Charlie begreift immer noch nichts, spürt jedoch, dass sie lieber den Mund halten sollte.

Ich öffne die Wagentür, und sie rutscht auf die Rückbank, um der Kälte zu entkommen. Über die Kühlerhaube hinweg sehe ich, dass der Friedhofswärter sich achzig Meter entfernt mit den Polizisten unterhält und in Richtung Kanal weist. Ein Block wird gezückt, Einzelheiten werden notiert.

Julianne sitzt auf dem Beifahrersitz. Sie möchte, dass ich fahre. Mein linker Arm zittert. Ich packe den Schaltknüppel, damit es aufhört. Als wir an den Polizeiwagen vorbeifahren, blickt

einer der Beamten auf. Er ist ein Mann mittleren Alters mit pockennarbigen Wangen und kampferprobter Nase. Er trägt einen zerknitterten grauen Mantel und einen zynischen Ausdruck im Gesicht, als wäre dies nicht das erste Mal und würde trotzdem nie leichter werden.

Unsere Blicke treffen sich, und er sieht direkt durch mich hindurch. In seinen Augen liegt kein Licht, keine Geschichte, kein Lächeln. Er zieht eine Augenbraue hoch und dreht den Kopf zur Seite. Aber da bin ich schon an ihm vorbei. Ich halte noch immer den Schaltknüppel gepackt und suche verzweifelt den zweiten Gang.

Als wir das Tor erreichen, blickt Charlie durch das Heckfenster zurück und fragt, ob wir nächstes Jahr wiederkommen.

Ich gehe jeden Morgen durch den Regent's Park zur Arbeit. Zu dieser Jahreszeit, wenn es kühler wird, trage ich rutschfeste Schuhe, einen Wollschal und ein Dauerstirnrunzeln im Gesicht. Von wegen globale Erwärmung. Man wird älter und die Welt kälter. Das ist eine Tatsache.

Die Sonne schwebt wie ein blassgelber Ball am grauen Himmel, Jogger gleiten mit gesenkten Köpfen an mir vorbei und hinterlassen mit ihren Laufschuhen Abdrücke auf dem nassen Asphalt. Die Gärtner sollten eigentlich Knollen für den Frühling pflanzen, aber ich sehe sie im Geräteschuppen rauchen und Karten spielen, während ihre Schubkarren voll Wasser laufen. Auf der Primrose Hill Bridge blicke ich über das Geländer auf den Kanal. An dem Treidelpfad liegt ein einsames schmales Boot vor Anker, und vom Wasser steigt kräuselnd Dunst auf wie Rauchschwaden.

Was haben die Polizisten gesucht? Wen haben sie gefunden?

Ich habe gestern Abend Fernsehen geguckt und heute Morgen Radio gehört. Nichts. Ich weiß, dass es bloß morbide Neugier ist, doch irgendwie habe ich das Gefühl, Zeuge gewesen zu sein – wenn schon nicht des Verbrechens, so doch des anschließenden Grauens. Es ist wie in der Doku-Sendung über ungelöste Kapitalverbrechen, in der die Zuschauer aufgefordert werden, sich zu melden, wenn sie irgendwelche Informationen haben. Immer ist es jemand anderes, nie jemand, den wir kennen.

Es rieselt, und als ich mich wieder in Bewegung setze, klebt die Feuchtigkeit an meiner Jacke. Der Post Office Tower sticht vor dem dunklen Himmel ab. Er ist einer der Punkte, an denen sich die Leute in einer Stadt orientieren können. Straßen verlieren sich in Sackgassen oder winden und wenden sich grundlos, doch der Turm erhebt sich über alle Schrulligkeiten der Stadtplanung. Ich mag diese Aussicht auf London. Die Stadt sieht immer noch ziemlich majestatisch aus. Erst wenn man näher kommt, erkennt man den Verfall. Andererseits könnte man das Gleiche vermutlich auch über mich sagen.

Meine Praxis liegt in einer Pyramide aus weißen Kästen an der Great Portland Street, entworfen von einem Architekten, der sich von seiner Kindheit hat inspirieren lassen. Vom Erdgeschoss aus betrachtet, wirkt das Gebäude irgendwie unfertig, sodass ich ständig einen Kran erwarte, der noch ein paar Klötze in die Lücken hievt.

Auf der Treppe vor dem Gebäude höre ich ein Auto hupen und drehe mich um. Ein knallroter Ferrari hält halb auf dem Bürgersteig. Der Fahrer, Dr. Fenwick Spindler, hebt eine behandschuhte Hand und winkt mir zu. Fenwick sieht aus wie ein Anwalt, ist jedoch Leiter der psychopharmakologischen Abteilung der Londoner Universitätsklinik. Nebenbei unterhält er eine Privatpraxis mit einem Behandlungszimmer direkt neben meinem.

»Morgen, alter Junge«, ruft er mir zu, ohne sich daran zu stören, dass die Menschen die Straße betreten müssen, um seinen Wagen zu umgehen.

»Keine Angst vor einem Knöllchen?«

»Dafür hab ich ja das da«, meint er und zeigt auf die Arztplakette an der Windschutzscheibe.

»Perfekt in medizinischen Notfällen.«

Er eilt die Treppe hinauf und stößt die Glastür auf. »Hab dich neulich abends im Fernsehen gesehen. Ziemlich gute Show. Mich hätte da bestimmt keiner hochgekriegt.«

»Ich bin sicher, du hättest genauso – «

»Ich muss dir von meinem Wochenende erzählen. Ich war zur Jagd in Schottland. Ich hab ein Reh zur Strecke gebracht.«

»Bringt man Rehe zur Strecke?«

»Egal.« Er winkt ab. »Hab dem Viech direkt ins linke Auge geschossen.«

Die Empfangssekretärin öffnet mit einem Knopfdruck die Sicherheitstür und wir rufen den

Fahrstuhl. Fenwick betrachtet sich in den Spiegeln und streicht ein paar Schuppen von den knubbeligen Schultern seines teuren Anzugs. Die Tatsache, dass ihm nicht mal ein maßgeschneiderter Anzug passt, sagt einiges über Fenwicks Statur.

»Verkehrst du immer noch mit Prostituierten?«, fragt er.

»Ich halte Vorträge.«

»So nennt man das heutzutage?« Er stößt ein dröhndes Lachen aus. »Und wie wirst du bezahlt?«

Wenn ich ihm erzähle, dass ich es umsonst mache, wird er mir nicht glauben. »Ich bekomme Gutscheine, die ich später gegen Blowjobs eintauschen kann. Ich habe schon eine ganze Schublade voll.«

Er verschluckt sich beinahe und wird knallrot. Ich muss ein Lachen unterdrücken.

Bei all seinem Erfolg als Arzt ist Fenwick einer jener Menschen, die verzweifelt versuchen, jemand anderes zu sein. Deswegen wirkt er am Steuer eines Sportwagens auch irgendwie lächerlich. So als würde man Bill Gates in einer Badehose oder George W. Bush im Weißen Haus sehen. Es sieht einfach verkehrt aus.

»Wie geht's mit der Du-weißt-schon?«

»Gut.«

»Mir ist es noch kein bisschen aufgefallen, alter Junge. Ich glaube, Pfizer arbeitet an einem neuen Medikamenten-Cocktail. Schau irgendwann mal vorbei, dann gebe ich dir die Forschungsberichte ...«

Fenwicks Kontakte zur Pharmaindustrie sind bekannt. Seine Praxis ist eine Gedenkstätte für Pfizer, Novatis und Hoffmann-La Roche; praktisch jedes Detail ein Geschenk, von den Füllfederhaltern bis zur Espressomaschine. Das Gleiche gilt für sein gesellschaftliches Leben – Segeln in Cowes, Lachsfrischen in Schottland und Gänsejagd in Northcumberland.

Wir biegen um die Ecke, und Fenwick wirft einen Blick in meine Praxis. Im Wartezimmer sitzt eine Frau mittleren Alters, die sich an eine orangefarbene, torpedoförmige Rettungsboje klammert.

»Ich weiß nicht, wie du das schaffst, alter Junge«, murmelt Fenwick.

»Was?«

»Ihnen *zuzuhören*.«

»So finde ich heraus, was ihr Problem ist.«

»Wozu die Mühe? Spendier ihr ein paar Anti-Depressiva und schick sie nach Hause.«

Fenwick glaubt nicht, dass Geisteskrankheiten psychologische oder gesellschaftliche Aspekte haben. Er behauptet, es wäre ein rein biologisches Problem und daher per definitionem medikamentös behandelbar. Alles nur eine Frage der richtigen Mischung.

Jeden Morgen (nachmittags arbeitet er nicht) marschiert ein Patient nach dem anderen in seine Praxis und beantwortet ein paar oberflächliche Fragen, bevor Fenwick ihm ein Rezept ausschreibt und 140 Pfund berechnet. Wenn sie über Symptome sprechen wollen, will er über Medikamente reden. Und wenn sie über Nebenwirkungen klagen, setzt er die Dosis herunter.

Das Seltsame ist, dass seine Patienten ihn lieben. Sie kommen, weil sie Medikamente *wollen*, welche, ist ihnen egal. Je mehr Tabletten, desto besser. Vielleicht denken sie, dass sie so einen Gegenwert für ihr Geld kriegen.

Menschen zuzuhören, gilt heutzutage als altmodisch. Auch meine Patienten erwarten, dass ich eine Zauberpille zücke, die alles heilt. Wenn ich ihnen erkläre, dass ich bloß reden will, wirken sie enttäuscht.

»Morgen, Margaret. Freut mich, dass Sie es schaffen konnten. «

Sie hebt die Boje hoch.

»Über welche Brücke sind sie gekommen?«

»Über die Putney Bridge.«

»Das ist eine gute solide Brücke. Steht schon seit Jahren.«

Sie leidet an Gephyrophobie – der Angst, Brücken zu überqueren. Zu allem Überfluss wohnt sie am Südufer des Flusses und muss jeden Tag die Themse überqueren, um ihre Kinder zur Schule zu bringen. Sie trägt eine Rettungsboje für den Fall, dass die Brücke einstürzt oder von einer Flutwelle weggerissen wird. Ich weiß, dass das irrational klingt, aber so funktionieren einfache Phobien.

»Ich hätte in die Sahara ziehen sollen«, sagt sie, nur halb im Scherz.

Ich erzähle ihr von Eremikophobie, der Angst vor Sand oder Wüsten. Sie glaubt, ich denke mir das nur aus.

Vor drei Monaten ist Margaret mitten auf einer Brücke in Panik geraten, als sie ihre Kinder zur Schule brachte. Erst nach einer Stunde hat irgendeiner etwas gemerkt. Die Kinder hielten noch immer ihre Hände gefasst und weinten. Sie war vor Angst erstarrt, unfähig zu sprechen oder auch nur zu nicken. Passanten dachten, dass sie ein »Springer« sein könnte, während Margaret in Wahrheit die Brücke mit schierer Willenskraft aufrecht gehalten hat.

Seither haben wir viel gearbeitet und versucht, den Gedankenzirkel zu durchbrechen, der ihre irrationale Angst begleitet.

»Was wird Ihrer Meinung nach passieren, wenn Sie die Brücke überqueren?«

»Sie wird einstürzen.«

»Warum sollte sie einstürzen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Woraus ist die Brücke gebaut?«

»Stahl, Nieten und Beton.«

»Wie lange steht die Brücke schon?«

»Seit vielen Jahren.«

»Ist sie je eingestürzt?«

»Nein.«

Jede Sitzung dauert fünfzig Minuten, und ich habe zehn Minuten Zeit, mir Notizen zu machen, bevor mein nächster Patient eintrifft. Meena, meine Sekretärin, ist wie eine Atomuhr, akkurat bis auf die Sekunde.

»Ein verlorene Minute ist für immer verloren«, sagt sie und tippt auf die Uhr, die sie sich an die Brust geheftet hat.

Sie ist indischer Abstammung, aber englischer als Erdbeeren mit Sahne. Sie trägt knielange Röcke, praktische Schuhe und Strickjacken und erinnert mich an Mädchen aus meiner Schulzeit, die süchtig nach Jane-Austen-Romanen waren und ständig davon träumten, ihren Mr. Darcy zu treffen.

Leider werde ich sie bald verlieren. Sie macht sich mit ihren Katzen auf, um in Bath eine Bed & Breakfast-Pension zu eröffnen. Ich kann es mir genau vorstellen – Spitzendeckchen unter jeder Vase und die Toasthalter in Reih und Glied neben den Drei-Minuten-Eiern.

Meena organisiert die Bewerbungsgespräche für eine neue Sekretärin. Sie hat die Zahl der Kandidatinnen auf eine kurze Liste reduziert, aber ich weiß, dass mir die Entscheidung trotzdem schwer fallen wird. Ich hoffe immer noch, dass sie ihre Meinung ändert. Wenn ich nur schnurren könnte.

Am Nachmittag werfe ich einen Blick ins Wartezimmer. »Wo ist Bobby?«

»Er ist noch nicht da.«

»Hat er angerufen?«

»Nein.« Sie versucht, meinem Blick auszuweichen.

»Können Sie versuchen, ihn zu erreichen? Es ist jetzt zwei Wochen her.«

Ich weiß, dass sie den Anruf nicht machen will. Sie mag Bobby nicht. Anfangs dachte ich, es läge daran, dass er Termine versäumt, aber es ist mehr als das. Er macht sie nervös. Vielleicht ist es seine Größe oder seine schlechte Frisur oder seine Reizbarkeit. Sie kennt ihn eigentlich gar nicht. Aber wer kennt ihn schon?

Beinahe wie aufs Stichwort taucht er mit seinem seltsam trippelnden Gang und einem besorgten Gesichtsausdruck in der Tür auf. Er ist groß und übergewichtig mit flachsfarbenem Haar und einer Brille mit Stahlfassung. Sein riesiger Pudding von einem Körper quillt aus seinem langen Mantel, der wegen der ausgebeulten Taschen seltsam formlos wirkt.

»Tut mir Leid, dass ich zu spät bin. Ist was dazwischengekommen.« Er sieht sich im Wartezimmer um, nach wie vor unsicher, ob er eintreten soll.

»Zwei Wochen lang ist etwas dazwischengekommen?«

Er sucht meinen Blick und wendet sich wieder ab.

Ich bin es gewöhnt, dass Bobby abwehrend und verschlossen ist, doch dieses Mal ist es anders. Anstatt seine Geheimnisse zu wahren, erzählt er mir Lügen. Als ob man jemanden die Fensterläden vor der Nase zuschlagen und dann leugnen würde, dass sie überhaupt existieren. Ich mustere ihn mit einem Blick – seine Schuhe sind geputzt, seine Haare gekämmt. Er hat sich heute Morgen rasiert, doch der dunkle Schatten ist schon wieder da. Seine Wangen sind von der Kälte gerötet, während er gleichzeitig schwitzt. Ich frage mich, wie lange er draußen herumgelungert und versucht hat, den Mut aufzubringen, mich zu sehen.

»Wo bist du gewesen, Bobby?«

»Ich habe Angst bekommen.«

»Warum?«

Er zuckt die Achseln. »Ich musste weg.«

»Wohin bist du gefahren?«

»Nirgendwohin.«

Ich spare es mir, ihn auf den Widerspruch hinzuweisen. Er steckt voller Widersprüche. Seine ruhelosen Hände suchen ein Versteck und verschwinden in seinen Taschen.

»Möchtest du deinen Mantel ausziehen?«

»Nein, nicht nötig.«

»Nun, dann setz dich wenigstens.« Ich weise mit dem Kopf auf mein Behandlungszimmer. Er geht hinein, bleibt vor dem Bücherregal stehen und studiert die Titel. Die meisten Bücher sind über Psychologie und tierisches Verhalten. Schließlich hält er inne und tippt auf den Rücken von Siegmund Freuds *Traumdeutung*.

»Ich dachte, Freuds Ansichten wären mittlerweile ziemlich diskreditiert.« Er hat den Hauch eines nordenglischen Akzents. »Er konnte nicht mal den Unterschied zwischen Hysterie und Epilepsie erkennen.«

»Es war bestimmt nicht eine seiner besten Diagnosen.«

Ich weise auf den Stuhl, und Bobby zwängt sich hinein, sodass seine Knie seitlich zur Tür zeigen. Außer meinen Notizen finden sich in seiner Akte kaum Unterlagen. Ich habe die Überweisung, einen Gehirnscan und den Brief eines Allgemeinmediziners aus dem Norden Londons. Darin ist von »irritierenden Albträumen« und dem Gefühl die Rede, »die Kontrolle zu verlieren.«

Bobby ist zweifellos zwanzig und hat keine Vorgeschichte von Geisteskrankheiten oder Drogenmissbrauch. Er ist überdurchschnittlich intelligent, körperlich gesund und lebt in einer langjährigen Beziehung mit seiner Verlobten Arky.

Ich habe einen rudimentären Lebenslauf – geboren in London, an staatlichen Schulen ausgebildet, mittlere Reife, Abendschule, Gelegenheitsjobs als Kurierfahrer und Lagerist. Er und Arky leben in einem Hochhauskomplex in Hackney. Offenbar war es Arky, die ihn überzeugt hat, Hilfe zu suchen. Bobbys Albträume wurden schlimmer. Er wachte nachts schreiend auf, stürzte

sich in dem Bemühen, seinen Träumen zu entfliehen, aus dem Bett und krachte gegen die Wände. Vor dem Sommer hatte ich den Eindruck, wir würden Fortschritte machen. Dann verschwand Bobby drei Monate lang, und ich glaubte, er würde nie mehr zurückkommen. Vor fünf Wochen ist er dann, ohne Termin und Erklärung, wieder aufgetaucht. Er wirkte glücklicher. Er schlief besser. Die Albträume waren nicht mehr so schlimm.

Jetzt stimmt irgendwas nicht. Er sitzt reglos da, doch seinem unsteten Blick entgeht nichts.

»Was ist passiert?«

»Nichts.«

»Stimmt zu Hause irgendwas nicht?«

Er blinzelt. »Nein.«

»Was dann?«

Ich lasse das Schweigen für mich arbeiten. Bobby zappelt hin und her und kratzt sich die Hände, als ob irgendwas seine Haut gereizt hätte. Minuten verstreichen, und er wird immer erregter.

Ich stelle ihm eine direkte Frage, um ihn zum Reden zu bringen. »Wie geht es Arky?«

»Sie liest zu viele Zeitschriften.«

»Warum sagst du das?«

»Sie will ein modernes Märchen. Den ganzen Scheiß, den sie in Frauenzeitschriften schreiben, wissen Sie – wo man erzählt kriegt, wie man multiple Orgasmen hat, seine Karriere verfolgt und gleichzeitig eine perfekte Mutter ist. Das ist alles Mist. Echte Frauen sehen nicht aus wie Models. Echte Männer kann man sich nicht aus Zeitschriften ausschneiden. Ich weiß nicht, was ich nun sein soll – ein New-Age-Mann oder ein Mann-Mann. Sagen Sie's mir! Soll ich mit den anderen Jungs saufen oder bei traurigen Filmen weinen? Rede ich über Sportwagen oder die Modefarben der Saison? Frauen denken, dass sie einen Mann wollen, aber in Wahrheit wollen sie ein Spiegelbild von sich selbst.«

»Und was für Gefühle löst das bei dir aus?«

»Ich bin enttäuscht.«

»Von wem?«

»Suchen Sie sich jemanden aus.« Er zieht die Schultern hoch, sodass sein Mantelkragen die Ohren streift. Er hat die Hände jetzt im Schoß, wo er die ganze Zeit ein Stück Papier faltet und wieder entfaltet, das an den Falzen schon durchgescheuert ist.

»Was hast du geschrieben?«

»Eine Zahl.«

»Welche Zahl?«

»Einundzwanzig.«

»Kann ich sie sehen?«

Er blinzelt rasch, entfaltet den Zettel dann langsam und streicht ihn auf seinem Oberschenkel glatt. Darauf hat er in winzigen Ziffern, die von der Mitte des Blattes wie Windmühlenflügel ausfächern, hunderte Mal die Zahl »21« geschrieben.

»Wussten Sie, dass man ein trockenes quadratisches Stück Papier nicht mehr als sieben Mal falten kann«, sagt Bobby, um das Thema zu wechseln.

»Nein.«

»Das ist wahr.«

»Was hast du sonst noch in der Tasche?«

»Meine Listen.«

»Was für Listen?«

»Dinge, die ich erledigen muss. Dinge, die ich gern ändern würde. Menschen, die ich mag.«

»Und Menschen, die du nicht magst?«

»Das auch.«

Manche Leute haben Stimmen, die nicht zu ihnen passen, und Bobby ist einer von ihnen. Obwohl er sehr groß ist, wirkt er wegen seiner eher hohen Stimme kleiner, und seine Schultern sacken in sich zusammen, wenn er sich vorbeugt.

»Hast du irgendwelchen Ärger, Bobby?«

Er zuckt so unvermittelt heftig zusammen, dass die Stuhlbeine vom Boden abheben. Er schüttelt entschlossen den Kopf.

»Bist du auf irgendjemanden wütend geworden?«

Er ballt die Fäuste und sieht hoffnungslos traurig aus.

»Was hat dich wütend gemacht?«

Er flüstert etwas und schüttelt den Kopf.

»Tut mir Leid, ich habe dich nicht verstanden.«

Er formt die Silben erneut.

»Du musst schon ein wenig lauter sprechen.«

Ohne das Aufflackern einer Warnung explodiert er: »VERPISS DICH AUS MEINEM KOPF!«

Das Geräusch hallt in dem beengten Raum wider. Im Flur werden Türen geöffnet, und das Licht meiner Gegensprechanlage leuchtet auf. Ich drücke auf den Knopf. »Schon gut, Meena. Alles in Ordnung.«

Eine winzige Ader pocht an Bobbys Schläfe, direkt über dem rechten Auge. Mit der Stimme eines kleinen Jungen flüstert er: »Ich musste sie bestrafen.«

»Wen musstest du bestrafen?«

Er dreht den Ring an seinem Zeigefinger eine Vierteldrehung weiter und wieder zurück, als würde er einen Sender im Radio einstellen.

»Wir sind alle miteinander verbunden – nur sechs Stufen der Trennung, manchmal sogar weniger. Wenn in Liverpool oder London oder Australien etwas passiert, hängt das alles zusammen – «

Aber ich lasse ihn nicht das Thema wechseln. »Wenn du Probleme hast, Bobby, kann ich dir helfen. Du musst mir erzählen, was passiert ist.«

»In wessen Bett liegt sie jetzt?«, flüstert er.

»Verzeihung?«

»Allein schlafst sie nur unter der Erde.«

»Hast du Arky bestraft?«

Er nimmt mich jetzt wieder wahr und lacht mich aus. »Haben Sie *Die Truman Show* gesehen?«

»Ja.«

»Also, manchmal denke ich, ich bin Truman. Ich denke, die ganze Welt beobachtet mich. Mein Leben ist nach den Erwartungen eines anderen geschaffen worden. Alles ist nur Fassade. Die Wände sind aus Sperrholz, die Möbel aus Pappmaché. Und dann denke ich, wenn ich schnell genug rennen könnte, könnte ich bis zur nächsten Ecke laufen und hinter die Kulisse eines Films gucken. Aber ich bin nie schnell genug. Wenn ich ankomme, haben sie jedes Mal schon eine weitere Straße gebaut ... und noch eine.«

Immobilienmäßig leben wir im Fegefeuer. Das sage ich, weil wir das grüne Nirvana von Primrose Hill noch nicht ganz erreicht haben, jedoch aus dem graffitiverschmierten, mit Metallrolläden verbarrikadierten Drecksloch im Süden von Camden Town aufgestiegen sind. Die Hypothek ist enorm und die Leitungen sind klapprig, aber Julianne hat sich sofort in das Haus verliebt. Ich auch, wie ich zugeben muss. Wenn der Wind im Sommer aus der richtigen Richtung weht, können wir bei offenem Fenster die Löwen und Hyänen im Londoner Zoo hören. Es fühlt sich an wie auf einer Safari, nur ohne Minivans.

Julianne unterrichtet mittwochabends einen Spanischkurs für Erwachsene. Charlie schläft dann immer bei ihrer besten Freundin, und ich habe das Haus für mich allein, was normalerweise okay ist. Ich mache mir in der Mikrowelle ein bisschen Suppe warm und breche mir ein halbes Baguette ab. Auf die Tafel in der Küche hat Charlie neben die Zutaten für Bananenbrot ein Gedicht geschrieben. Ich fühle mich ein kleines bisschen einsam. Ich möchte, dass beide hier sind. Ich vermisste den Lärm und das Geplänkel.

Ich gehe nach oben und von Zimmer zu Zimmer und begutachte die Fortschritte unserer Renovierungsarbeiten. Auf den Fensterbänken stehen Farbtöpfe aufgereiht, und die Böden sind mit alten Laken bedeckt, die aussehen wie Leinwände von Jackson Pollock. Ein Zimmer ist zum Lagerraum für Kartons, Teppiche und von Katzen zerkratzte Möbel umfunktioniert worden. In der Ecke stehen Charlies alte Wiege und ihr Kinderstuhl und warten auf weitere Anweisungen. Ihre Babysachen sind in geschlossenen und sorgfältig beschrifteten Plastikcontainern abgelegt. Seit sechs Jahren versuchen wir, ein zweites Kind zu bekommen. Das Zwischenergebnis sind zwei Fehlgeburten und eine Menge Tränen. Ich will es nicht weiter versuchen – jetzt nicht –, doch Julianne schluckt weiter Vitamintabletten, studiert Urinproben und misst ihre Temperatur. Unser Sex läuft ab wie ein wissenschaftliches Experiment, bei dem alles auf den optimalen Moment des Eisprungs abgestimmt ist.

Wenn ich sie darauf hinweise, verspricht sie mir, regelmäßig und spontan über mich herzufallen, sobald wir ein weiteres Baby haben.

»Wenn es dazu kommt, wirst du es keinen Moment lang bereuen. «

»Ich weiß.«

»Das sind wir Charlie schuldig.«

»Ja.«

Ich möchte all die Abers aufzählen, bringe es jedoch nicht über mich. Was, wenn die Krankheit sich beschleunigt? Was, wenn sie vererbar ist? Was, wenn ich mein eigenes Kind nicht im Arm halten kann? Ich bin nicht rührselig und egozentrisch. Ich denke praktisch. Das Problem wird sich nicht mit einer Tasse Tee und ein paar verdauungsfördernden Mitteln beheben lassen. Diese Krankheit ist wie ein Zug in der Ferne, der durch die Dunkelheit auf uns zu rast. Er mag einem noch sehr weit weg erscheinen, aber er kommt näher.

Um halb sieben kommt mein Taxi, und wir stürzen uns in die Rushhour. In der Euston Road staut sich der Verkehr bis jenseits der Baker Street, und es ist zwecklos, durch den Hindernisparcours aus Einbahnstraßen, Pollern und Rüttelschwellen eine Abkürzung zu suchen. Der Fahrer beschwert sich über illegale Einwanderer, die durch den Kanaltunnel ins Land kommen und die Verkehrsprobleme noch schlimmer machen. Das verstehe ich nicht, da keiner von ihnen ein Auto hat, aber ich bin zu deprimiert, um zu widersprechen.

Kurz nach sieben setzt er mich vor der Langton Hall in Clerkenwell ab – einem gedrungenen roten Backsteingebäude mit weißen Fensterrahmen und schwarzen Fallrohren. Bis auf ein Licht über dem Eingang wirkt der Bau verlassen. Ich stoße die Doppeltür auf, durchquere ein kleines

Foyer und betrete die eigentliche Halle. Plastikstühle sind in großzügigen Reihen aufgestellt, und an einer Wand steht ein Tisch mit einem Wasserbehälter, Tassen und Untertassen.

Etwa vierzig Frauen sind gekommen, vom Teenageralter bis Ende dreißig. Die meisten haben Mäntel an, unter denen einige garantieren ihre Arbeitskleidung tragen, hohe Absätze, kurze Röcke, Hotpants und Strümpfe. In der Luft hängt ein Technicolor-Gestank aus Parfüm und Tabak.

Auf der Bühne hat Elisa Velasco das Treffen bereits eröffnet. Sie ist ein schmächtiges Ding mit grünen Augen und blonden Haaren und hat die Art Akzent, die Frauen aus dem Norden Englands immer so tough und zupackend klingen lässt. In ihrem knielangen geraden Rock und dem engen Kaschmirpulli sieht sie aus wie ein Pin-up-Girl aus dem zweiten Weltkrieg.

Auf eine Leinwand hinter ihr wird ein Bild von Maria Magdalena der italienischen Künstlerin Artemisia Gentileschi projiziert. In der unteren Ecke stehen die Initialen PSAM, darunter in kleinerer Schrift: »Prostituierte sind auch Menschen.«

Elisa entdeckt mich und wirkt erleichtert. Ich versuche, mich an der Wand entlang nach vorne zu schleichen, ohne sie zu unterbrechen, doch die klopft auf das Mikro, und die Leute drehen sich um.

»Und nun möchte ich Ihnen den Mann vorstellen, den zu hören Sie *eigentlich* gekommen sind. Begrüßen Sie mit mir, frisch von den Titelseiten, Professor Joseph O'Loughlin.«

Ein oder zwei der Frauen applaudieren ironisch. Es ist ein schwieriges Publikum. Suppe gluckert in meinem Bauch, als ich die Bühne über eine Treppe am Rand betrete und in den hellen Lichtkreis trete. Mein linker Arm zittert, und ich packe die Rückenlehne eines Stuhls, um meine Hand zu stabilisieren.

Ich räuspere mich und fixiere einen Punkt über ihren Köpfen.

»Prostituierte machen die Mehrzahl der Opfer ungeklärter Gewaltverbrechen in diesem Land aus. In den letzten sieben Jahren sind 48 von ihnen ermordet worden. In London werden täglich mindestens fünf vergewaltigt. Ein weiteres Dutzend wird geschlagen, ausgeraubt oder verschleppt. Sie werden nicht angegriffen, weil sie attraktiv sind oder es herausfordern, sondern weil sie erreichbar und verletzlich sind. Sie sind leichter aufzugreifen und anonymer als sonst irgendjemand in unserer Gesellschaft.«

Jetzt senke ich den Blick und sehe in ihre Gesichter, erleichtert über ihre Aufmerksamkeit. Eine Frau in der ersten Reihe trägt einen Mantel mit einem violetten Seidenkragen und hellgelbe Handschuhe. Sie hat die Beine übereinander geschlagen, ihr Mantel hat sich einen Spalt weit geöffnet und entblößt einen cremefarbenen Schenkel. Die dünnen Riemchen ihrer Schuhe kreuzen sich über ihren Fesseln.

»Leider können Sie sich Ihre Kunden nicht aussuchen. Sie kommen in allen Formen und Größen, manche betrunken, manche gemein – «

»Manche dick«, ruft eine Blonde.

»Und stinkend«, ergänzt ein Teenager mit dunkler Brille.

Ich warte, bis das Lachen verklungen ist. Die meisten dieser Frauen vertrauen mir nicht, und das kann ich ihnen nicht verdenken. Sie gehen mit jeder Beziehung ein Risiko ein, sei es mit ihren Zuhältern, ihren Freiern oder einem Psychologen. Sie haben gelernt, Männern zu misstrauen. Ich wünschte, ich könnte die Bedrohung realer machen. Vielleicht hätte ich Fotos mitbringen sollen. Vor kurzem wurde ein Opfer gefunden, deren Gebärmutter neben ihr auf dem Bett lag. Andererseits muss man diesen Frauen nichts mehr erklären. Die Gefahr ist allgegenwärtig.

»Ich bin heute Abend nicht hergekommen, um Sie zu belehren. Ich hoffe, dass ich Ihr Leben ein wenig sicherer machen kann. Wie viele Freundinnen oder Verwandte wissen, wo Sie sind, wenn Sie nachts auf der Straße arbeiten? Wie lange würde es dauern, bis jemand Sie vermisst melden würde, wenn Sie verschwinden? «

Ich lasse die Frage über sie hinwegwehen wie schwebende Spinnenweben von den Dachbalken.

Meine Stimme ist rau geworden und klingt zu streng. Ich lasse den Stuhl los und gehe nach vorne an den Bühnenrand. Mein linkes Bein will nicht mitschwingen, sodass ich kurz ins Stolpern gerate, bevor ich mich wieder gefangen habe. Sie sehen sich an und fragen sich, was sie von mir halten sollen.

»Meiden Sie die Straße, und wenn das nicht geht, treffen Sie Vorkehrungen. Organisieren Sie einen Selbstschutz. Vergewissern Sie sich, dass irgendjemand die Autonummer notiert, wenn Sie in einen Wagen steigen. Arbeiten Sie nur in gut beleuchteten Gegenden und versuchen Sie, sichere Häuser zu etablieren, in die Sie die Freier mitnehmen können, anstatt ihre Wagen zu benutzen ...«

Vier Männer haben die Halle betreten und bei den Türen Stellung bezogen, offensichtlich Polizisten in Zivil. Als die Frauen sie bemerken, höre ich sie ungläubig oder resigniert murmeln. Einige starren mich wütend an, als ob das alles meine Schuld wäre.

»Bleiben Sie bitte ruhig. Ich werde das klären.« Vorsichtig steige ich von der Bühne. Ich will Elisa abfangen, bevor sie die Männer erreicht.

Der Verantwortliche ist leicht auszumachen. Es ist der Detective mit dem verlebten Gesicht und den schiefen Zähnen, den ich auf dem Kensal Green Friedhof gesehen habe. Er trägt denselben verknitterten Mantel, eine kulinarische Landkarte aus Flecken und Spritzern. Die Krawatte seines Rugby-Clubs wird von einer silbernen Nadel in Form des schiefen Turms von Pisa gehalten.

Ich mag ihn. Er legt keinen Wert auf Klamotten. Männer, die zu viel Mühe auf ihre Erscheinung verwenden, können ehrgeizig, aber auch eitel aussehen. Wenn er spricht, blickt er in die Ferne, wie um zu sehen, was auf ihn zukommt. Ich kenne diesen Blick von Bauern, die sich auch immer unbehaglich zu fühlen scheinen, wenn sie etwas in zu großer Nähe fixieren müssen, vor allem Gesichter. Er lächelt entschuldigend.

»Tut mir Leid, uneingeladen in Ihre Versammlung zu platzen«, sagt er spöttisch an Elisa gerichtet.

»Na, dann verpissen Sie sich einfach!«, erwidert sie zuckersüß mit einem giftigen Lächeln.

»Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Miss, oder sollte ich sagen *Madam*?«

Ich trete zwischen die beiden. »Wie können wir Ihnen helfen? «

»Wer sind Sie?« Er mustert mich von oben bis unten.

»Professor Joseph O'Loughlin.«

»Sagen Sie bloß! Hey, Jungs, das ist der Typ von dem Dach. Der den Jungen runtergequatscht hat«, poltert er heiser. »Ich habe noch nie einen gesehen, der so viel Schiss hatte.« Sein Lachen klingt, als hätte jemand Murmeln in ein Rohr gekippt. Dabei kommt ihm ein weiterer Gedanke.

»Sie sind doch auch dieser Nuttenexperte, oder? Sie haben ein Buch geschrieben oder so was.«

»Einen Forschungsbericht.«

Er zuckt vielsagend die Achseln und macht seinen Männern ein Zeichen, worauf diese sich trennen und durch die Gänge gehen.

Er räuspert sich und wendet sich an den Raum: »Ich bin Detective Inspector Vincent Ruiz von der Metropolitan Police. Vor drei Tagen wurde in Kensal Green in West London die Leiche einer jungen Frau gefunden, die etwa zehn Tage vorher gestorben ist. Wir konnten sie bisher noch nicht identifizieren, haben jedoch Grund zu der Annahme, dass sie möglicherweise eine Prostituierte gewesen ist. Wir werden Ihnen allen eine Zeichnung der jungen Frau zeigen. Wenn eine von Ihnen sie erkennt, wäre es sehr nett, wenn Sie sich bei uns melden würden. Wir suchen einen Namen, eine Adresse, einen Partner, eine Freundin – irgendjemanden, der sie gekannt haben könnte.«

Heftig blinzelnd höre ich mich fragen: »Wo wurde sie gefunden? «

»In einem flachen Grab neben dem Grand Union Canal.«

Die Bilder sind in der Erinnerung wie Schnappschüsse. Ich sehe das weiße Zelt und die

Bogenlampen, das Absperrband und das flackernde Licht der Leuchtpistolen. Die Leiche einer Frau frisch ausgegraben, und ich war dort gewesen. Ich hatte beobachtet, wie sie freigelegt worden war.

Die Halle erscheint mir höhlenartig und voller Echos. Zeichnungen werden von Hand zu Hand gereicht, der Lärmpegel steigt. Eine schlaffe Hand hält mir ein Bild hin. Die Skizze sieht aus wie eine der Kohlezeichnungen, für die die Touristen im Convent Garden posieren. Sie ist jung mit kurzen Haaren und großen Augen, aber diese Beschreibung passt auf ein Dutzend Frauen im Saal.

Fünf Minuten später kehren die Detectives kopfschüttelnd zu Ruiz zurück. Der Detective Inspector grunzt und wischt sich mit einem Taschentuch seine missgebildete Nase ab.

»Sie wissen, dass dies eine illegale Versammlung ist«, sagt er mit einem Blick auf die Teekanne.

»Es ist gegen das Gesetz, Prostituierten einen Versammlungsraum und Erfrischungen zu stellen.«
»Der Tee ist für mich«, sage ich.

Er lacht geringschätzig. »Sie müssen aber eine Menge Tee trinken. Oder Sie halten mich für einen Idioten.« Er will mich provozieren.

»Ich weiß, was Sie sind«, gebe ich ungehalten zurück.

»Und? Lassen Sie mich nicht zappeln?«

»Sie sind ein Junge vom Lande, der in der großen Stadt gelandet ist. Sie sind auf einem Bauernhof aufgewachsen, haben Kühe gemolken und Eier eingesammelt. Sie haben Rugby gespielt, bis irgendeine Verletzung Ihre Karriere beendet hat, aber Sie fragen sich bis heute, ob Sie es bis ganz nach oben hätten schaffen können. Seither fällt es Ihnen schwer, kein Gewicht anzusetzen. Sie sind geschieden oder verwitwet, weshalb Ihre Hemden eher nachlässig gebügelt sind und Ihr Anzug in die Reinigung müsste. Nach der Arbeit gönnen Sie sich gern ein Bier, anschließend dann ein Curry. Sie versuchen, mit dem Rauchen aufzuhören, weshalb Sie ständig in Ihren Taschen nach Kaugummi kramen. Sie finden, Sportstudios sind was für Wichser, es sei denn, es gibt einen Boxring und Sandsäcke. Und als Sie das letzte Mal Urlaub gemacht haben, waren Sie in Italien, weil irgendjemand Ihnen erzählt hat, es wäre wunderbar, aber am Ende haben Sie das Essen, die Leute und den Wein gehasst.«

Ich bin selbst überrascht, wie kalt und gleichgültig ich klinge, als wäre ich von den Vorurteilen angesteckt worden, die um mich herumschwirren.

»Sehr beeindruckend. Ist das Ihr Party-Trick?«

»Nein«, murmele ich plötzlich verlegen. Ich möchte mich entschuldigen, weiß jedoch nicht, wo ich anfangen soll.

Ruiz unterbricht seine rastlose Suche in seinen Jackentaschen. »Sagen Sie mir eins, Professor. Wenn Sie all das erraten können, indem Sie mich bloß ansehen, wie viel kann Ihnen ein toter Körper verraten?«

»Was soll das heißen?«

»Mein Mordopfer. Wie viel könnten Sie mir über sie sagen, wenn ich Ihnen die Leiche zeige?« Ich weiß nicht, ob er es ernst meint. Theoretisch wäre es möglich, aber ich beschäftige mich mit dem Bewusstsein der Menschen: Ich deute ihre Marotten und ihre Körpersprache; ich betrachte die Kleidung, die sie tragen, und die Art, wie sie kommunizieren; ich lausche auf Veränderungen in ihrer Stimme und achte auf die Bewegung ihrer Augen. Eine Leiche kann mir nichts von alldem sagen. Eine Leiche dreht mir den Magen um.

»Keine Angst, sie wird schon nicht beißen. Ich erwarte Sie morgen um neun Uhr in der Leichenhalle von Westminster.« Er schreibt die Adresse auf einen Zettel und stopft ihn mir grob in die Jackentasche. »Wir können ja hinterher frühstücken«, sagt er leise vor sich hin grinsend. Bevor ich antworten kann, wendet er sich flankiert von seinen Detectives zum Gehen. Kurz vor der Tür dreht er sich noch einmal zu mir um.

»In einem Punkt haben Sie sich geirrt.«

»In welchem?«

»Italien. Ich habe mich in das Land verliebt.«

Auf dem Bürgersteig vor dem Gebäude küsst Elisa mich auf die Wange. »Das tut mir Leid.« Die letzten Polizeiwagen verschwinden zusammen mit meinem Publikum.

»Es ist nicht deine Schuld.«

»Ich weiß. Ich küsse dich nur gerne.« Sie zerzaust mir das Haar und zieht dann theatralisch eine Bürste aus ihrer Tasche, um es wieder zu ordnen. Sie steht vor mir und drückt meinen Kopf ein wenig nach unten, sodass ich in den Ausschnitt ihres Pullovers auf die Rundung ihrer mit Spitzen bedeckten Brüste und in das tiefe Tal zwischen ihnen blicke.

»Die Leute werden noch anfangen zu reden«, neckt sie mich.

»Es gibt nichts zu reden.« Die Feststellung kommt zu abrupt. Sie zieht beinahe unmerklich eine Braue hoch.

Sie zündet sich eine Zigarette an und köpft die Flamme mit dem Deckel des Feuerzeugs. Für einen flüchtigen Moment spiegelt sich das Licht in den goldenen Flecken in ihren grünen Augen. Egal wie Elisa sich die Haare frisiert, sie wirken immer vom Schlaf zerzaust und wild. Sie legt den Kopf zur Seite und sieht mich eindringlich an.

»Ich habe dich in den Nachrichten gesehen. Du warst sehr mutig.«

»Ich hatte eine Heidenangst.«

»Wird er wieder gesund – der Junge auf dem Dach?«

»Ja.«

»Und du?«

Die Frage überrascht mich, und ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich folge ihr zurück in den Saal und helfe ihr, die Stühle zu stapeln. Sie stöpselt den Overheadprojektor aus und drückt mir einen Karton mit Prospekten in die Hand, auf deren Cover das gleiche Gemälde von Maria Magdalena abgedruckt ist.

Elisa legt ihr Kinn auf meine Schulter. »Maria Magdalena ist die Schutzheilige der Prostituierten.«

»Ich dachte, sie wäre eine geläuterte Sünderin.«

»Die gnostischen Evangelien nennen sie eine Visionärin«, verbessert sie mich ärgerlich. »Sie wurde auch als Apostel der Apostel bezeichnet, weil sie ihnen die Botschaft der Auferstehung überbracht hat.«

»Und du glaubst das alles?«

»Jesus verschwindet für drei Tage, und der erste Mensch, der ihn lebend sieht, ist eine Hure. Ich würde sagen, das ist ziemlich typisch!« Sie lacht nicht. Es ist nicht witzig gemeint.

Ich folge ihr wieder hinaus, und sie schließt die Tür ab.

»Ich bin mit dem Wagen hier. Ich kann dich nach Hause fahren«, sagt sie und sucht nach den Schlüsseln. Als wir um die Ecke biegen, sehe ich ihren roten VW-Käfer vor einer Parkuhr stehen.

»Es gibt noch einen Grund, warum ich dieses Bild ausgewählt habe«, erklärt sie.

»Weil es von einer Frau gemalt wurde.«

»Ja, aber das ist nicht alles. Auch wegen des Schicksals der Künstlerin. Artemisia Gentileschi wurde mit neunzehn von ihrem Lehrer Tassi vergewaltigt, obwohl er später bestritt, sie je angerührt zu haben. Während des Prozesses erklärte er, dass Artemisia eine lausige Malerin wäre, die die Vergewaltigungsgeschichte erfunden hätte, weil sie eifersüchtig war. Er beschuldigte sie, eine ›unersättliche Hure‹ zu sein und rief alle seine Freunde in den Zeugenstand, um gegen sie auszusagen. Man ließ sie sogar von Hebammen untersuchen, um herauszufinden, ob sie noch Jungfrau war.« Elisa seufzt wehmütig. »In 400 Jahren hat sich nicht viel geändert. Der einzige Unterschied besteht darin, dass wir Vergewaltigungsopfern keine Daumenschrauben mehr anlegen, um festzustellen, ob sie die Wahrheit sagen.«

Sie schaltet das Radio ein und macht deutlich, dass sie sich nicht unterhalten will. Ich lehne mich auf dem Beifahrersitz zurück und höre Phil Collins zu, der »Another Day in Paradise« singt.

Zum ersten Mal bin ich Elisa Mitte der 80er Jahre in einem schmuddeligen Befragungszimmer in einem Kinderheim in Brentford begegnet. Ich war von der Gesundheitsbehörde von West London gerade als klinischer Psychologe im Praktikum angenommen worden.

Sie kam herein, setzte sich und zündete sich einen Zigarette an, ohne meine Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen. Sie war damals erst fünfzehn Jahre alt, hatte jedoch eine fließende Anmut und Sicherheit in ihren Bewegungen, die einen zu lange hingucken ließen.

Einen Ellenbogen auf den Tisch gestützt und die Zigarette ein paar Zentimeter von ihrem Mund entfernt, starre sie an mir vorbei zu dem hohen Fenster. Rauch kräuselte sich in ihrem widerborstigen Haarschopf. Ihre Nase war irgendwann einmal gebrochen worden, und an einem Vorderzahn fehlte eine Ecke, nach der sie in regelmäßigen Abständen mit ihrer Zunge tastete. Elisa war aus einem vorübergehend in einem Abbruchhaus eingerichteten Bordell gerettet worden. Die Türen waren verriegelt gewesen, sodass man sie nicht von innen öffnen konnte. Sie und eine weitere minderjährige Prostituierte waren drei Tage lang eingesperrt und von Dutzenden von Männern vergewaltigt worden, denen man Sex mit Minderjährigen angeboten hatte. Ein Richter hatte sie in staatliche Obhut überwiesen, aber Elisa rannte immer wieder aus dem Kinderheim weg. Sie war zu alt, um bei einer Pflegefamilie untergebracht zu werden, und zu jung, um alleine zu leben.

Bei unserer ersten Begegnung musterte sie mich mit einer Mischung aus Verachtung und Neugier. Sie war es gewohnt, mit Männern umzugehen. Männer waren manipulierbar.

»Wie alt bist du, Elisa?«

»Das wissen Sie schon«, sagte sie und wies auf die Akte in meiner Hand. »Ich kann warten, bis Sie sie gelesen haben, wenn Sie wollen.« Sie machte sich über mich lustig.

»Wo sind deine Eltern?«

»Tot hoffentlich.«

Laut der Akte hatte Elisa bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater in Leeds gelebt, bis sie kurz nach ihrem vierzehnten Geburtstag davongelaufen war.

Die meisten ihrer Antworten beschränkten sich auf das nackte Minimum – warum zwei Wörter verwenden, wenn eines reicht? Sie klang großspurig und gleichgültig, doch ich wusste, dass sie verletzt war. Irgendwann gelang es mir, ihren Panzer zu durchbrechen. »Wie kann man bloß so wenig wissen, verdammt noch mal?«, schrie sie mich an, und ihre Augen glänzten vor Erregung. Es war Zeit, etwas zu riskieren.

»Du denkst, du bist eine Frau, oder? Du denkst, du weißt, wie man Männer wie mich manipuliert. Nun, du irrst dich! Ich bin kein wandelnder 50-Pfund-Schein auf der Suche nach einem Blowjob oder einem Quickie in einem Hinterhof. Also verschwende meine Zeit nicht. Woanders werde ich dringender gebraucht.«

In ihren Augen flackerte Wut auf und erlosch wieder, bevor sich ein Schimmer über ihre Pupillen legte. Sie fing an zu weinen. Zum ersten Mal sah sie so aus und benahm sich wie ein Mädchen ihres Alters. Unter Schluchzern und in Brocken kam ihre Geschichte heraus.

Ihr Stiefvater, ein erfolgreicher Geschäftsmann in Leeds, hatte einen Haufen Geld damit verdient, Wohnungen zu kaufen und zu renovieren. Für eine allein erziehende Mutter wie Elisas war er ein echter Fang. Sie konnten aus ihrer Sozialwohnung in ein richtiges Haus mit Garten ziehen. Elisa hatte ihr eigenes Zimmer. Sie ging aufs Gymnasium.

Als sie zwölf war, kam ihr Stiefvater eines Nachts in ihr Zimmer. »Das machen die Erwachsenen so«, sagte er, legte ihre Beine über seine Schultern und seine Hand auf ihren Mund.

»Danach war er so nett zu mir«, sagte sie. »Er hat mir Kleider und Schminke gekauft.« Das Ganze ging zwei Jahre, bis Elisa schwanger wurde. Ihre Mutter nannte sie ein »Flittchen« und verlangte den Namen des Vaters zu wissen. Sie stand vor ihr und wartete auf eine Antwort, als Elisa ihren Stiefvater anblickte, der in der Tür stand und sich mit dem Zeigefinger quer über den Hals strich.

Sie rannte weg. In der Tasche ihres Schuljacketts hatte sie die Adresse einer Abtreibungsklinik. Dort traf sie eine gut vierzigjährige Krankenschwester mit einem gütigen Gesicht. Ihr Name war Shirley, und sie bot Elisa eine Unterkunft an, bis sie sich erholt hatte.

»Und wirf deine Schuluniform nicht weg.«

»Warum?«

»Vielleicht ist sie irgendwann noch mal nützlich.«

Shirley war eine Mutterfigur für ein halbes Dutzend Mädchen im Teenageralter, die sie alle liebten. Sie gab ihnen ein Gefühl von Sicherheit.

»Ihr Sohn war ein echter Vollidiot«, sagte Elisa. »Er schlief mit einer Schrotflinte unter dem Kopfkissen und dachte, er könnte mit uns allen schlafen. Der Wichser! Als Shirley mich zum ersten Mal zur Arbeit gebracht hat, sagte sie: ›Los, du kannst es.‹ Ich stand in meiner Schuluniform an der Baywater Road. ›Das ist okay, frag sie einfach, ob sie ein Mädchen wollen‹, sagte sie. Ich wollte Shirley nicht enttäuschen. Ich wusste, dass sie wütend sein würde.

Als sie mich das nächste Mal losgeschickt hat, hab ich ein paar Typen einen runtergeholt, aber Vögeln ging nicht. Ich weiß nicht, warum. Ich habe drei Monate gebraucht. Ich wurde zu groß für die Schuluniform, aber Shirley meinte, ich hätte die passenden Beine. Ich war ihr kleines ›Goldtöpfchen.«

Elisa nannte die Männer, mit denen sie schlief, nicht »Freier«. Die Andeutung, dass irgendwas an der Sache frei war, gefiel ihr nicht. Sie war eine todsichere Nummer. Und sie behandelte die Männer nicht mit Verachtung, selbst wenn viele von ihnen ihre Frauen, Verlobte oder Freundinnen betrogen. Es war eine rein geschäftliche Angelegenheit, eine schlichte kommerzielle Transaktion; sie hatte etwas anzubieten, und die Männer wollten es kaufen.

Im Laufe der Monate wurde sie desensibilisiert. Sie hatte jetzt eine Familie. Dann wurde sie eines Tages von einem konkurrierenden Zuhälter von der Straße gegriffen. Er wollte sie für ein einmaliges Engagement, sagte er. Er sperrte sie in den Keller eines Hauses und sammelte von den Männern, die vor der Tür Schlange standen, Geld ein. Ein Fluss von Haut unterschiedlichster Farbe strömte über ihren Körper und sickerte in sie ein. »Ich war ihre ›Kleine Weiße Fickfabrik«, sagte sie und drückte eine weitere Zigarette aus.

»Und jetzt bist du hier.«

»Wo niemand weiß, was er mit mir anfangen soll.«

»Was willst du denn?«

»Ich will in Ruhe gelassen werden.«

Das erste Gesetz des National Health Service besagt, dass morsches Holz oben schwimmt. Das ist Teil der Kultur. Wenn jemand inkompetent oder schwer erträglich ist, ist eine Beförderung die problemlosere Alternative zur Kündigung.

Der Aufsichtsbeamte des Leichenschauhauses von Westminster ist kahl und gedrungen, hat Hängebacken und findet mich auf Anhieb unsympathisch. »Wer hat Ihnen gesagt, dass Sie hierher kommen sollen?«

»Ich bin hier mit Detective Inspector Ruiz verabredet.«

»Davon hat mir niemand etwas gesagt. Es wurde kein Termin vereinbart.«

»Kann ich auf ihn warten?«

»Nein. Das Wartezimmer dürfen nur Familienangehörige der Verstorbenen betreten.«

»Wo kann ich dann warten?«

»Draußen.«

Ich rieche seine säuerlichen Ausdünstungen und bemerke die Schweißflecken unter seinen Armen. Wahrscheinlich hat er die ganze Nacht gearbeitet und macht Überstunden. Er ist müde und gereizt. Normalerweise habe ich Mitleid mit Schichtarbeitern – so wie ich Mitleid mit Einsamen und dicken Mädchen habe, die nie zum Tanz aufgefordert werden. Es muss ein mieser Job sein, auf Tote aufzupassen.

Ich will gerade etwas erwidern, als Ruiz eintrifft. Der Dienstleiter beginnt das Theater von vorne. Ruiz beugt sich über den Tresen und nimmt den Hörer des Telefons ab. »Hören Sie zu, Sie blöder kleiner Wichtigtuer! Draußen habe ich mindestens ein Dutzend Wagen gesehen, deren Parkuhren abgelaufen sind. Wenn die alle eine Parkkralle kriegen, machen Sie sich bei Ihren Kollegen bestimmt richtig beliebt.«

Einige Minuten später folge ich Ruiz durch einen schmalen Flur mit lackierten Zementböden und Neonröhren an der Decke. Hin und wieder kommen wir an einer Tür mit Milchglasscheiben vorbei. Eine der Türen steht offen, und ich sehe einen Stahltisch in der Mitte des Raumes mit einer Rinne in der Mitte, die in einen Abfluss führt. Von der Decke hängen Halogenlampen und Mikrofonleitungen.

Ein Stück den Flur hinunter stehen drei Labormitarbeiter in grüner OP-Kleidung um eine Kaffeemaschine. Keiner blickt auf.

Ruiz geht schnell und spricht langsam. »Die Leiche wurde am Sonntagmorgen um 11 Uhr gefunden, sie war in einer kleinen Kuhle begraben. Eine Viertelstunde vorher ging ein anonymer Anruf aus einer eine Viertelmeile entfernten Telefonzelle ein. Der Anrufer behauptete, sein Hund hätte eine Hand ausgegraben. «

Wir stoßen eine doppelte Plexiglastür auf und weichen einem Angestellten aus, der eine Rollbahre vor sich herschiebt. Ein weißes Kattunlaken bedeckt eine Leiche, wie ich vermute. Auf dem Körper balanciert eine Kiste mit Urin- und Blutproben.

Schließlich kommen wir in einen Vorräum mit einer großen Glastür. Ruiz klopft an das Fenster, und eine Angestellte hinter einem Tresen drückt uns die Tür auf. Sie hat blonde Haare mit schwarzen Wurzeln und gezupfte Augenbrauen so dünn wie Zahnsseide. An den Wänden reihen sich Aktenschränke und weiße Tafeln. Auf einer Stahltür am anderen Ende steht: »ZUTRITT NUR FÜR PERSONAL.«

Eine Erinnerung an mein Medizinstudium schießt mir durch den Kopf. Bei meiner ersten praktischen Übung an einer Leiche bin ich ohnmächtig geworden und musste mit Riechsalzen wieder geweckt werden. Daraufhin wählte mich der Dozent aus, dem Kurs zu demonstrieren, wie man bei einer Biopsie eine 150-mm-Nadel durch den Unterleib in die Leber stößt. Anschließend gratulierte er mir zu einem neuen Universitätsrekord im Durchstechen möglichst vieler Organe in

einem Anlauf.

Ruiz überreicht der Frau hinter dem Tresen einen Brief.

»Soll ich eine komplette Leichenschau veranlassen?«

»Der Kühlschrank reicht«, erwidert er, »aber ich brauche eine KT.« Sie gibt ihm eine große braune Papiertüte.

Die schwere Tür öffnet sich zischend wie eine Druckschleuse, und Ruiz tritt zur Seite, um mich vorgehen zu lassen.

Die Wände sind aus glänzendem Stahl, ein Dutzend Rollbahnen stehen ordentlich nebeneinander geparkt. Drei Wände werden von Leichenfächern eingenommen, die aussehen wie überdimensionierte Aktenschränke mit großen quadratischen Griffen für zwei Hände.

Ich merke, dass Ruiz immer noch redet. »Der Gerichtsmediziner schätzt, dass sie neun oder zehn Tage in der Erde gelegen hat. Bis auf einen Schuh und eine goldene Kette mit einem St.-Christopherus-Medaillon war sie nackt. Ihre restliche Kleidung haben wir bisher nicht gefunden. Es gibt keinerlei Anzeichen für sexuelle Gewalt...« Er liest das Etikett an einer der Schubladen und packt den Griff. »Ich denke, Sie werden sehen, warum wir die mögliche Todesursache weitgehend einschränken konnten.«

Die Schublade gleitet widerstandslos auf. Ich reiße den Kopf weg und mache einen Satz zurück. Ruiz reicht mir die braune Papiertüte an, als ich mich würgend vornüberbeuge. Es ist schwierig, sich gleichzeitig zu übergeben und nach Luft zu ringen.

Ruiz hat sich nicht gerührt. »Wie Sie sehen, ist ihre linke Gesichtshälfte mit schweren Blutergüssen bedeckt und das Auge komplett zugeschwollen. Irgendjemand hat sie gründlich bearbeitet. Deshalb haben wir auch die Zeichnung und kein Foto veröffentlicht. Sie hat mehr als zwanzig Stichwunden, keine tiefer als zweieinhalb Zentimeter. Aber der eigentliche Hammer ist, dass sie sich jede einzelne selbst beigebracht hat. Der Gerichtsmediziner hat Spuren von Zögern erkannt, so genannte ›Probierschnitte‹. Sie musste erst den Mut aufbringen, die Klinge durch die Haut zu stoßen.«

Ich hebe den Kopf und sehe für einen Moment sein in dem Stahl gespiegeltes Gesicht. In diesem Augenblick erkenne ich es: Angst. Er muss schon Dutzende von Verbrechen untersucht haben, aber dieses ist anders, weil er es nicht versteht.

Mein Magen ist leer. Schweißgebädet und in der Kälte zitternd richte ich mich auf und betrachte die Leiche. Man hat nichts unternommen, um die Würde der Frau wiederherzustellen. Sie ist nackt, die ausgestreckten Arme liegen neben ihrem Körper, die Beine sind geschlossen.

Das matte Weiß ihrer Haut lässt sie beinahe wie eine Statue wirken, nur dass diese Statue geschändet worden ist. Ihre Brust, ihre Arme und Oberschenkel sind mit dunkelroten und rosafarbenen Schnitten übersät. An den Stellen, wo sich die Haut spannt, klaffen die Wunden wie leere Augenhöhlen, an anderen Stellen haben sie sich natürlich geschlossen und lecken winzige Tropfen wie kleine Tränen.

Ich habe im Medizinstudium an Obduktionen teilgenommen. Ich kenne die Prozedur. Sie ist vom Hals bis zum Unterleib fotografiert, abgetupft, abgestrichen und aufgeschnitten worden. Ihre Organe sind gewogen und ihr Mageninhalt analysiert worden. Körperflüssigkeiten, Hautreste und der Dreck unter ihren Fingernägeln sind in Plastiktüten versiegelt oder auf Glasplättchen präpariert worden. Ein einstmals strahlendes, lebendiges menschliches Wesen voller Energie ist zum Ausstellungsstück A geworden.

»Wie alt war sie?«

»Irgendwo zwischen 25 und 35.«

»Und was lässt Sie vermuten, dass sie eine Prostituierte war?«

»Es ist fast zwei Wochen her, und niemand hat sie vermisst gemeldet. Sie wissen besser als ich, wie Prostituierte herumziehen. Sie nehmen Tage oder Wochen frei und tauchen dann in einem

völlig anderen Rotlichtbezirk wieder auf. Einige folgen Messen und Kongressen; andere arbeiten an LKW-Rasthöfen. Wenn dieses Mädchen ein festes Netzwerk von Verwandten oder Freunden gehabt hätte, hätte sie mittlerweile irgendjemand vermisst gemeldet. Sie könnte aus dem Ausland stammen, aber von Interpol haben wir auch nichts.«

»Ich weiß nicht genau, wie ich Ihnen helfen kann.«

»Was können Sie mir über sie sagen?«

Obwohl ich es kaum ertragen kann, in ihr angeschwollenes Gesicht zu blicken, sammele ich bereits Einzelheiten. Sie trägt eine praktische und pflegeleichte Kurzhaarfrisur, die schnell trocknet und nicht dauernd geföhnt werden muss. Ihre Ohrläppchen sind nicht durchstochen. Ihre Fingernägel sind kurz und gepflegt. Sie trägt keine Ringe, und es gibt auch keine Anzeichen dafür, dass sie normalerweise welche getragen hat. Sie ist schlank mit heller Haut, mehr Hüften als Brüste. Ihre Augenbrauen sind sorgfältig gezupft, und das ordentliche Schamhaardreieck deutet darauf hin, dass sie sich vor kurzem die Bikinizone epiliert hat.

»Trug sie Make-up?«

»Ein wenig Lippenstift und Kajal.«

»Ich muss mich einen Moment irgendwo hinsetzen und den Obduktionsbericht lesen.«

»Ich suche Ihnen ein leeres Büro.«

Zehn Minuten später starre ich, allein an einem Schreibtisch sitzend, auf einen Stapel Fotoalben mit Ringbucheinband sowie dicke Mappen mit Untersuchungsergebnissen, darunter der Obduktionsbericht und die Ergebnisse der Bluttests.

Ich lese die Zusammenfassung.

GERICHTSMEDIZINISCHES INSTITUT
CITY OF WESTMINSTER
Obduktionsbericht

Name: Unbekannt Obduktionsbericht Nr: DX-34

468 Geburtsdatum: Unbekannt Todeszeitpunkt: Unbekannt Alter: Unbekannt Obduktion: 12. 10. 2000 – 9.15 Uhr Geschlecht: Weiblich Anatomische Zusammenfassung: 14 Hautdurchtrennungen und Schnittwunden an Brust, Unterleib und Oberschenkeln bis zu einer Tiefe von 30,4 Millimetern und einer Breite von 12,7 bis zu 76,2 Millimetern.

Vier Hautdurchtrennungen am linken Oberarm.

Drei Hautdurchtrennungen an Nacken und linker Schulter.

Stich- und Schnittwunden verursacht durch einen scharfen Gegenstand, der Stichkanal deutet darauf hin, dass die Waffe von oben nach unten geführt wurde.

Die »Probierschnitte« sind allgemein gerade und finden sich neben den tieferen Einschnitten. Schwere Blutergüsse und Schwellungen am linken Wangenknochen und in der linken Augenhöhle.

Leichte Blutergüsse am rechten Oberarm und Abschürfungen an der linken Tibia und der rechten Ferse.

Oral-, Vaginal- und Rektalabstrich sauber.

Vorläufiger toxikologischer Befund:

Blutalkohol – nicht festgestellt

Spuren von Drogen im Blut – nicht festgestellt

Todesursache: Auf dem Röntgenbild erkennt man eine Luftblase in der rechten Herzkammer, die auf eine schwere und tödliche Luftembolie hinweist. Ich überfliege den Bericht auf der Suche nach speziellen Details. Ich bin nicht an den Einzelheiten ihres Todes interessiert, ich

suche vielmehr nach Hinweisen auf ihr Leben. Hatte sie alte Knochenbrüche? Gab es Anzeichen von Drogenkonsum oder sexuell übertragbaren Krankheiten? Was hat sie als Letztes gegessen? Wie lange war es her, dass sie gegessen hatte?

Ruiz tritt ein, ohne anzuklopfen. Er stellt einen Plastikbecher Kaffee auf den Schreibtisch und klopft seine Taschen auf Zigaretten ab, die nur in seiner Fantasie existieren. Ersatzweise knirscht er mit den Zähnen. »Und was können Sie mir sagen?«

»Sie war keine Prostituierte.«

»Warum nicht?«

»Das Durchschnittsalter, in dem Mädchen zu Prostituierten werden, liegt bei sechzehn. Diese Frau war Mitte zwanzig, vielleicht älter. Es gibt keinerlei Anzeichen für langjährige Promiskuität oder Geschlechtskrankheiten. Prostituierte müssen häufig Abtreibungen vornehmen lassen, weil sie zu ungeschütztem Verkehr gezwungen werden, aber dieses Mädchen ist nie schwanger gewesen.«

Ruiz klopft drei Mal auf den Tisch, als wollte er drei Punkte setzen. Er will, dass ich weiterspreche.

»Prostituierte am hochklassigen Ende der Skala verkaufen eine Fantasie. Sie geben sich viel Mühe mit ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten. Diese Frau hatte kurze Fingernägel, eine jungenhafte Frisur und kaum Make-up. Sie trug praktische Schuhe und wenig Schmuck. Sie hat keine teuren Feuchtigkeitscremes benutzt oder ihre Fingernägel lackiert. Sie hat sich ihre Bikinizone behutsam epiliert ...«

Ruiz wandert wieder durchs Zimmer, den Mund halb offen, die Stirn gerunzelt.

»... sie hat ihren Körper gepflegt. Sie hat regelmäßig Sport getrieben, gesund gegessen. Wahrscheinlich hat sie sich Sorgen um ihr Gewicht gemacht. Ich würde sagen, sie war durchschnittlich oder leicht überdurchschnittlich intelligent. Sie hat wahrscheinlich ein solide Ausbildung und stammt aus der Mittelschicht.

Ich glaube nicht, dass sie aus London stammt, sonst hätte sie mittlerweile irgendjemand vermisst gemeldet. Diese Art Mädchen verschwindet nicht einfach. Sie hat Freunde und Verwandte. Aber wenn sie zu einem Bewerbungsgespräch nach London gekommen ist oder auf Urlaub, haben die Leute möglicherweise damit gerechnet, eine Zeit lang nichts von ihr zu hören. Sie werden sich bald Sorgen machen.«

Ich schiebe den Stuhl ein Stück weiter zurück, bringe aber nicht die innere Überzeugung auf, mich zu erheben. Was kann ich ihm sonst noch erzählen?

»Das Medaillon – es ist nicht St. Christopherus. Wahrscheinlich ist es St. Camillus. Wenn Sie genauer hinsehen, werden Sie feststellen, dass die Figur einen Krug und ein Handtuch hält.«

»Und wer war er?«

»Der Schutzheilige der Krankenschwestern.«

Diese Feststellung beschäftigt ihn. Er legt den Kopf zur Seite, und ich kann förmlich sehen, wie er die Information katalogisiert. In der rechten Hand klappt er ein Streichholzbriefchen auf und wieder zu. Auf und wieder zu.

Ich überfliege die Seiten des kompletten Obduktionsberichts. Ein Absatz erregt meine Aufmerksamkeit.

Am rechten und linken Unterarm sowie an der Innenseite der Oberschenkel finden sich Spuren älterer Schnitte. Die Narben deuten darauf hin, dass die Wunden von eigener Hand vernäht worden sind. Sie sind höchstwahrscheinlich selbst zugefügt und lassen frühere Versuche von Selbstverletzung oder Selbstverstümmelung vermuten. »Ich muss die Fotos sehen.«

Ruiz schiebt mir die Ringbuch-Fotoalben rüber und erklärt im selben Atemzug: »Ich muss mal telefonieren. Wir haben möglicherweise eine Spur zu einer vermissten Frau. Eine Röntgenassistentin aus Liverpool hat seit zwei Wochen nichts mehr von ihrer Mitbewohnerin

gehört. Was Alter, Größe und Haarfarbe betrifft, passt die Beschreibung auf unsere Unbekannte. Und wenn das kein Zufall ist, Sie Sherlock Holmes, sie ist eine Krankenschwester.«

Als er weg ist, schlage ich das erste Album auf und blättere es rasch durch. Als ich die Leiche betrachtet habe, waren die Arme angelegt. Ich habe die Handgelenke und die Innenseiten der Oberschenkel nicht gesehen. Selbstverstümmelung durch zahlreiche Stichwunden, alle selbst zugefügt... Das muss ein Zufall sein.

Die ersten Fotos sind Weitwinkelaunahmen der Umgebung, verrostete Fässer, Kabelrollen und Gerüststangen. Unmittelbarer Hintergrund ist der Grand Union Canal, aber am anderen Ufer erkenne ich ein paar hochgewachsene Bäume und dazwischen die Grabsteine.

Die Fotos beginnen sich auf die nähere Umgebung des Kanalufer zu konzentrieren. Blau-weißes Polizeiabsperrband ist um mehrere Metallpfosten gefädelt worden, um den Bereich zu markieren. Der zweite Satz Fotos zeigt die Mulde und einen weißen Fleck, der aussieht wie ein weggeworfener Milchkarton. Im Zoom der Kamera entpuppt er sich als eine aus der Erde ragende Hand mit ausgestreckten Fingern. Die Erde wird langsam abgetragen, gesiebt und in Plastiksäcken gesammelt, bis die Leiche schließlich entblößt ist, ein Bein seltsam unter dem Körper verdreht, der linke Arm über die Augen gelegt, als wollte sie sie gegen die Bogenlampen abschirmen.

Ich blättere rasch weiter, bis ich zu den Obduktionsfotos komme. Die Kamera hat jeden Fleck, Kratzer und Bluterguss festgehalten. Ich suche ein ganz bestimmtes Foto.

Da ist es. Ihre Unterarme sind ausgebreitet und liegen flach auf der mattsilbernen Oberfläche des Tisches. Unbeholfen erhebe ich mich und gehe durch die Flure zurück. Mein linkes Bein verkrampft sich, sodass ich es ungelenk nachziehen muss.

Ich werde wieder in die eigentliche Leichenhalle vorgelassen und starre ein paar Sekunden lang auf die Reihe der Metallfächer. Vier waagerecht, drei senkrecht. Ich lese das Etikett, bevor ich den Griff packe und die Schublade aufziehe. Diesmal zwinge ich mich, ihr zerschundenes Gesicht anzusehen. Wiedererkennen ist wie ein winziger Funke, der eine größere Maschine anspringen lässt. Erinnerungen dröhnen in meinem Schädel. Ihr Haar ist kürzer. Sie hat zugenommen, aber nicht viel.

Ich nehme ihren rechten Arm, drehe ihn nach außen und streiche mit dem Finger über die milchweißen Narben. Vor dem Hintergrund ihrer blassen Haut sehen sie aus wie ein Relief aus Falten, die sich vereinigen und kreuzen, bevor sie sich im Nichts verlieren. Sie hat diese Wunden mehrfach geöffnet, hat Nähte gelöst oder frische Schnitte gesetzt. Sie hat es geheim gehalten, doch es gab eine Zeit, in der ich ihr Geheimnis geteilt habe.

»Mussten Sie noch mal genauer hinsehen?« Ruiz steht in der Tür.

»Ja.« Meine Stimme zittert unwillkürlich. Ruiz tritt vor mich und schiebt die Schublade zu.

»Sie dürfen sich hier drinnen eigentlich nicht alleine aufhalten. Sie hätten auf mich warten sollen.« Die Worte klingen schwer und gewichtig.

Ich murmele eine Entschuldigung und spüre seinen Blick auf mir, als ich mir an einem Waschbecken die Hände wasche. Ich muss etwas sagen.

»Was ist mit Liverpool? Haben Sie herausgefunden, wer ...?«

»Die Mitbewohnerin wird von der dortigen Kripo nach London gebracht. Spätestens heute Nachmittag sollte eine positive Identifizierung vorliegen.«

»Das heißtt, Sie haben einen Namen?«

Er antwortet nicht. Stattdessen werde ich den Flur hinuntergetrieben und muss warten, während er den Obduktionsbericht und die Fotos abholt. Dann folge ich ihm durch das unterirdische Labyrinth, bis wir durch eine Doppeltür in die Tiefgarage kommen.

Die ganze Zeit denke ich, dass ich jetzt etwas sagen sollte. Ich sollte es ihm erzählen. Doch ein anderer Gedankengang mahnt mich drängend, dass es keine Rolle mehr spielt. Er weiß ihren

Namen. Und die Vergangenheit ist vergangen. Es ist eine uralte Geschichte.

»Ich habe Ihnen ein Frühstück versprochen.«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Ich schon.«

Wir unterqueren die geschwärzten Bögen einer Eisenbahnbrücke und gehen eine schmale Gasse hinunter. Ruiz scheint sich in den Nebenstraßen auszukennen. Für einen Mann seiner Größe wirkt er erstaunlich leichtfüßig, während er Pfützen und Hundehaufen ausweicht.

Die großen Fenster des Cafés sind mit Dampf oder auch einem Fettfilm aus der Friteuse beschlagen. Ein Glöckchen klingelt, als wir eintreten. Der Mief aus abgestandener Luft und Zigarettenqualm ist schier überwältigend.

Der Laden ist bis auf zwei alte Männer mit eingesunkenen Wangen in Strickjacken, die in einer Ecke Schach spielen, und einen indischen Koch mit Eigelbflecken auf der Schürze leer. Es ist bereits später Vormittag, doch das Café serviert ganztägig Frühstück. Baked Beans, Pommes frites, Eier, Speck und Pilze in beliebiger Kombination. Ruiz wählt einen Tisch in der Nähe des Fensters.

»Was wollen Sie?«

»Nur einen Kaffee.«

»Der Kaffee ist beschissen.«

»Dann nehme ich Tee.«

Er bestellt ein komplettes englisches Frühstück mit einer Extraportion Toast und zwei Kannen Tee. Dann kramt er in seiner Jackentasche nach Zigaretten, bevor er murmelt, er hätte sein Handy vergessen.

»Es hat mir keinen Spaß gemacht, Sie da hineinzuziehen«, sagt er.

»Doch.«

»Na ja, vielleicht ein bisschen.« In seinen Augen lauert ein Lächeln, aber er wirkt kein bisschen selbstgefällig. Die Ungeduld, die ich am Abend zuvor beobachtet habe, ist verschwunden. Er ist entspannter und philosophischer.

»Wissen Sie, wie man Detective Inspector wird, Professor O’Loughlin?«

»Nein.«

»Früher hing es davon ab, wie viele Verbrechen man aufgeklärt und wie viele Leute man eingebuchtet hat. Heute kommt es darauf an, wie wenig Beschwerden es gibt und ob man seinen Etat nicht überzieht. Für diese Leute bin ich ein Dinosaurier. Seit das neue Polizeigesetz in Kraft ist, lebt die Sorte Polizist, wie *ich* einer bin, von geborgerter Zeit.

Heutzutage spricht man von flexibler Ermittlungsstrategie. Wissen Sie, was das heißt? Es heißt, dass die Zahl der Detectives, die auf einen Fall angesetzt werden, von der Größe der Schlagzeilen in den Boulevardblättern abhängt. Wenn es sich erweist, dass sie die verdammte Florence Nightingale oder Tochter eines Herzogs war, kriege ich vierzig Detectives statt zwölf. Der Assistant Chief Constable wird wegen der ›komplexen Sachlage‹ persönlich die Leitung der Ermittlungen übernehmen. Jede öffentliche Erklärung muss von seinem Büro geprüft, jede Befragung genehmigt werden.«

»Warum hat man Ihnen den Fall gegeben?«

»Man ging wie gesagt davon aus, dass wir es mit einer toten Prostituierten zu tun haben. ›Gib den Fall Ruiz‹, haben sie gesagt. ›Er wird ein paar Kopfnüsse verteilen und den Zuhältern Gottesfurcht beibringen.‹ Und was macht es schon, wenn die sich beschweren. Meine Akte ist so voll mit Beschwerdebriefen, dass die Dienstaufsicht einen eigenen Aktenschrank für mich hat.«

Eine Hand voll japanischer Touristen kommt am Fenster vorbei und bleibt stehen. Sie betrachten die Speisekarte auf der Tafel und dann Ruiz, bevor sie sich entscheiden,

weiterzugehen. Das Frühstück kommt, dazu Messer und Gabel in eine Serviette gewickelt. Ruiz kippt eine braune Sauce über seine Eier und schneidet sie klein. Ich versuche, nicht hinzusehen. »Sie sehen aus, als hätten Sie eine Frage«, sagt er zwischen zwei Bissen.

»Es geht um ihren Namen.«

»Sie kennen die Vorschriften. Bis eine positive Identifizierung vorliegt und wir die Verwandten informiert haben, darf ich keinerlei Details herausgeben.«

»Ich dachte bloß – «, setze ich an und lasse den Satz unvollendet.

Ruiz nippt an seinem Tee und bestreicht seinen Toast mit Butter. »Catherine Mary McBride. Sie ist vor einem Monat siebenundzwanzig geworden. Eine Krankenschwester, aber das wussten Sie ja bereits. Laut ihrer Mitbewohnerin ist sie zu einem Bewerbungsgespräch nach London gefahren.«

Dass ich die Antwort schon kannte, lindert den Schock kein bisschen. Die arme Catherine. Jetzt sollte ich es ihm sagen. Ich hätte es direkt tun sollen. Warum muss ich alles rationalisieren?

Warum kann ich nicht einfach aussprechen, was mir in den Sinn kommt?

Ruiz beugt sich über seinen Teller und schiebt Bohnen auf eine Ecke seines Toasts. Auf halbem Weg zu seinem offenen Mund bleibt die Gabel in der Luft stehen. »Warum haben Sie gesagt ›arme Catherine‹?«

Ich muss laut gedacht haben, und meine Augen verraten den Rest der Geschichte. Ruiz lässt die Gabel klappernd auf den Teller fallen. Wut und Argwohn schleichen sich in seine Gedanken.

»Sie kannten sie.«

Es ist mehr eine Anklage als eine Feststellung. Er ist wütend.

»Ich habe sie zunächst nicht erkannt. Die Zeichnung von gestern Abend hätte praktisch jeder sein können. Ich dachte, Sie suchen eine Prostituierte.«

»Und heute?«

»Ihr Gesicht war geschwollen. Sie wirkte so ... so ... zerschunden. Ich war mir erst sicher, als ich die Narben gesehen habe. Sie ist eine ehemalige Patientin.«

Er ist nicht zufrieden. »Wenn Sie mich wieder anlügen, Professor, ramme ich Ihnen meinen Schuh so weit in den Arsch, dass Ihr Atem nach Schuhcreme riecht.«

»Ich habe Sie nicht angelogen. Ich wollte bloß sicher sein.«

Er hat den Blick nicht von mir abgewandt. »Und wann wollten Sie mir all das erzählen?«

»Ich hätte es Ihnen gesagt.«

»Ja, klar.« Er schiebt seinen Teller in die Mitte des Tisches. »Schießen Sie los – warum war Catherine eine Patientin von Ihnen?«

»Die Narben an den Handgelenken und Oberschenkeln – sie hat sich vorsätzlich selber geschnitten.«

»Ein Selbstmordversuch?«

»Nein.«

Ich sehe, dass er daran zu kauen hat. Ich beuge mich vor und versuche zu erklären, wie Menschen reagieren können, wenn sie von Verwirrung und negativen Gefühlen überwältigt werden. Einige trinken zu viel. Andere stopfen sich voll, schlagen ihre Frauen oder treten die Katze. Und eine überraschend hohe Zahl legt die Hand auf die heiße Herdplatte oder schlitzt sich mit einer Rasierklinge die Haut auf.

Es ist eine extreme Form der Bewältigung. Sie sprechen davon, ihren inneren Schmerz so nach außen zu wenden. Indem sie ihm einen körperlichen Ausdruck geben, wird es leichter für sie, damit umzugehen.

»Und was hat Catherine versucht zu bewältigen?«

»Vor allem ihre geringe Selbstachtung.«

»Wo haben Sie sie kennen gelernt?«

»Sie hat als Krankenschwester im Royal Marsden Hospital gearbeitet. Ich war dort Chefarzt.« Ruiz lässt den letzten Schluck Tee in seiner Tasse kreisen und starrt darauf, als ob er darin eine Botschaft lesen könnte. Dann schiebt er unvermittelt den Stuhl zurück, zieht seine Hose hoch und steht auf.

»Sie sind ein ganz schön komischer Vogel, wissen Sie das?« Er wirft einen Fünf-Pfund-Schein auf den Tisch, und ich folge ihm nach draußen. Nach einem Dutzend Schritte dreht er sich zu mir um. »Okay, sagen Sie mir eins«, konfrontiert er mich. »Untersuche ich einen Mord oder hat sich das Mädchen selbst umgebracht?«

»Sie wurde ermordet.«

»Das heißtt, sie wurde *gezwungen*, das zu tun – sich zahllose Male zu schneiden. Außer ihrem Gesicht gibt es keine Indizien dafür, dass sie gefesselt, geknebelt oder gewaltsam gezwungen wurde, sich selbst zu verletzen. Können Sie mir das erklären?«

Ich schüttle den Kopf.

»Nun, Sie sind der Psychologe! Sie verstehen doch angeblich die Welt, in der wir leben. Ich bin Detective und habe keinen beschissen Schimmer.«

Soweit ich mich erinnern kann, war ich seit Charlies Geburt nicht mehr betrunken, und damals hat Jock es persönlich übernommen, mich komplett abzufüllen, weil es offenbar das ist, was intelligente, vernünftige und gewissenhafte Väter tun, wenn sie mit einem Kind gesegnet werden. Bei einem neuen Auto verzichtet man vollkommen auf Alkohol, bei einem Haus kann man sich das Trinken nicht leisten, aber ein neues Baby muss man ›begießen‹, um sich wie in meinem Fall anschließend in einem Taxi zu übergeben, das um den Marble Arch fährt.

Ich habe mich nicht einmal betrunken, als Jock mir erklärt hat, dass ich unter der Parkinsonschen Krankheit leide. Stattdessen bin ich ausgegangen und habe mit einer Frau geschlafen, die nicht meine Frau ist. Der Kater hat nicht lange gedauert. Die Schuld bleibt.

Heute habe ich mir zum Mittagessen zwei doppelte Wodka genehmigt – eine Premiere für mich. Mir war danach, mich zu betrinken, weil mir das Bild von Catherine McBride nicht aus dem Kopf gehen will. Ich sehe nicht ihr Gesicht, sondern ihren nackten Körper, aller Würde beraubt; nicht einmal einen bescheidenen Slip oder ein strategisch platziertes Laken hat man ihr gegönnt. Ich möchte sie beschützen, sie vor dem Blick der Öffentlichkeit abschirmen.

Jetzt verstehe ich Ruiz – nicht seine Worte, aber seinen Gesichtsausdruck. Dies war nicht das schreckliche Ende einer großen Leidenschaft und auch kein von Gier oder Eifersucht motiviertes Allerweltsverbrechen. Catherine McBride hatte furchtbar gelitten. Jeder Schnitt hatte sie ein bisschen mehr entkräftet wie die Widerhaken der Banderillos im Rücken eines Stieres.

1987 führte ein amerikanischer Psychologe namens Daniel Wegner ein berühmtes Experiment zur Unterdrückung von Gedanken durch. In einem Versuch, der von Dostojewski erdacht gewesen sein könnte, forderte er eine Gruppe von Versuchspersonen auf, *nicht* an einen weißen Bären zu denken. Jedes Mal wenn der weiße Bär in ihr Bewusstsein drang, mussten sie eine Glocke betätigen. Und egal wie sehr sie sich auch bemühten, konnte keiner von ihnen den verbotenen Gedanken länger als ein paar Minuten vermeiden.

Wegner sprach von zwei einander entgegenwirkenden Gedankenprozessen. Der eine versucht an alles außer einem weißen Bären zu denken, während der andere unterschwellig genau das ins Bewusstsein drängt, was wir unterdrücken wollen.

Catherine McBride ist mein weißer Bär. Sie geht mir nicht aus dem Kopf.

Ich hätte nach dem Mittagessen nach Hause gehen und meine Nachmittagstermine absagen sollen. Stattdessen warte ich auf Bobby Moran, der wieder zu spät kommt. Meena behandelt ihn kühl und kurz angebunden. Es ist sechs Uhr, und sie will nach Hause.

»Ich fände es schrecklich, mit Ihrer Sekretärin verheiratet zu sein«, sagt er unbedacht, stockt und fragt: »Sie ist doch nicht Ihre Frau, oder?«

»Nein.«

Ich fordere ihn mit einer Geste auf, Platz zu nehmen. Sein Hintern breitet sich auf dem Stuhl aus. Er zupft an den Ärmeln seiner Jacke und wirkt abgelenkt und ängstlich.

»Wie war dein Tag?«

»Nein, danke. Ich hab gerade einen getrunken.«

Ich mache eine Pause, um abzuwarten, ob er merkt, dass seine Antwort sinnlos ist, doch er reagiert nicht.

»Weißt du, was ich dich gerade gefragt habe, Bobby?«

»Ob ich einen Tee oder einen Kaffee will.«

»Nein.«

Ein Zweifel huscht über sein Gesicht. »Aber das wollten Sie mich als Nächstes fragen.«

»Du hast also meine Gedanken gelesen?«

Mit einem nervösen Lächeln schüttelt er den Kopf. »Glauben Sie an Gott?«, fragt er.

»Glaubst du an ihn?«

»Früher schon.«

»Was ist passiert?«

»Ich konnte ihn nicht finden. Er soll doch angeblich überall sein. Ich meine, er soll doch nicht Verstecken mit einem spielen. « Er betrachtet sein Spiegelbild in der dunklen Fensterscheibe.

»Was für einen Gott würdest du dir denn wünschen, Bobby – einen rachsüchtigen oder einen barmherzigen?«

»Einen rachsüchtigen Gott.«

»Warum?«

»Die Menschen sollten für ihre Sünden bezahlen. Sie sollten nicht einfach alles vergeben bekommen, bloß weil sie auf ihrem Sterbebett Reue zeigen oder irgendwann behaupten, es täte ihnen Leid. Wenn wir etwas Falsches tun, sollten wir bestraft werden. «

Der letzte Satz klappert in der Luft wie ein Kupferpenny, der auf einen Tisch geworfen wurde.

»Was tut dir Leid, Bobby?«

»Gar nichts.« Er antwortet zu schnell. Alles an seiner Körpersprache dementiert lautstark.

»Wie fühlt es sich an, wenn du einen Wutanfall hast?«

»Als ob mein Gehirn kocht.«

»Wann hast du dieses Gefühl zum letzten Mal gehabt?«

»Vor ein paar Wochen.«

»Was ist passiert?«

»Nichts.«

»Wer hat dich wütend gemacht?«

»Niemand.«

Ihm direkte Fragen zu stellen, ist sinnlos, weil er sie einfach abblockt. Also führe ich ihn an einen früheren Punkt zurück und lasse ihn Schwung aufnehmen wie einen Felsen, der einen Hügel hinunterrollt. Ich kenne das Datum – 11. November –, weil er an jenem Nachmittag seinen Termin versäumt hat. Ich frage ihn, wann er aufgewacht ist. Was hat er zum Frühstück gegessen? Wann hat er das Haus verlassen? Langsam führe ich ihn näher an den Moment heran, in dem er die Kontrolle verloren hat. Er hatte die U-Bahn ins West End genommen und einen Juwelier in Hatton Garden aufgesucht. Bobby und Arky wollen im Frühjahr heiraten, und er hatte einen Termin gemacht, um die Trauringe abzuholen. Nach einem Streit mit dem Juwelier stürmte er aus dem Laden. Es regnete. Er war spät dran. Am Holborn Circus versuchte er, ein Taxi heranzuwinken.

Nachdem wir so weit gekommen sind, drängt Bobby wieder in die andere Richtung und wechselt das Thema. »Wer würde Ihrer Meinung nach einen Kampf zwischen einem Löwen und einem Tiger gewinnen?«, fragt er mich nüchtern.

»Warum?«

»Ich würde gern Ihre Meinung wissen.«

»Tiger und Löwen kämpfen nicht miteinander. Sie leben in unterschiedlichen Gegenden der Welt.«

»Ja, aber *wenn* sie miteinander kämpfen würden, wer würde dann gewinnen?«

»Die Frage ist unsinnig. Geistlos.«

»Ist es nicht genau das, was Psychologen tun – sinnlose Fragen stellen?« Sein gesamtes Gebaren hat sich im Laufe weniger Fragen komplett verändert. Er ist plötzlich anmaßend und aggressiv und stößt mit dem Finger in meine Richtung. »Sie fragen die Leute dauernd, was sie in irgendwelchen hypothetischen Situationen tun würden? Warum fordern Sie mich nicht heraus? Los. ›Was würde ich tun, wenn ich der Erste wäre, der in einem Kino ein kleines Feuer entdeckt?‹ Ist das nicht die Art Frage, die Sie stellen würden? Würde ich das Feuer löschen?«

Würde ich den Manager suchen? Würde ich das Gebäude evakuieren lassen? Ich weiß, was Sie und Ihresgleichen tun. Sie nehmen eine harmlose Antwort und versuchen, normale Menschen als verrückt hinzustellen.«

»Glaubst du das?«

»Ich weiß es.«

Er spricht von dem Test zur Feststellung des Geisteszustands. Bobby ist offensichtlich schon einmal begutachtet worden, obwohl das in seiner Krankengeschichte nirgends erwähnt wird. Jedes Mal wenn ich Druck auf ihn ausübe, reagiert er feindselig. Zeit, die Schrauben noch ein wenig anzuziehen.

»Ich werde dir sagen, was ich weiß, Bobby. An diesem Tag ist irgendetwas passiert. Du warst sauer. Du hattest einen miesen Tag. War es der Juwelier? Was hat er gemacht?«

Meine Stimme ist scharf und streng. Bobby zuckt zusammen und gerät in Rage. »Das verlogene Schwein! Er hat einen Fehler bei der Gravur der Trauringe gemacht! Er hat Arkys Namen falsch geschrieben und dann behauptet, es wäre meine Schuld. Ich hätte ihm die falsche Schreibweise genannt. Der Mistkerl wollte die Korrektur extra berechnen.«

»Was hast du getan?«

»Ich habe das Glas auf seinem Tresen zerschlagen.«

»Wie?«

»Mit der Faust.«

Er hält seine Hand hoch. Die Unterseite ist blass gelb und violett verfärbt.

»Was ist dann passiert?«

Er zuckt die Achseln und schüttelt den Kopf. Das kann nicht alles sein. Da muss noch mehr vorgefallen sein. In unserer letzten Sitzung hat er davon gesprochen, dass er »sie« bestrafen musste – eine Frau. Es muss passiert sein, nachdem er den Laden verlassen hat. Er war auf der Straße, wütend, sein Gehirn kochte.

»Wo hast du sie zuerst gesehen?«

Er sieht mich heftig blinzelnd an. »Sie kam aus einem Musikgeschäft. «

»Was hast du gemacht?«

»Ich stand für ein Taxi an. Es hat geregnet. Und sie hat mir mein Taxi weggeschnappt.«

»Wie sah sie aus?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Wie alt war sie?«

»Keine Ahnung.«

»Du hast gesagt, sie hätte dir dein Taxi weggeschnappt – hast du irgendwas zu ihr gesagt?«

»Ich glaube nicht.«

»Was hast du getan?«

Er zuckt zusammen.

»War sie mit irgendwem zusammen?«

Er stutzt und sieht mich an. »Wie meinen Sie das?«

»Mit wem war sie zusammen?«

»Mit einem Jungen.«

»Wie alt?«

»Vielleicht fünf oder sechs.«

»Und wo war der Junge?«

»Sie hat ihn an der Hand hinter sich hergezerrt. Er hat geschrien. Ich meine, wirklich geschrien. Sie hat versucht, ihn zu ignorieren. Er hat sich einfach hängen lassen, und sie musste ihn hinter sich herschleifen. Und das Kind schrie bloß immer weiter. Und irgendwann habe ich mich gefragt, warum sie nicht mit ihm redet. Wie kann sie ihn schreien lassen? Er hat Angst oder

Schmerzen. Sonst hat auch niemand reagiert. Das hat mich wütend gemacht. Wie konnten sie alle einfach tatenlos zusehen?«

»Auf wen warst du wütend?«

»Auf alle. Ich war wütend über die Gleichgültigkeit der Menschen. Ich war wütend über die Achtlosigkeit der Frau. Ich war wütend auf mich selbst, weil ich den kleinen Jungen gehasst habe. Ich wollte bloß, dass er aufhört zu schreien ...«

»Und was hast du getan?«

Er senkt die Stimme zu einem Flüstern. »Ich wollte, dass sie macht, dass er aufhört. Ich wollte, dass sie ihm zuhört.« Er hält inne.

»Hast du irgendwas zu ihr gesagt?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Die Tür des Taxis stand offen. Sie hat den Jungen hineingeschubst. Der Kleine hat mit den Beinen gestrampelt. Sie steigt nach ihm ein und wendet den Kopf zur Tür. Ihr Gesicht ist wie eine Maske ... ausdruckslos, wissen Sie. Sie holt aus und stößt ihm den Ellenbogen direkt ins Gesicht. Er sinkt rückwärts in sich zusammen ...«

Bobby macht eine Pause und setzt dann an, um fortzufahren. Doch er unterbricht sich. Schweigen türmt sich auf. Ich lasse es seinen Kopf ausfüllen und sich in alle Ecken ausbreiten.

»Ich habe sie aus dem Taxi gezerrt. Ich habe ihre Haare gepackt und ihr Gesicht gegen die Scheibe geschlagen. Sie ist zu Boden gefallen und wollte sich wegdrehen, aber ich habe immer weiter auf sie eingetreten.«

»Hast du gedacht, du würdest sie bestrafen?«

»Ja.«

»Hatte sie es verdient?«

»Ja!«

Er starrt mich direkt an – sein Gesicht weiß wie Wachs. In diesem Augenblick sehe ich das Bild eines Kindes in einer einsamen Ecke des Spielplatzes, übergewichtig und abstrus groß, Träger eines Spitznamens wie Schwabbelarsch oder Schweinebacke, ein Kind, für das die Welt ein riesiger leerer Ort ist. Ein Kind, das unsichtbar sein möchte, aber dazu verdammt ist aufzufallen.

»Ich habe heute einen toten Vogel gefunden«, sagt Bobby geistesabwesend. »Sein Genick war gebrochen. Vielleicht ist er überfahren worden.«

»Durchaus möglich.«

»Ich habe ihn aus dem Weg geräumt. Sein Körper war noch warm. Denken Sie je ans Sterben?«

»Ich glaube, das tut jeder.«

»Manche Menschen haben es verdient zu sterben.«

»Und wer soll der Richter darüber sein?«

Er lacht bitter. »Jedenfalls nicht Menschen wie Sie.«

Wir überziehen die Sitzung, Meena ist bereits heim zu ihren Katzen gegangen. Die meisten benachbarten Büros sind verschlossen und dunkel. Putzfrauen bewegen sich durch die Flure, leeren Papierkörbe und kratzen mit ihren Wagen Lacksplitter von den Fußleisten.

Bobby ist auch gegangen. Aber wenn ich auf das dunkle Rechteck des Fensters starre, kann ich mir sein Gesicht vorstellen, schweißgebadet und mit dem Blut der armen Frau bespritzt.

Ich hätte es kommen sehen müssen. Er ist *mein* Patient, *meine* Verantwortung. Ich weiß, dass ich ihn nicht an die Hand nehmen und dazu zwingen kann, zu mir zu kommen, aber das ist kein Trost. Bobby war so dicht vor den Tränen, als er berichtete, dass Anzeige gegen ihn erstattet worden ist, doch er hatte mehr Mitleid mit sich selber als mit der Frau, die er verprügelt hat.

Ich gebe mir Mühe, mich um einige meiner Patienten zu kümmern. Sie bezahlen neunzig Pfund

und starren auf ihren Bauchnabel oder jammern über Dinge, die sie besser ihrem Partner erklären würden als mir. Bobby ist anders. Ich weiß nicht, warum. Manchmal scheint er von seiner Unbeholfenheit komplett gelähmt, dann wieder überrascht er mich mit seinem Selbstvertrauen und Intellekt. Er lacht an den falschen Stellen, explodiert unvermittelt, und seine Augen sind so blass und kalt wie blaues Glas.

Manchmal denke ich, er wartet auf irgendwas – darauf, dass sich Berge bewegen oder alle Planeten zu einer Linie aufreihen. Und wenn alles an seinem Platz ist, wird er mich schließlich wissen lassen, was los ist.

Darauf kann ich nicht warten. Ich muss ihn jetzt verstehen.

Muhammad Ali hat einiges zu verantworten. Als er bei den Olympischen Spielen in Atlanta die Fackel entzündete, blieb auf dem gesamten Planeten kein Auge trocken.

Warum haben wir geweint? Weil ein großer Sportler zu einem schlurfenden, murmelnden, zuckenden Krüppel reduziert worden war. Ein Mann, der einst getanzt hatte wie ein Schmetterling, zitterte nun wie ein Wackelpudding.

An die Sportler erinnern wir uns immer. Wenn der Körper einen Wissenschaftler wie Stephen Hawking im Stich lässt, denken wir, dass er in seinem Kopf weiterleben kann, aber ein verkrüppelter Athlet ist wie ein Vogel mit gebrochenem Flügel. Wenn man sich in solche Höhen erhebt, ist die Landung umso härter.

Es ist Freitag, und ich sitze in Jocks Praxis. Sein wirklicher Name lautet Dr. Emlyn Robert Owens – ein Schotte mit einem walisischen Namen –, doch ich habe ihn schon immer nur unter seinem Spitznamen gekannt.

Er ist ein massiger, beinahe quadratischer Mann mit kräftigen Schultern und einem Stiernacken und erinnert eher an einen ehemaligen Boxer als einen Hirnchirurg. In seiner Praxis hängen Drucke von Salvador Dalí an der Wand, daneben ein signiertes Foto von John McEnroe mit dem Pokal von Wimbledon. McEnroe hat geschrieben: »Das kann nicht Ihr Ernst sein!«

Jock macht mir ein Zeichen, auf dem Untersuchungstisch Platz zu nehmen und rollt seine Hemdsärmel auf. Er hat dicke, gebräunte Unterarme, weshalb er einen Tennisball mit der Wucht einer Exocet-Rakete schlagen kann. Mit Jock Tennis zu spielen, ist zu achtzig Prozent Schmerz. Alles kommt direkt auf deinen Körper zugeschossen. Selbst wenn der Court völlig offen ist, versucht er, den Ball direkt durch dich hindurch zu dreschen.

Meine regelmäßigen freitäglichen Tennismatches gegen Jock haben nichts mit Liebe zum Sport zu tun – es geht um die Vergangenheit. Es geht um ein großes schlankes College-Mädchen, was sich für mich statt für ihn entschieden hat. Das ist beinahe zwanzig Jahre her, und jetzt ist sie meine Frau. Aber er ist immer noch sauer.

»Wie geht es Julianne?«, fragt er und leuchtet mir mit einer Stiftlampe in die Augen.

»Gut.«

»Wie fand sie deinen Auftritt auf der Dachkante?«

»Sie redet noch mit mir.«

»Hast du irgendwem von deinem Zustand erzählt?«

»Nein. Du hast doch gesagt, ich soll ganz normal weitermachen. «

»Ja. *Normal!*« Er öffnet eine Mappe und notiert etwas. »Irgendwelche Anzeichen von Tremor?«

»Eigentlich nicht. Wenn ich mich aus einem Sessel oder dem Bett erheben will, sagt mein Verstand manchmal, steh auf, aber es passiert nichts.«

Er macht sich eine weitere Notiz. »Das nennt man Startschwierigkeiten. Die habe ich ständig – vor allem wenn Rugby im Fernsehen läuft.«

Er geht demonstrativ von einer Seite zur anderen und beobachtet, ob meine Augen ihm folgen.

»Wie schlafst du?«

»Nicht so gut.«

»Du solltest dir so eine Entspannungs-Kassette besorgen. Du kennst die Dinger. Irgendein Typ mit einer echt langweiligen Stimme redet dich in den Schlaf.«

»Dafür komme ich doch immer noch hierher.«

Jock schlägt besonders hart mit seinem Gummihammer auf mein Knie, sodass ich zusammenzucke.

»Das muss dein Musikantenknochen gewesen sein«, sagt er sarkastisch und macht einen Schritt zurück. »Okay, du kennst die Prozedur.«

Ich schließe die Augen und führe die Hände zusammen – Zeigefinger gegen Zeigefinger, Mittelfinger gegen Mittelfinger und so weiter. Ich schaffe es beinahe, doch meine Ringfinger gleiten aneinander vorbei. Ich versuche es erneut, und dieses Mal treffen sich meine Mittelfinger nicht.

Jock legt seinen Ellenbogen auf den Tisch und fordert mich zum Armdrücken heraus.

»Wirklich erstaunlich, eure modernen Behandlungsmethoden«, sage ich und setze mich ihm gegenüber. Seine Faust zermalmt meine Finger. »Ich wette, das machst du nur zur persönlichen Befriedigung. Es hat mit meiner Untersuchung wahrscheinlich gar nichts zu tun.«

»Wie hast du das erraten«, sagt Jock und ich drücke gegen seinen Arm. Ich spüre, wie mein Gesicht rot anläuft. Er spielt mit mir. Ich würde den Mistkerl liebend gern nur ein einziges Mal platt machen.

Schließlich gestehe ich meine Niederlage ein, lasse mich zurück sinken und dehne die Finger. Ohne dass er mich dazu auffordern muss, stehe ich auf und beginne im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei ich mich bemühe, wie beim Marschieren die Arme mitschwingen zu lassen. Mein linker Arm hängt schlaff herunter.

Jock löst das Zellophanpapier um seine Zigarre und knipst das Ende ab. Er lässt seine Zunge über die Spitze gleiten, bevor er die Zigarre anzündet. Dann schließt er die Augen und lässt den Rauch aus seinem lächelnden Mund quellen.

»Meine Gott, wie ich mich auf die Erste des Tages freue«, sagt er. Er betrachtet den Qualm, der kräuselnd zur Decke aufsteigt und die Stille ebenso füllt wie den leeren Raum.

»Und was ist Sache?«, frage ich zunehmend erregt.

»Du hast Parkinson.«

»Das weiß ich schon.«

»Und was soll ich sonst noch sagen?«

»Erzähl mir etwas, was ich noch nicht weiß.«

Er kaut auf seiner Zigarre. »Du hast doch bestimmt alles nachgelesen. Ich wette, du kannst mir die komplette Geschichte des Parkinson-Syndroms referieren – jede Theorie, jedes Forschungsprogramm und jeden berühmten Patienten. Los, sag du's mir. Welche Medikamente sollte ich dir verschreiben? Welche Diät?«

Ich hasse es, dass er Recht hat. Ich kann ihm Vers und Kapitel nennen. Im vergangenen Monat habe ich Stunden damit zugebracht, im Internet zu recherchieren und medizinische Fachzeitschriften zu lesen. Ich weiß alles über Dr. James Parkinson, den englischen Arzt, der 1817 ein Syndrom beschrieb, das er »Schüttellähmung« nannte. Ich kann ihm berichten, dass in Großbritannien 120 000 Menschen an Parkinson leiden. Es ist verbreiteter unter Menschen über sechzig, aber jeder Siebte zeigt erste Symptome vor dem vierzigsten Lebensjahr. Drei Viertel aller Betroffenen haben von Anfang an einen Tremor, während ein Viertel möglicherweise nie darunter leidet.

Natürlich habe ich nach Antworten gesucht. Was hat er erwartet? Nur, dass es keine gibt. Alle Experten sagen das Gleiche – die Parkinson-Krankheit ist eine der erstaunlichsten und komplexesten neurologischen Störungen.

»Was ist mit den Tests, die du gemacht hast?«

»Die Ergebnisse sind noch nicht da. Ich sollte sie nächste Woche bekommen. Dann besprechen wir die medikamentöse Behandlung.«

»Was für Medikamente?«

»Ein Cocktail.«

Er hört sich schon fast an wie Fenwick.

Jock streift Asche von seiner Zigarre ab und beugt sich vor. Jedes Mal wenn ich ihn treffe, sieht er ein wenig mehr aus wie ein Topmanager. Demnächst trägt er wahrscheinlich noch bunte

Hosenträger und Golfsocken. »Wie geht's Bobby Moran?«

»Nicht so gut.«

»Was ist passiert?«

»Er hat eine Frau getreten, bis sie bewusstlos war, weil sie ihm das Taxi weggeschnappt hatte.« Ohne an seine Zigarre zu denken, atmet Jock scharf ein und hustet dann heftig. »Reizend! Wieder ein Happy End.«

Jock war es, der Bobby Moran ursprünglich an mich überwiesen hatte. Ein praktischer Arzt aus der Gegend hatte ihn zu neurologischen Tests zu Jock geschickt, doch der konnte keinen physischen Befund entdecken und verwies ihn weiter an mich. Ich erinnere mich noch genau an seine Worte: »Mach dir keine Sorgen, er ist versichert. Das heißt, du wirst vielleicht sogar bezahlt.«

Jock findet, ich hätte bei der »richtigen Medizin« bleiben sollen, solange ich noch die Chance hatte, anstatt mir ein soziales Gewissen zu leisten, das mich teurer kommt als meine Hypothek. Ironischerweise dachte er auf der Uni noch genau wie ich. Wenn ich ihn daran erinnere, behauptet er, die gut aussehenden Mädchen wären damals alle links gewesen. Er war ein Nur-der-Liebe-wegen-Sozialist – egal wie, Hauptsache, flachlegen.

Niemand stirbt an der Parkinson-Krankheit. Man stirbt mit ihr. Das ist einer von Jocks banalen Aphorismen. Ich kann ihn mir förmlich als Autoaufkleber vorstellen, weil er nur halb so albern ist wie »Nicht Waffen, sondern Menschen töten.«

Meine Reaktion auf die Krankheit lässt sich für gewöhnlich unter der Überschrift »Warum ich?« zusammenfassen, aber meine Begegnung mit Malcolm auf dem Dach des Marsden Hospital hat mich ziemlich ernüchtert. Seine Krankheit ist größer als meine. Seine Murmel gewinnt.

Dass irgendetwas nicht stimmte, wurde mir erstmals vor ungefähr fünfzehn Monaten klar. Da war vor allem die Müdigkeit. An manchen Tagen fühlte ich mich, als würde ich durch Schlamm waten. Ich spielte immer noch zweimal die Woche Tennis und trainierte Charlies Fußballmannschaft. Beim Training schaffte ich es, mit einem Dutzend Achtjähriger mitzuhalten und mir wie Zinedine Zidane vorzukommen, der Regisseur, der die Spitzen freispielte und flinke Doppelpässe initiierte.

Doch dann fiel mir auf, dass der Ball nicht mehr dort landete, wo er hin sollte, und wenn ich aus dem Stand lossprintete, fiel ich über meine eigenen Füße. Charlie dachte, ich würde Spaß machen. Julianne dachte, ich würde langsam träge. Ich schrieb es der Tatsache zu, dass ich zweiundvierzig wurde.

Rückblickend kann ich sagen, dass alle Anzeichen da waren. Meine Handschrift wurde noch verkrampfter, und Knopflöcher wurden zu Hindernissen. Manchmal hatte ich Schwierigkeiten, mich aus einem Sessel zu erheben, und wenn ich eine Treppe hinunterging, stützte ich mich auf das Geländer.

Dann kam unsere alljährliche Wallfahrt nach Wales zum 70. Geburtstag meines Vaters. Ich wanderte mit Charlie auf den Great Ormes Head mit Blick auf die Penrhyn Bay. Anfangs konnten wir in der Ferne noch Puffin Island ausmachen, doch dann wehte ein Atlantischer Sturm heran, der die Insel verschluckte wie ein riesiger weißer Wal. Gegen den Wind gestemmt beobachteten wir, wie die Wellen sich an den Felsen brachen, und spürten die Gischt brennend auf unserer Haut. Dann sagte Charlie zu mir: »Dad, warum schwingt dein Arm nicht mit?«

»Wie meinst du das?«

»Dein Arm. Er hängt einfach irgendwie da.«

Und tatsächlich baumelte er nutzlos an meiner Seite.

Am nächsten Morgen schien mit dem Arm alles wieder in Ordnung zu sein. Ich sagte nichts zu Julianne und schon gar nicht zu meinen Eltern. Mein Vater – ein Mann, der auf den Ruf wartete,

Gottes persönlicher Leibarzt zu werden – hätte mich als Hypochonder gescholten und sich vor Charlie über mich lustig gemacht. Er hat es mir nie verziehen, dass ich die Medizin aufgegeben habe, um Verhaltensforschung und Psychologie zu studieren.

Doch still für mich lief meine Fantasie Amok. Ich hatte Visionen von Hirntumoren und Blutgerinnseln. Was, wenn ich einen leichten Herzinfarkt gehabt hätte? Würde ein schwerer folgen? Ich war fast so weit, mir Stiche in der Brust einzubilden.

Es dauerte ein weiteres Jahr, bis ich Jock aufsuchte. Mittlerweile war auch ihm aufgefallen, dass irgendetwas nicht stimmte. Wir gingen zur Umkleidekabine des Tennisclubs, als ich unvermittelt nach rechts drängte und ihm den Weg abschnitt. Außerdem hatte er bemerkt, dass mein rechter Arm schlaff herunterhing. Jock machte einen Witz darüber, aber ich spürte, dass er mich aufmerksam beobachtete.

Für Parkinson gibt es keine diagnostischen Tests. Ein erfahrener Neurologe wie Jock verlässt sich auf seine Beobachtung. Es gibt vier primäre Symptome – Tremor, ein Zittern der Hände, Arme, Beine, Kiefern und Gesichtsmuskeln; Rigor, eine Steifheit von Gliedmaßen und Körper; Bewegungsträgheit und Fallneigung sowie Beeinträchtigungen des Gleichgewichtssinns und der Koordination.

Die Krankheit ist chronisch und schreitet unaufhaltsam fort. Sie ist nicht ansteckend und in der Regel auch nicht vererbar. Es gibt jede Menge Theorien. Einige Wissenschaftler machen freie Radikale verantwortlich, die in eine Reaktion mit Nachbarmolekülen treten und Gewebebeschäden verursachen. Andere geben Pestiziden oder anderen Schadstoffen in der Nahrungskette die Schuld. Genetische Faktoren sind nicht völlig ausgeschlossen worden, weil es in Familien eine leichte genetische Prädisposition geben kann, vielleicht hat es aber auch mit dem Alter zu tun. In Wahrheit könnte es eine Kombination aus allem oder nichts von alledem sein.

Vielleicht sollte ich dankbar sein. Nach meiner Erfahrung mit Ärzten (und ich bin mit einem aufgewachsen) geben sie einem nur eine klare, unmissverständliche Diagnose, wenn man etwa mit einer Klebepistole am Kopf in der Unfallchirurgie aufkreuzt.

Um halb fünf versuche ich mich auf der Straße gegen den ersten Menschenstrom zu behaupten, der zu den U-Bahnhöfen und Bushaltestellen strebt. Ich gehe Richtung Cavendish Square und winke, als es zu regnen anfängt, ein Taxi heran.

Der Sergeant am Empfangstresen der Polizeiwache von Holborn ist glatt rasiert und rotgesichtig und hat ein paar Haarsträhnen über seine Glatze geklebt. Er lehnt am Tresen, tunkt Kekse in einen Becher Tee und krümelt auf die leicht bekleidete Schönheit auf Seite Drei der Zeitung. Als er lächelt, schwabbeln seine Wangen.

Ich präsentiere ihm eine Visitenkarte und frage, ob ich Einsicht in die Anzeige gegen Bobby Moran nehmen kann. Seine Gutmütigkeit ist wie weggeblasen.

»Wir sind zur Zeit sehr beschäftigt – Sie müssen sich gedulden. «

Ich drehe mich um. Bis auf einen Teenager in zerrissenen Jeans, Turnschuhen und einem AC/DC-T-Shirt, der auf einer Holzbank eingeschlafen ist, ist der Warteraum leer. Der Boden ist mit Brandflecken übersät, und neben einem Metallmüllheimer kopulieren ein paar Plastikbecher. Demonstrativ langsam schlendert der Sergeant zu einer Reihe von Aktenschränken an der Rückwand. Ein Keks klebt an der Rückseite seiner Hose, und der rosaarbene Zuckerguss schmilzt auf seinem Hintern. Ich gönne mir ein Lächeln.

Laut der Anzeige wurde Bobby vor 18 Tagen in der Londoner Innenstadt festgenommen. Er bekannte sich vor dem Bow Street Magistrates' Court schuldig und wurde gegen Kaution und die Auflage entlassen, sich am 24. Dezember wieder im Old Bailey zu melden. Der Tatvorwurf lautet auf einen minderschweren Fall von gefährlicher Körperverletzung. Die Höchststrafe beträgt fünf Jahre Haft.

Bobbys Aussage umfasst drei zweizeilig betippte Seiten mit paraphierten handschriftlichen Korrekturen. Er erwähnt weder den kleinen Jungen noch seinen Streit mit dem Juwelier. Die Frau hatte sich vorgedrängt. Dafür musste sie mit einem Kieferbruch, einem eingedrückten Wangenknochen, einer gebrochenen Nase und drei gequetschten Fingern bezahlen.

»Wo kann ich die genauen Kautionsauflagen erfahren?«

Der Sergeant blättert die Akte durch und fährt mit einem Finger über ein Gerichtsdokument.

»Eddie Barrett hat das Mandat«, grunzt er angewidert. »Er wird die Sache auf einfache Körperverletzung runterhandeln, bevor Sie Muß sagen können.«

Wie kommt Bobby zu einem Anwalt wie Eddie Barrett? Er ist der berühmteste Strafverteidiger des Landes mit einem Talent für Eigenreklame und der Gabe, perfekte Soundschnipsel abzusondern.

»Wie hoch war die Kautionsauflage?«

»Fünf Riesen.«

Das erscheint mir in Anbetracht der Umstände, unter denen Bobby lebt, eine unmögliche Summe. Ich schaue auf die Uhr. Es ist immer noch nicht später als Viertel vor fünf, als Eddies Sekretärin das Telefon beantwortet, während ich Eddie im Hintergrund brüllen höre. Sie entschuldigt sich und bittet mich zu warten. Die beiden schreien sich gegenseitig an. Es hört sich an wie eine Radioversion von Kasperletheater. Schließlich meldet sie sich am Telefon zurück. Eddie kann zwanzig Minuten für mich erübrigen.

Zu Fuß ist man schneller in der Chancery Lane als mit dem Taxi. Nachdem mir die Haustür aufgedrückt wurde, steige ich eine enge Treppe in den dritten Stock hinauf und bahne mir einen Weg zwischen den Kartons mit Gerichtsakten, die auf jedem freien Fleck gestapelt stehen. Eddie telefoniert. Er macht mir ein Zeichen, einzutreten und Platz zu nehmen. Ich muss zwei weitere Akten aus dem Weg räumen, bevor ich mich auf den Stuhl setzen kann. Eddie sieht aus wie Ende fünfzig, ist aber wahrscheinlich zehn Jahre jünger. Jedes Mal wenn er im Fernsehen interviewt wird, muss ich an eine Bulldogge denken. Er hat die gleiche bullige Art mit fast starren Schultern und beweglichem Hintern. Er hat sogar große Schneidezähne, die bestimmt ganz praktisch sind, wenn er Leute in Stücke reißt.

Als ich Bobbys Namen erwähne, wirkt Eddie enttäuscht. Ich glaube, er hatte auf ein Kunstfehler-Verfahren gehofft. Er dreht sich mit seinem Stuhl und beginnt, die Schubladen eines Aktenschrankes zu durchsuchen.

»Was hat Bobby Ihnen von dem Angriff erzählt?«

»Sie haben seine Aussage doch gelesen.«

»Hat er erwähnt, dass er einen kleinen Jungen gesehen hat?«

»Nein«, unterbricht Eddie mich müde. »Hören Sie, Roseanne, ich will Ihnen ja nicht gleich unfreundlich kommen, aber können Sie mir verdammt noch mal erklären, warum ich überhaupt mit Ihnen rede? Nichts für ungut.«

»Schon gut.« Von nahem ist er deutlich unangenehmer als im Fernsehen. Ich setzte neu an. »Hat Bobby die Tatsache erwähnt, dass er in psychologischer Behandlung ist?«

Eddies Laune bessert sich. »Scheiße, nein! Erzählen Sie mir mehr.«

»Er kommt seit etwa einem halben Jahr zu mir. Außerdem glaube ich, dass er früher schon einmal begutachtet wurde, aber ich habe keine Unterlagen darüber.«

»Eine Vorgeschichte von Geisteskrankheit – das wird ja immer besser.« Er nimmt ein klingelndes Telefon ab und bedeutet mir mit der anderen Hand, weiterzureden. Er versucht, zwei Gespräche gleichzeitig zu führen.

»Hat Bobby Ihnen erzählt, warum er ausgeflippt ist?«

»Sie hat ihm das Taxi weggeschnappt.«

»Das ist wohl kaum ein Grund.«

»Haben Sie je versucht, an einem feuchten Freitagnachmittag in Holborn ein Taxi zu ergattern?«, gibt er glucksend zurück.

»Ich glaube, es steckt mehr dahinter.«

Eddie seufzt. »Hören Sie, Pollyanna, ich fordere meine Mandanten nicht auf, die Wahrheit zu sagen. Ich sorge nur dafür, dass sie nicht ins Gefängnis kommen, damit sie losziehen und die gleichen Fehler noch mal machen können.«

»Wie sah die Frau aus?«

»Ziemlich übel zugerichtet, den Fotos nach zu urteilen.«

»Wie alt?«

»Mitte vierzig. Dunkle Haare.«

»Was hatte sie an?«

»Einen Moment mal.« Er legt den Hörer auf, ruft seiner Sekretärin zu, sie solle ihm Bobbys Akte bringen, und blättert sie summend durch. »Kurzer Rock, hochhackige Schuhe, kurzes Jackett... eine Alte, die auf jugendlich macht, wenn Sie mich fragen. Warum wollen Sie das wissen?« Das kann ich ihm nicht erklären. Ich habe nur eine vage Idee. »Was wird mit Bobby geschehen?« »So wie es im Augenblick aussieht, wandert er in den Knast. Die Staatsanwaltschaft wird bei der Anklage kaum mit sich handeln lassen.«

»Das Gefängnis wird ihm nicht helfen. Ich kann ein psychologisches Gutachten erstellen.

Vielleicht kann ich dafür sorgen, dass er in ein Aggressionsbewältigungsprogramm kommt.«

»Und was wollen Sie von mir?«

»Einen schriftlichen Auftrag.«

Eddies Stift huscht bereits über ein Blatt Papier. Ich weiß nicht mehr, wann ich zum letzten Mal so flüssig schreiben konnte. Er schiebt den Bogen über den Tisch.

»Vielen Dank.«

»Es ist nur ein Brief, keine Niere«, grunzt er.

So viel dazu. Vielleicht ist es ein Napoleon-Komplex oder er versucht seine Hässlichkeit zu kompensieren. Jedenfalls ist er jetzt gelangweilt. Das Thema interessiert ihn nicht mehr. Ich stelle eilig meine Fragen.

»Wer hat die Kautions gestellt?«

»Keine Ahnung.«

»Und wer hat Sie angerufen?«

»Er selber.«

Bevor ich noch etwas sagen kann, geht er dazwischen. »Hören Sie, Oprah, ich habe einen Termin vor Gericht und muss dringend mal pinkeln. Der Junge ist Ihr Psycho, ich verteidige das arme Schwein nur. Warum gucken Sie nicht in seinen Kopf, sehen nach, ob irgendwas locker ist und melden sich dann wieder bei mir? Schönen Tag noch.«

Julianne und Charlie sitzen unten vor dem Fernseher. Ich hocke auf dem Dachboden und gehe auf der Suche nach meinen Unterlagen über Catherine McBride alte Fallnotizen durch. Ich weiß nicht genau, warum. Vielleicht hoffe ich, sie so in meinem Kopf wieder zum Leben zu erwecken, damit ich ihr Fragen stellen kann.

Ruiz traut mir nicht. Er denkt, ich versuche etwas zu verbergen. Ich hätte es ihm eher sagen sollen und ich hätte ihm alles sagen sollen. Aber das macht jetzt auch keinen Unterschied mehr. Es wird Catherine nicht zurückbringen.

Meine Notizbücher sind mit Monat und Jahr beschriftet, sodass es nicht schwer ist, die richtigen zu finden. Es handelt sich um zwei Bände mit dunkelgrünem Einband und gesprenkeltem Rücken, an denen sich die Silberfischchen gelabt haben.

Ich gehe nach unten in mein Arbeitszimmer, schalte das Licht an und beginne zu lesen. Die linierten A4-Blätter sind ordentlich geführt mit einem breiten Rand, auf dem Datum und Uhrzeit jeder Sitzung notiert sind. Diagnostische Details, medizinische Befunde und Beobachtungen, es ist alles versammelt.

Wie habe ich Catherine in Erinnerung? Ich sehe sie in einer hellblauen Uniform mit einer dunkelblauen Borte an Ärmeln und Kragen einen Flur im Marsden Hospital hinuntergehen. Sie winkt mir zu und lächelt. An ihrem Gürtel hängt eine Schlüsselkette. Die meisten Schwestern tragen kurze Kittel, aber Catherines ist lang.

Anfangs war sie lediglich ein weiteres Gesicht auf dem Flur und in der Kantine. Mit ihrem Pagenschnitt, der hohen Stirn und den vollen Lippen war sie auf geschlechtslose Weise schön. Sie neigte den Kopf nervös von einer Seite auf die andere und sah mich nie mit beiden Augen gleichzeitig an. Mir kam es vor, als würden wir uns ziemlich häufig über den Weg laufen – oft, wenn ich die Klinik gerade verließ. Erst später kam mir der Verdacht, dass sie diese Treffen inszeniert haben könnte.

Irgendwann fragte sie mich, ob sie mit mir reden könnte. Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff, dass sie meine professionelle Hilfe suchte. Ich machte einen Termin mit ihr, und am nächsten Tag stand sie in meinem Behandlungszimmer.

Von da an kam sie einmal die Woche. Sie legte immer einen Schokoriegel auf meinen Schreibtisch, brach ihn in kleine Stücke wie ein Kind, das Süßigkeiten aufteilt. Und während sie Mentholzigaretten rauchte, ließ sie die Stückchen, eins nach dem anderen, unter ihrer Zunge schmelzen.

»Wissen Sie, dass dies das einzige Büro im ganzen Krankenhaus ist, in dem man rauchen darf?«, fragte sie mich.

»Vermutlich habe ich deshalb so viele Besucher.«

Sie war zwanzig, materialistisch, praktisch und hatte eine Affäre mit irgendwem aus der Belegschaft. Ich weiß nicht, wer es war, aber ich vermute, dass er verheiratet war. Manchmal sagte sie »wir« und wechselte, wenn sie ihren Fehler bemerkte, rasch zurück in den Singular. Sie lächelte nur sehr selten. Sie legte den Kopf auf die Seite und betrachtete mich mit dem einen oder dem anderen Auge.

Ich hatte außerdem den Verdacht, dass sie vor mir schon irgendjemanden konsultiert hatte. Ihre Fragen waren so präzise. Sie kannte sich mit Anamnese und kognitiver Therapie aus. Sie war zu jung, um Psychologie studiert zu haben, also musste sie eine Patientin gewesen sein.

Sie berichtete, dass sie sich wertlos und unbedeutend fühlte. Sie hatte sich von ihrer Familie entfremdet und versucht, Frieden mit ihnen zu schließen, hatte jedoch Angst, dass sie deren »perfektes Leben vergiften« würde.

Während sie redete und Schokoladenstückchen lutschte, rieb sie sich manchmal über die

Unterarme unter ihren langen Ärmeln. Ich vermutete, dass sie etwas verbarg, wartete jedoch darauf, dass sie das Vertrauen entwickelte, mir davon zu erzählen.

Während unserer vierten Sitzung krempelte sie langsam die Ärmel auf. Es war ihr peinlich, mir die Wunden zu zeigen, doch ich spürte auch Trotz und einen Hauch Selbstzufriedenheit. Sie wollte, dass ich von der Schwere ihrer Verletzungen beeindruckt war. Sie waren wie eine Karte ihres Lebens, die ich lesen konnte.

Zum ersten Mal hatte Catherine sich mit zwölf Jahren geschnitten. Ihre Eltern machten gerade eine hasserfüllte Scheidung durch. Sie hatte das Gefühl, in der Mitte zu stecken wie eine Puppe, die von zwei streitenden Kindern zerrissen wird.

Sie wickelte einen Taschenspiegel in ein Handtuch und zertrümmerte ihn an einer Schreibtischkante. Mit einer der Scherben ritzte sie sich das Handgelenk auf. Das Blut gab ihr ein Gefühl von Wohlbehagen. Sie war nicht mehr hilflos.

Ihre Eltern verfrachteten sie ins Auto und fuhren sie ins Krankenhaus. Während der ganzen Fahrt stritten sie darüber, wessen Schuld es war. Catherine fühlte sich ruhig und friedlich. Man behielt sie über Nacht da. Die Schnitte hatten aufgehört zu bluten. Sie strich liebevoll über ihre Wunden und gab ihnen einen Gutenachtkuss.

»Ich hatte etwas gefunden, das ich kontrollieren konnte«, erklärte sie mir. »Ich konnte entscheiden, wie oft ich mich schnitt und wie tief. Ich mochte den Schmerz. Ich verzehrte mich nach dem Schmerz. Ich hatte ihn verdient. Ich weiß, dass ich masochistische Tendenzen haben muss. Sie sollten mal die Männer sehen, bei denen ich immer lande. Sie sollten sich einige meiner Träume anhören...«

Sie gab nie zu, dass sie in einer psychiatrischen Klinik oder Gruppentherapie gewesen war. Vieles von ihrer Vergangenheit hielt sie verborgen, vor allem wenn es um ihre Familie ging. Sie schaffte es über längere Phasen, sich nicht zu ritzen. Aber bei jedem Rückfall bestrafte sie sich, indem sie noch tiefer schnitt. Sie beschränkte sich auf ihre Arme und Oberschenkel, wo sie die Wunden unter der Kleidung verstecken konnte. Außerdem fand sie heraus, welche Salben und Verbände die Wunden möglichst unsichtbar verheilen ließen.

Wenn sie genäht werden musste, mied sie die Notaufnahme des Marsden Hospital. Sie konnte es sich nicht leisten, ihren Job zu verlieren. Sie gab bei der Aufnahme Fantasienamen an und manchmal auch vor, Ausländerin zu sein und kein Englisch zu sprechen.

Sie wusste aus eigener Erfahrung, was Ärzte und Schwestern von Menschen hielten, die sich selbst verstümmelten – Ritzer heischten um Aufmerksamkeit und verschwendeten jedermanns Zeit. Häufig wurden sie ohne Betäubung genäht, frei nach dem Motto: »Wenn Sie Schmerzen so lieben, wie wär's mit ein bisschen mehr.«

Aber nichts von all dem bewog Catherine, ihr Verhalten zu ändern. Wenn sie blutete, konnte sie der Taubheit entfliehen. In meinem Notizbuch stehen ihre Worte: »Ich fühle mich lebendig. Besänftigt. Und mächtig.«

Zwischen den Seiten kleben dunkle Schokoladenkrümel, die sie beim Abbrechen der Stücke verstreut hatte. Sie mochte es nicht, wenn ich schrieb. Sie wollte, dass ich zuhörte.

Um den blutigen Kreislauf zu durchbrechen, schlug ich ihr Alternativstrategien vor. Ich erklärte, dass sie, anstatt nach der Rasierklinge zu greifen, ein Stück Eis in den Händen zerdrücken, auf eine Chilischote beißen oder sich Liniment auf die Genitalien reiben sollte. Das waren Schmerzen ohne Narben und Schuldgefühle. Und wenn wir in ihren Gedankenzirkel eingedrungen waren, war es vielleicht möglich, neue Bewältigungsstrategien zu entwickeln, die weniger körperlich und gewalttätig waren.

Ein paar Tage später, am 15. Juli, fand Catherine mich in der Krebsstation. Sie hatte ein Bündel Laken in den Armen und blickte sich nervös um. In ihren Augen sah ich etwas, was ich nicht erkannte.

Sie machte mir ein Zeichen, ihr in eine Nische zu folgen, und ließ dann die Laken fallen. Ich brauchte eine Weile, bis mir die Ärmel ihrer Strickjacke auffielen, die mit Papierhandtüchern – Taschentüchern voll gestopft waren. Durch die Papierschichten sickerte Blut.

»Bitte helfen Sie mir, dass es niemand erfährt«, sagte sie. »Es tut mir so Leid.«

»Sie müssen in die Notaufnahme.«

»Nein! Bitte! Ich brauche diesen Job!«

Tausend Stimmen in meinem Kopf sagten mir, was ich zu tun hatte. Ich ignorierte sie alle, schickte Catherine in mein Büro und besorgte mir Nadeln, Faden, Metallklammern, Verband und antiseptische Salbe. Bei zugezogenen Jalousien und abgeschlossener Tür nähte ich ihre Unterarme.

»Das machen Sie gut«, sagte sie.

»Ich hab ein bisschen Übung.« Ich trug das Antiseptikum auf. »Was ist passiert?«

»Ich hab versucht, die Bären zu füttern.«

Ich lächelte nicht, und sie wirkte beschämtd. »Ich habe mich mit jemandem gestritten. Ich weiß nicht, wen ich bestrafen wollte.«

»Mit Ihrem Freund?«

Sie blinzelte gegen die Tränen an.

»Was haben Sie benutzt?«

»Eine Rasierklinge.«

»War sie sauber?«

Sie schüttelte den Kopf. »Okay. Wenn Sie weiter darauf bestehen, sich zu schneiden, benutzen Sie die.« Ich gab ihr Einweg-Skalpelle in steriler Verpackung, außerdem Verband, sterile Pflaster und Nadeln.

»Hier sind meine Regeln«, erklärte ich ihr. »Wenn Sie weiterhin darauf bestehen, dürfen Sie sich nur an einer Stelle schneiden... an der Innenseite der Oberschenkel.«

Sie nickte.

»Ich werde Ihnen beibringen, Ihre Wunden selbst zu vernähen. Wenn Sie merken, dass Sie das nicht schaffen, müssen Sie in ein Krankenhaus fahren.«

Sie hatte die Augen weit aufgerissen.

»Ich werde Ihnen die Möglichkeit, sich zu schneiden, nicht nehmen, Catherine. Und ich werde Ihren Vorgesetzten auch nichts davon sagen. Aber Sie müssen alles in Ihrer Macht Stehende tun, die Sache unter Kontrolle zu behalten. Ich lege mein Vertrauen in Sie. Sie können es zurückzahlen, indem Sie sich nicht selbst verletzen. Wenn Sie schwach werden, müssen Sie mich anrufen. Wenn Sie das nicht schaffen und sich schneiden, werde ich Ihnen keine Vorwürfe machen oder schlechter von Ihnen denken. Gleichzeitig werde ich aber auch nicht zu Ihrer Hilfe geeilt kommen. Wenn Sie sich selbst verletzen, werde ich Sie eine Woche lang nicht empfangen. Das ist keine Strafe – es ist ein Test.«

Ich sah, dass sie intensiv über die Konsequenzen nachdachte. In ihrem Gesicht stand immer noch Angst, aber ihre Schultern verrieten ihre Erleichterung.

»Von jetzt an setzen wir Ihrer Selbstverletzung Grenzen und Sie übernehmen die Verantwortung dafür«, fuhr ich fort. »Gleichzeitig werden wir nach neuen Wegen der Problembewältigung suchen.«

Mit Hilfe eines Kissens gab ich Catherine einen kurzen Kurs im Vernähen einer Wunde. Sie machte einen Witz darüber, dass ich irgendwem eine gute Ehefrau wäre. Als sie aufstand, um zu gehen, schlang sie die Arme um mich. »Danke.« Sie ließ sich gegen mich sinken und klammerte sich so fest an mich, dass ich ihren Herzschlag spürte.

Als sie weg war, starre ich auf die blutverschmierten Verbände in meinem Papierkorb und versuchte zu ergründen, ob ich komplett verrückt war. Ich stellte mir vor, dem Gerichtsmediziner

gegenüberzutreten, der mich empört fragte, wie ich einer jungen Frau, die sich gerne selbst aufschlitzte, Skalpelle hatte geben können. Er würde mich fragen, ob ich auch Brandstiftern Streichhölzer und Junkies Heroin geben würde.

Trotzdem sah ich keine andere Möglichkeit, Catherine zu helfen. Ein Null-Toleranz-Ansatz hätte ihren Glauben, dass andere Menschen ihr Leben kontrollierten und für sie Entscheidungen trafen, nur bestärkt. Dass sie wertlos und nicht vertrauenswürdig war.

Ich hatte ihr die Wahl gegeben. Bevor sie die Klinge zur Hand nahm, würde sie hoffentlich ihre Motive hinterfragen und die Konsequenzen bedenken. Und vielleicht würde sie andere Wege suchen, ihre Probleme zu bewältigen.

In den folgenden Monaten hatte Catherine nur einen Rückfall. Ihre Unterarme verheilten. Meine Naht war erstaunlich sauber, wenn man bedenkt, dass ich außer Übung war.

Hier enden die Notizen, aber die Geschichte geht weiter. Ich zucke vor Verlegenheit immer noch innerlich zusammen, wenn ich mich an die Details erinnere, denn ich hätte es kommen sehen müssen.

Catherine gab sich plötzlich immer mehr Mühe mit ihrer Erscheinung. Sie legte die Termine an das Ende ihrer Schicht und trug bereits ihre normale Kleidung. Sie hatte Make-up und einen Hauch Parfüm aufgelegt. Ein weiterer Knopf ihrer Bluse war geöffnet. Nichts allzu Offensichtliches – alles sehr subtil. Sie fragte mich, was ich in meiner Freizeit machte. Eine Freundin hatte ihr zwei Theaterkarten geschenkt. Ob ich mitkommen wollte?

Es gibt einen alten Witz darüber, dass Psychologen Fachleute sind, die man bezahlt, damit sie einem Fragen stellen, die einen der Partner umsonst fragt. Wir hören uns Probleme an, deuten den Subtext, bauen Selbstwertgefühl auf und bringen Menschen bei, sich so zu mögen, wie sie wirklich sind.

Für jemanden wie Catherine war es ungeheuer attraktiv, einen Mann zu haben, der ihren Problemen tatsächlich zuhörte und sich um sie sorgte, doch manchmal kann man dieses Gefühl mit etwas Intimerem verwechseln.

Ihr Kuss erwischte mich vollkommen unvorbereitet. Wir waren in meinem Zimmer im Marsden Hospital. Ich stieß sie zu heftig zurück. Sie stolperte ein paar Schritte rückwärts und landete auf dem Boden. Sie hielt es für Teil des Spiels. »Du kannst mir ruhig wehtun, wenn du willst«, sagte sie.

»Ich will Ihnen nicht wehtun.«

»Ich bin ein böses, böses Mädchen gewesen.«

»Sie verstehen mich nicht.«

»Doch«, sagte sie und öffnete den Reißverschluss ihres Rocks.

»Catherine, Sie machen einen Fehler. Sie haben die Zeichen falsch ausgelegt.«

Mein strenger Ton brachte sie schließlich zu sich. Sie stand, den Rock um die Knöchel und die Bluse aufgeknöpft, neben meinem Schreibtisch. Eine Strumpfhose verbarg die Narben an ihren Oberschenkeln. Es war für uns beide peinlich – aber mehr für sie. Sie rannte mit um die Hüften gerafftem Rock und auf den Wangen verschmierter Wimperntusche aus dem Zimmer.

Sie kündigte ihren Job und verließ das Marsden Hospital, aber die Konsequenzen jenes Tages verfolgen mich in meiner beruflichen Laufbahn bis heute. Die Hölle kennt keinen größeren Zorn als den einer verschmähten Frau.

Julianne macht in dem leeren Zimmer Dehnübungen. Jeden Morgen absolviert sie Yoga-artige Posen mit Namen wie Indianer-Squaws: »Plätschernder Bach« trifft »Laufendes Reh«.

Sie ist eine altgediente Frühaufsteherin und ab halb sieben einsatzbereit. Ganz im Gegensatz zu mir. Ich habe in meinen Träumen die ganze Nacht blutige und zerschundene Gesichter gesehen. Julianne tapst nur mit einem Schlafanzugoberteil bekleidet ins Schlafzimmer, beugt sich über mich und küsst mich. »Du hattest eine unruhige Nacht.«

Sie drückt ihren Kopf an meine Brust und lässt ihre Finger über meine Wirbelsäule tanzen, dass mir eine Gänsehaut über den Rücken läuft. Sie erinnert mich daran, dass sie jeden Quadratzentimeter meines Körpers kennt.

»Ich hab dir noch gar nicht von Charlies Weihnachtsliedersingen mit dem Chor erzählt.«

»Mist! Das habe ich total vergessen.« Donnerstagmorgen in der Oxford Street. »Ich war mit diesem Detective zusammen.«

»Mach dir keine Sorgen. Sie wird dir verzeihen. Offenbar hat der kleine Ryan Fraser sie auf dem Weg nach Hause im Bus geküsst.«

»Frechdachs.«

»Es war nicht leicht. Drei ihrer Freundinnen mussten ihr helfen, ihn zu fangen und festzuhalten.« Wir lachen, und ich ziehe sie auf mich und lasse sie meine Erektion an ihrem Oberschenkel spüren.

»Komm wieder ins Bett.«

Sie lacht und entzieht sich meiner Umarmung. »Nein. Ich hab zu viel zu erledigen.«

»Los, komm.«

»Es ist nicht der richtige Zeitpunkt. Du musst deine Gesellen sparen.«

Meine »Gesellen« sind mein Sperma. So wie sie es sagt, hört es sich an wie eine Sturmtruppe. Sie zieht sich an. Sie streift ihren weißen Baumwollslip über die Beine und lässt den Bund schnappen. Dann zieht sie das Hemd über den Kopf und schlüpft in einen BH. Dabei wagt sie es nicht, mich noch einmal zu küssen. Beim nächsten Mal würde ich sie vielleicht nicht wieder laufen lassen.

Dann liege ich im Bett wach und höre sie durchs Haus huschen, wobei ihre Füße kaum den Boden zu berühren scheinen. Ich höre, wie sie den Wasserkessel aufsetzt und die frische Milch vor der Haustür reinholt. Ich höre, wie die Tür des Kühlschranks geöffnet und der Toaster heruntergedrückt wird.

Ich rappele mich hoch, gehe die sechs Schritte bis ins Bad und drehe die Dusche an. Der Kessel im Keller rülpst, Rohre klappern und gurgeln, und ich stehe zitternd auf den kalten Fliesen und warte auf einen Tropfen Wasser. Der Duschkopf bebt, und ich erwarte, dass sich die Kacheln um die Armatur jeden Moment lösen.

Nach zweimaligem Husten und röchelndem Spucken tröpfelt ein milchiges Rinsal herab und erstirbt.

»Der Boiler ist wieder kaputt«, ruft Julianne von unten.

Toll! Einfach super! Irgendwo sitzt ein Klempner und lacht mich aus. Garantiert erzählt er seinen Klempnerfreunden, wie er vorgegeben hat, einen vorsteinzeitlichen Boiler zu reparieren, um dafür ein Honorar zu kassieren, das für einen vierzehntägigen Florida-Urlaub reicht.

Ich rasiere mich mit kaltem Wasser und einer frischen Klinge, ohne mich zu schneiden. Es mag einem wie ein kleiner Triumph erscheinen, aber einer, der es wert ist, notiert zu werden.

Als ich in der Küche auftauche, drückt Julianne gerade die Kaffeekanne herunter und schmiert edle Marmelade auf ein Stück Vollkorntoast. Ich fühle mich jedes Mal kindisch, wenn ich meine Rice Krispies esse.

Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich sie zum ersten Mal gesehen habe. Sie studierte im ersten oder zweiten Semester Sprachen an der London University. Ich machte meinen Doktor. Nicht mal meine Mutter würde mich als gut aussehend bezeichnen. Ich hatte lockige braune Haare, eine birnenförmige Nase und Haut, die sich beim ersten Anzeichen von Sonnenschein mit Sommersprossen überzog.

Ich war auch deshalb an der Uni geblieben, weil ich fest entschlossen war, mit jeder willigen, noch nicht endgültig gebundenen jungen Studentin zu schlafen, die neu auf dem Campus auftauchte, aber im Gegensatz zu den anderen Möchtegern-Schwestern war ich zu verbissen. Ich schaffte es nicht einmal, modisch un gepflegt und revolutionär zu erscheinen. Egal wie oft ich mit meiner Jacke als Kopfkissen auf irgendeinem Fußboden schlief, sie wollte einfach nicht knittern. Und anstatt schmuddelig und intellektuell blasiert zu wirken, sah ich immer so aus, als wäre ich auf dem Weg zu meinem ersten Bewerbungsgespräch.

»Du warst so leidenschaftlich«, erklärte sie mir später, nachdem sie mir zugehört hatte, wie ich bei einer Kundgebung auf dem Trafalgar Square vor der südafrikanischen Botschaft gegen das Unrecht der Apartheid gewettert hatte. Hinterher in der Kneipe sprach sie mich an und ließ sich von mir einen doppelten Whisky aus der Flasche einschenken, die wir tranken.

Jock war auch da und ließ sich von allen Mädchen sein T-Shirt signieren. Ich wusste, dass er Julianne entdecken würde. Sie war ein frisches Gesicht – und ein hübsches. Er legte seinen Arm um ihre Hüften und sagte: »Ich könnte menschlich wachsen, nur indem ich in deiner Nähe bin.« Ohne den Hauch eines Lächelns schob sie seine Hand weg und erwiederte: »Eine Erektion zählt leider nicht als persönliches Wachstum.«

Alle lachten, außer Jock. Dann setzte Julianne sich an meinen Tisch und ich sah sie staunend an. Ich hatte noch nie gesehen, dass jemand meinen Freund so fachmännisch in seine Schranken verwiesen hatte.

Ich versuchte, nicht rot zu werden, als sie sagte, dass ich so leidenschaftlich wäre. Sie lachte. Auf der Unterlippe hatte sie eine dunkle Sommersprosse, die ich küssen wollte.

Fünf Doppelte später lag sie schlafend auf dem Tresen. Ich trug sie zu einem Taxi und nahm sie mit nach Hause in mein Zimmer in Islington. Sie schlief auf dem Futon, ich nahm das Sofa. Am nächsten Morgen küsste sie mich und bedankte sich dafür, dass ich so ein Gentleman gewesen sei. Dann küsste sie mich noch einmal. Ich kann mich noch an den Ausdruck in ihren Augen erinnern. Es war keine Lust, er sagte nicht: »Komm, lass uns ein bisschen Spaß haben und sehen, was daraus wird.« Ihre Augen sagten mir: »Ich werde deine Frau werden und deine Kinder bekommen.«

Wir waren immer ein seltsames Paar. Ich war der Stille und Praktische, der laute Partys, Kneipenläufe und Wochenendbesuche bei den Eltern hasste. Sie hingegen war das Einzelkind eines Malers und einer Innenarchitektin, die sich wie Hippies kleideten und nur das Beste in den Menschen sahen. Julianne ging nicht auf Partys, sie kamen zu ihr.

Drei Jahre später haben wir geheiratet. Ich war mittlerweile stubenrein – ich hatte gelernt, mein schmutziges Geschirr in die Spülmaschine zu stellen, nur im Sitzen zu pinkeln und bei Einladungen zum Abendessen nicht zu viel zu trinken. Es war nicht so, dass Julianne »meine Kanten abgeschliffen« hat, sie hat mich vielmehr komplett neu modelliert.

Das war vor sechzehn Jahren. Kommt mir vor wie gestern.

Julianne schiebt mir die Zeitung über den Tisch. Über einem Foto von Catherine steht die Titelzeile: »Gefoltertes Mädchen: Nichte eines Parlamentsabgeordneten.«

Der Staatssekretär im Innenministerium Samuel McBride ist bestürzt über die brutale Ermordung seiner 27-jährigen Nichte McBride, Tory-Abgeordneter im Unterhaus für den Wahlkreis Brighton-le-Sands, war sichtlich bewegt, als der Sprecher des Hauses ihm gestern das aufrichtige Beileid der Kammer für seinen Verlust aussprach. Catherine McBrides nackte Leiche

wurde vor sechs Tagen am Ufer des Grand Union Canal in Kensal Green, West London entdeckt. Sie hatte zahlreiche Stichwunden erlitten.»Im Augenblick konzentrieren wir uns darauf, Catherines Aktivitäten vor ihrem Tod zu rekonstruieren und vielleicht einen Zeugen zu finden, der sie in den Tagen vor ihrem Tod gesehen hat«, erklärte Detective Inspector Vincent Ruiz, der die Ermittlung leitet.»Wir wissen, dass sie am 13. November einen Zug von Liverpool nach London genommen hat, und nehmen an, dass sie zu einem Bewerbungsgespräch hergekommen ist.«Catherine, deren Eltern geschieden sind, arbeitete als ambulante Krankenpflegerin in Liverpool und hatte seit mehreren Jahren kaum Kontakt zu ihrer Familie.»Sie hatte eine schwierige Kindheit und schien sich zu verlieren«, erklärte ein Freund der Familie. »In jüngster Zeit hat es allerdings Versuche einer Aussöhnung mit der Familie gegeben.« Julianne gießt sich eine weitere Tasse Kaffee ein. »Ziemlich seltsam, findest du nicht, dass Catherine nach all den Jahren wieder auftaucht?«

»Was meinst du mit seltsam?«

»Ich weiß nicht.« Sie zittert ein wenig. »Ich meine, all die Probleme, die sie uns bereitet hat. Du hättest fast deinen Job verloren. Ich weiß noch, wie wütend du warst.«

»Sie war verletzt.«

»Sie war bösartig.«

Sie wirft einen Blick auf das Foto von Catherine. Es ist eine Aufnahme von der Abschlussfeier der Schwesternschule. Sie lächelt stolz über das ganze Gesicht und hält ihr Diplom fest in der Hand.

»Und jetzt ist sie wieder da. Wir waren dort, als sie gefunden wurde. Ein unglaublicher Zufall. Und dann fordert die Polizei dich auf, bei der Identifikation zu helfen – «

»Ein Zufall, das sind nur verschiedene Dinge, die gleichzeitig passieren.«

Sie verdreht die Augen. »Der Psychologe hat gesprochen.«

Bobby ist ausnahmsweise pünktlich. Er trägt seine Arbeitskleidung – ein graues Hemd und eine passende Hose. Auf der Brusttasche ist das Wort *Nevaspri* eingestickt. Ich bin wieder überrascht, wie groß er ist.

Ich beende meine Notizen, wobei mir jeder einzelne Buchstabe Mühe bereitet, und blicke dann auf, um zu sehen, ob er bereit ist. Und in diesem Moment wird mir klar, dass er nie ganz bereit sein wird. Jock hat Recht – Bobby hat etwas Zerbrechliches und Erratisches. Sein Verstand ist voller halbfertiger Ideen und Gesprächsfetzen.

Vor Jahren hat in Soho ein Café namens »Crazy« eröffnet, das all die Exzentriker anlocken sollte, die im Londoner West End wohnen – Künstler mit wirren Frisuren, Transvestiten, Punks, Gonzo-Journalisten und Dandys. Aber dazu kam es nie. Stattdessen war jeder Tisch mit gewöhnlichen Büroangestellten besetzt, die massenhaft herbeiströmten in der Hoffnung, die Spinner zu sehen. Am Ende beobachteten sie sich gegenseitig.

Bobby spricht häufig davon, dass er in seiner Freizeit schreibt, und seine Geschichten sind manchmal mit literarischen Anspielungen gewürzt.

»Kann ich mal etwas sehen, was du geschrieben hast?«, frage ich.

»Das meinen Sie doch nicht im Ernst.«

»Doch, wirklich.«

Er denkt darüber nach. »Vielleicht bringe ich nächstes Mal was mit.«

»Wolltest du schon immer Schriftsteller werden?«

»Seit ich *Der Fänger im Roggen* gelesen habe.«

Oje, denke ich und habe Visionen von einem weiteren in die Jahre gekommenen, Angst getriebenen Teenager, der Holden Caulfield für Nietzsche hält.

»Identifizierst du dich mit Holden?«

»Nein. Er ist ein Idiot.«

Ich bin erleichtert. »Warum?«

»Er ist naiv. Er will die Kinder davor bewahren, über die Klippe ins Erwachsensein zu stürzen – er will ihre Unschuld bewahren. Das kann er nicht. Es ist unmöglich. Am Ende werden wir alle korrumptiert.«

»Wie bist du korrumptiert worden?«

»Ha!«

»Erzähl mir mehr von deinen Eltern, Bobby. Wann hast du deinen Vater zum letzten Mal gesehen?«

»Ich war acht Jahre alt. Er ist zur Arbeit gegangen und nicht nach Hause gekommen.«

»Warum?«

Bobby wechselt das Thema. »Er war bei der Air Force. Er war kein Pilot, er hat die anderen oben gehalten. Ein Mechaniker. Er war zu jung für den Krieg, aber ich glaube nicht, dass ihm das etwas ausgemacht hat. Er war Pazifist.«

Als ich klein war, hat er immer Marx für mich zitiert – mir erklärt, dass Religion Opium für das Volk wäre. Und sonntags sind wir meistens mit dem Bus von Killburn zum Hyde Park gefahren, wo er die Laienprediger auf ihren Obstkisten provoziert hat.

Ein Prediger sah aus wie Captain Ahab aus *Moby Dick* mit langen weißen, zu einem Pferdeschwanz gebundenen Haaren und einer dröhnenden Stimme. »Der Herr wird der Sünde Lohn mit ewiger Verdammnis vergelten«, sagte er und sah mich direkt an.

Und Dad brüllte zurück: »Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Prediger und einem Psychopathen?« Er machte eine Pause, bevor er selbst die Antwort gab: »Sie hören verschiedene Stimmen.« Alle lachten bis auf den Prediger, der sich aufblähte wie ein Kugelfisch. »Ist es wahr,

dass Sie kein Opfer verschmähen, aber große Scheine bevorzugen?«, fragte Dad.

»Sie, Sir, werden zur Hölle fahren«, brüllte der Prediger.

Und wo geht's da lang? Muss ich links oder rechts abbiegen? ««

Bobby hat sogar ihren Tonfall perfekt drauf. Er sieht mich verlegen an, und es ist ihm peinlich, dass er so laut geworden ist.

»Wie hast du dich mit ihm verstanden?«

»Er war mein Dad.«

»Habt ihr viel zusammen unternommen?«

»Als ich klein war, hab ich immer zwischen seinen Armen auf der Lenkstange seines Fahrrads gesessen. Er ist immer ganz schnell gefahren, um mich zum Lachen zu bringen. Einmal hat er mich zu einem Heimspiel der Queen's Park Rangers mitgenommen. Ich saß auf seinen Schultern und hatte einen blauweißen Schal um. Hinterher gab es Schlägereien mit den Fans der Gegenseite aus Shepherd's Bush Green. Berittene Polizei ist auf die Menge losgegangen, aber Dad hat seinen Mantel um mich gelegt. Ich hätte Angst haben müssen, aber ich wusste, dass ihn nie etwas umhauen würde, nicht mal die Pferde.«

Er verfällt in Schweigen und kratzt sich die Hände.

Jede Kindheit hat ihre eigene Mythologie, die sich um die Realität bildet. Wir fügen unsere eigenen Wünsche und Träume hinzu, bis die Geschichten wie Parabeln werden, die eher sinnbildlich als erhellend sind.

»Was ist mit deinem Vater passiert?«

»Es war nicht seine Schuld«, sagt er abwehrend.

»Hat er dich verlassen?«

Bobby springt auf und brüllt los. »Sie wissen gar nichts über meinen Vater!« Er saugt zwischen zusammengebissenen Zähnen Luft ein. »Sie werden ihn nie kennen! Menschen wie Sie zerstören Leben. Sie weiden sich an Trauer und Verzweiflung. Sobald Sie ein Problem ausgemacht haben, erzählen Sie den Leuten, was sie empfinden sollen. Was sie denken sollen. Sie sind wie die Geier!«

Genauso plötzlich legt sich der Ausbruch wieder. Er wischt sich den Schaum von dem Mund ab und sieht mich entschuldigend an. Er füllt sein Glas mit Wasser und wartet eigenartig ruhig auf meine nächste Frage.

»Erzähl mir von deiner Mutter.«

»Sie benutzt billiges Parfüm und stirbt an Brustkrebs.«

»Das tut mir Leid. Wie alt ist sie?«

»Dreiundvierzig. Sie verweigert eine Brustamputation. Sie war immer stolz auf ihre Brüste.«

»Wie würdest du eure Beziehung beschreiben?«

»Ich habe es von einem Freund in Liverpool gehört. Dort lebt sie.«

»Du besuchst sie nicht.«

»Ha!« Er windet sich frustriert, hat sich aber schnell wieder im Griff. »Ich werde Ihnen meine Mutter beschreiben...« Es klingt wie eine Herausforderung. »Sie war die Tochter eines Lebensmittelhändlers. Ist das nicht ironisch? Genau wie Margaret Thatcher. Sie ist in einem Kramladen an der Ecke aufgewachsen – ihre Windeln wurden direkt neben der Kasse gewechselt. Schon im Alter von vier Jahren konnte sie die Preise eines Warenkorbs addieren, kassieren und das korrekte Wechselgeld herausgeben.

Sie hat jeden Morgen und jeden Nachmittag, auch samstags und an allgemeinen Feiertagen in diesem Laden gearbeitet. Dabei hat sie Zeitschriften von dem Ständer gelesen und davon geträumt, zu fliehen und ein anderes Leben zu leben. Als Dad in seiner Air-Force-Uniform vorbeikam, hat er behauptet, er wäre Pilot. Etwas anderes wollten die Mädchen nicht hören. Ein kurzer Fick hinter dem Casino der Royal Air Force in Marham, und sie war mit mir schwanger.

Sie fand schnell genug heraus, dass er kein Pilot war. Das war ihr, glaube ich, egal ... damals jedenfalls. Später hat es sie wahnsinnig gemacht. Sie sagte, sie hätte ihn unter Vorspiegelung falscher Tatsachen geheiratet.«

»Aber sie sind zusammen geblieben?«

»Ja. Dad hat die Air Force verlassen und einen Job als Busmechaniker bei London Transport angenommen. Später wurde er Schaffner auf dem 96er zum Piccadilly Circus. Er hat gesagt, er wäre halt ein ›geselliger‹ Mensch, aber ich glaube, die Uniform hat ihm auch gefallen. Er ist immer mit dem Fahrrad zum Busdepot und zurück gefahren.«

Bobby verfällt in Schweigen und hängt seinen Erinnerungen nach. Auf sanftes Nachfragen hin erzählt er mir, dass sein Vater ein Amateur-Erfinder war, der ständig Ideen für zeitsparende Geräte und Maschinen entwickelte.

»Leute reden davon, eine bessere Mausefalle zu bauen; er hat so was tatsächlich gemacht.«

»Und was hielt deine Mutter davon?«

»Sie hat gesagt, er würde seine Zeit und ihr Geld verschwenden. In einer Minute nannte sie ihn einen Träumer und lachte über seine ›dummen Erfindungen‹, in der nächsten warf sie ihm vor, dass seine Träume und sein Ehrgeiz nicht groß genug wären.«

Er blinzelt hektisch und sieht mich mit seinen seltsam blassen Augen an, als hätte er den Faden verloren. Dann fällt es ihm plötzlich wieder ein.

»Sie war die eigentliche Träumerin. Sie hielt sich für einen Freigeist, der von langweiliger Mittelmäßigkeit umgeben war. Und so sehr sie sich auch anstrengte, in einem Viertel wie Hendon konnte man kein Bohème-Leben führen. Sie hasste es: die Häuser mit den schmucklosen Kieselrauputzfassaden, die Netzgardinen, billige Kleidung, schmierige Cafés und Gartenzwerge. Die Arbeiter sagen immer, dass man sich ›nach der Decke strecken muss‹, aber das verachtete sie. Sie sah nur das Kleine, Unbedeutende und Hässliche.«

Er ist in einen müden Rhythmus verfallen, als hätte er die Geschichte schon zu oft erzählt.

»Abends hat sie sich meistens schick gemacht und ist ausgegangen. Ich habe auf dem Bett gesessen und zugesehen, wie sie sich fertig gemacht hat. Sie probierte verschiedene Sachen an – und lief für mich darin Modell. Ich durfte den Reißverschluss an ihrem Rock hochziehen und ihre Strümpfe glatt streichen. Sie nannte mich ihren kleinen großen Mann.«

Wenn Dad sie nicht ausführen wollte, ging sie alleine – in die Kneipe oder den Club. Sie hatte ein bösartiges Lachen, das jedem verkündete, dass sie da war. Männer drehten sich nach ihr um. Sie fanden sie sexy, obwohl sie eher plump war. Sie war die Pfunde, die sie während der Schwangerschaft zugenommen hatte, nie wieder ganz losgeworden. Dafür gab sie mir die Schuld. Und wenn sie tanzen ging oder zu heftig lachte, machte sie sich manchmal in die Hose. Das war auch meine Schuld.«

Den letzten Satz sagt er mit zusammengebissenen Zähnen, während er an der lockeren Haut auf seinem Handrücken knibbelt und sie schmerhaft verdreht, als wollte er sie abreißen. Nachdem sein Körper sich gefügt hat, setzt er wieder an.

»Sie hat weißen Perlwein getrunken, weil es aussah wie Champagner. Und je betrunkener sie war, desto lauter wurde sie. Sie fing an, Spanisch zu reden, weil sie fand, dass sich das sexy anhörte. Haben Sie je eine Frau Spanisch sprechen hören?«

Ich nicke und denke an Julianne.

»Wenn Dad sie ausführte, verdarb ihr das ihren Auftritt. Männer flirten nicht mit Frauen, deren Ehemann am selben Tresen steht. Wenn sie alleine war, war sie von ihnen umzingelt, ließ sich Arme um die Hüfte legen und in den Hintern kneifen. Sie blieb die ganze Nacht aus und kam erst morgens früh nach Hause, ihre Unterhose in ihrer Handtasche und die Schuhe an ihrem Finger baumelnd. Es gab nie auch nur den Anschein von Treue oder Loyalität. Sie wollte nicht die perfekte Ehefrau sein. Sie wollte jemand anderes sein.«

»Was war mit deinem Dad?«

Es vergeht eine ganze Weile, bis er die Antwort gefunden hat, die er sucht. »Er wurde jeden Tag kleiner. Er verschwand Stück für Stück. Tod durch tausend Stiche. Ich hoffe, dass sie so stirbt.« Der Satz hängt in der Luft, doch das Schweigen ist nicht willkürlich. Es fühlt sich vielmehr so an, als ob jemand den Minutenzeiger der Uhr angehalten hätte.

»Warum hast du das gesagt?«

»Was?«

»Tod durch tausend Stiche?«

Ein unbewusstes, schiefes Lächeln huscht über sein Gesicht. »Ich will, dass sie so stirbt. Langsam. Schmerhaft. Von eigener Hand.«

»Du willst, dass sie sich selbst umbringt?«

Er antwortet nicht.

»Stellst du dir manchmal vor, wie sie stirbt?«

»Ich träume davon.«

»Was träumst du?«

»Dass ich dabei bin.«

Er starrt mich an, seine blassen Augen sind wie bodenlose Tümpel.

Tod durch tausend Stiche. Die alten Chinesen kannten eine noch wörtlichere Übersetzung:

»Eintausend Messer und zehntausend Stücke.«

Die Frau, die Bobby aus dem Taxi gezerrt hatte, war ungefähr so alt und trug ähnliche Kleidung wie seine Mutter. Außerdem zeigte sie die gleiche Kälte gegenüber ihrem Sohn. Reicht das aus, um seine Handlungen zu erklären? Ich komme der Sache näher. Der Wunsch, Gewalt zu verstehen, ist in sich ebenfalls gewalttätig. Nicht an den weißen Bären denken.

Draußen wartet eine weitere Patientin. Bobby steht langsam auf und geht zur Tür.

»Wir sehen uns am *Montag*«, sage ich, den Wochentag betonend. Ich will, dass er es nicht vergisst. Ich will, dass er weiter zu mir kommt.

Er nickt und streckt die Hand aus, um meine zu schütteln. Das hat er vorher noch nie getan.

»Mr. Barrett hat gesagt, dass Sie mir helfen wollen.«

»Ich werde ein psychologisches Gutachten vorbereiten.«

Er nickt. »Ich bin nicht verrückt, wissen Sie.«

»Ich weiß.«

Er tippt sich an den Kopf. »Es war bloß ein dummer Fehler.«

Dann ist er verschwunden. Meine nächste Patientin, Mrs. Aylmer, nimmt bereits Platz und erzählt mir, wie oft sie die Schlosser kontrolliert, bevor sie ins Bett geht. Ich höre ihr nicht zu. Ich stehe am Fenster und beobachte, wie Bobby auf die Straße tritt und Richtung U-Bahnhof geht. Immer wieder kontrolliert er seine Schritte, um nicht auf die Ritzen zwischen den Gehsteigplatten zu treten.

Als er eine junge Frau entdeckt, die ihm entgegenkommt, bleibt er stehen. Während sie an ihm vorbeigeht, wendet er den ganzen Körper, um ihr weiter nachzusehen. Einen Moment lang scheint es, als würde er überlegen, ob er ihr folgen soll. Er blickt erst in die eine, dann in die andere Richtung, als stünde er an einer Stoppstraße, bevor er über eine Furche hüpfte und weitergeht.

Ich sitze wieder in Jocks Praxis und höre ihm zu, während er meine Testergebnisse herunterleiert, die ich nicht verstehe. Er will, dass ich so bald wie möglich anfange, Medikamente zu nehmen.

Für Parkinson gibt es keinen definitiven Test. Stattdessen gibt es einen Haufen Spiele und

Übungen, anhand derer man den Fortschritt der Krankheit einschätzen kann. Jock drückt auf eine Stoppuhr, während ich auf einem Streifen Klebeband auf dem Fußboden hin und her gehen muss. Anschließend soll ich mit geschlossenen Augen auf einem Bein stehen.

Als er die bunten Bauklötzte auspackt, stöhne ich auf. Ich komme mir so kindisch vor – einen Klotz auf den anderen zu stapeln. Erst benutze ich die rechte, anschließend die linke Hand. Meine linke Hand zittert, als ich anfangen will, doch nachdem ich einen Klotz gepackt habe, ist alles okay.

Punkte in ein Gittermuster zu setzen, ist schon schwieriger. Ich ziele auf die Mitte der Quadrate, doch der Stift scheint einen eigenen Willen zu haben. *Außerdem ist es sowieso ein blöder Test.* Anschließend erklärt Jock mir, dass die Prognose bei Patienten, die wie ich zunächst einen Tremor haben, deutlich günstiger ist. Jede Menge neue Medikamente zur Linderung der Symptome kommen auf den Markt.

»Du darfst dich auf ein langes erfülltes Leben freuen«, sagt er, als würde er aus einem Textbuch ablesen. Als er meinen ungläubigen Gesichtsausdruck sieht, versucht er die Aussage zu präzisieren. »Nun ja, vielleicht verlierst du ein paar Jahre.«

Über die Qualität meines Lebens sagt er nichts.

»Die Stammzellenforschung wird den Durchbruch bringen«, fügt er optimistisch hinzu. »In fünf bis zehn Jahren gibt es eine Therapie.«

»Und was mache ich bis dahin?«

»Nimm die Medikamente. Schlaf mit deiner hinreißenden Frau. Sieh zu, wie Charlie groß wird.« Er verschreibt mit Selegilin. »Irgendwann musst du Levodopa nehmen«, erklärt er, »aber das können wir hoffentlich noch ein Jahr oder länger hinauszögern.«

»Gibt es irgendwelche Nebenwirkungen?«

»Leichte Übelkeit möglicherweise, und vielleicht hast du Einschlaf Schwierigkeiten.«

»Na toll!«

Jock beachtet mich gar nicht. »Die Medikamente halten das Fortschreiten der Krankheit nicht auf. Sie maskieren lediglich die Symptome.«

»Damit ich es noch länger geheim halten kann.«

Er lächelt wehmütig. »Früher oder später wirst du dich der Sache stellen müssen.«

»Wenn ich weiter hierher komme, sterbe ich vielleicht vorher an Passivrauchen.«

»Was für ein Abgang.« Er zündet sich eine Zigarre an und holt eine Flasche Scotch aus der untersten Schublade.

»Es ist erst drei Uhr.«

»Ich arbeite nach britischer Sommerzeit.« Er fragt nicht, sondern schenkt mir einfach ein Glas ein. »Ich hatte letzte Woche Besuch von Julianne.«

Ich spüre, dass ich heftig blinzele. »Was wollte sie?«

»Sie wollte sich über deinen Zustand erkundigen. Das konnte ich ihr nicht sagen. Von wegen ärztlicher Schweigepflicht und dem ganzen Mist.« Nach einer Pause fügt er hinzu: »Außerdem wollte sie wissen, ob ich denke, dass du eine Affäre hast.«

»Warum sollte sie dich so etwas fragen?«

»Sie glaubt, dass du sie belogen hast.«

Ich nippe an dem Scotch und spüre, wie er in meiner Speiseröhre brennt. Jock betrachtet mich inmitten einer Rauchwolke und wartet auf meine Antwort. Anstatt mich wütend oder schuldig zu fühlen, empfinde ich eine absurde Enttäuschung. Wie konnte Julianne Jock eine derartige Frage stellen? Warum hat sie mich nicht direkt gefragt?

Jock wartet immer noch auf eine Antwort. Er erkennt mein Unbehagen, fängt an zu lachen und schüttelt den Kopf wie ein nasser Hund.

»Guck mich nicht so an«, will ich sagen, »du bist zweimal geschieden und jagst immer noch

Frauen hinterher, die halb so alt sind wie du.«

»Es geht mich zwar nichts an«, sagt er hämisch. »Aber wenn sie dich verlässt, werde ich da sein, um sie zu trösten.«

Das meint er ernst. Er würde in null Komma nichts um Julianne herumscharwenzeln.

Eilig wechsle ich das Thema. »Wie viel weißt du über Bobby Moran?«

Jock wiegt sein Whiskyglas hin und her. »Nicht mehr als du.«

»In seiner Krankenakte wurde keine vorherige psychiatrische Behandlung erwähnt.«

»Was lässt dich vermuten, dass es eine gegeben hat?«

»Er hat eine Frage aus dem Test zur Untersuchung des Geisteszustands zitiert. Ich glaube, dass er schon einmal begutachtet worden ist.«

»Hast du ihn gefragt?«

»Er wollte nicht darüber reden.«

Jocks Miene erstarrt unvermittelt zu einer Maske stiller Nachdenklichkeit, die aussieht, als hätte er sie vor dem Spiegel einstudiert. Als ich gerade denke, dass er vielleicht doch noch etwas Konstruktives hinzufügt, zuckt er die Achseln und meint: »Er ist ein verdammt schräger Vogel, so viel ist sicher.«

»Ist das eine professionelle Meinung?«

Er grunzt. »Die meisten meiner Patienten sind bewusstlos, wenn ich Zeit mit ihnen verbringe, und das ist mir auch lieber so.«

Vor dem Haus steht der Kleintransporter eines Klempners. Die Seitenschiebetür steht offen, und im Inneren des Wagens stapeln sich Schubladen mit silbernen und messingfarbenen Muffen, Winkeln, Krümmern und Verbindungsstücken aus Plastik.

Der Name der Firma steht auf Magnettafeln an den Seiten des Fahrzeugs – D.J. Morgan, Gas- und Wasserinstallationen. Ich treffe den Klempner in der Küche an, wo er eine Tasse Tee trinkt und in den V-Ausschnitt von Juliannes Top schielt. Sein Lehrling ist im Garten und zeigt Charlie, wie man mit Knien und Füßen einen Fußball jongliert.

»Das ist D.J., unser Klempner«, sagt Julianne.

Er erhebt sich träge und nickt mir zu, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen. Er ist Mitte dreißig, sonnengebräunt und sportlich mit dunklem, nass aussehendem Haar, das er aus der Stirn nach hinten gekämmt hat. Er sieht aus wie einer von diesen Handwerkern, die man in Lifestyle-Sendungen Häuser renovieren oder verschönern lässt. Ich sehe, dass er sich fragt, was eine Frau wie Julianne von jemandem wie mir will.

»Warum zeigen Sie Joe nicht, was Sie mir eben gezeigt haben? «

Der Klempner reagiert mit einem angedeuteten Kopfnicken. Ich folge ihm zu der verriegelten Kellertür. Eine schmale Holztreppe führt hinunter zu dem Betonfundament, an der Wand ist eine funzelige Glühbirne montiert. Dunkle Balken und Backsteine schlucken das Licht.

Ich lebe seit vier Jahren in diesem Haus, aber der Klempner kennt sich schon besser im Keller aus als ich. Offen und leutselig weist er auf diverse Rohre über unseren Köpfen und erklärt mir das Gas-Wasser-System.

Ich überlege, ob ich ihm eine Frage stellen soll, weiß jedoch aus Erfahrung, dass es unter Handwerkern klüger ist, seine Ahnungslosigkeit nicht noch zur Schau zu stellen. Ich bin kein Heimwerker; do-it-yourself interessiert mich nicht, weshalb ich mit meinen Fingern und Zehen auch noch bis zwanzig zählen kann.

D.J. tritt mit seinen Arbeitsschuhen leicht gegen den Kessel, und die Implikationen sind klar. Das Ding ist wertlos, Sperrmüll, ein Witz.

»Und wie viel wird das Ganze kosten?«, frage ich, nachdem ich auf halber Strecke durch seinen Mängelbericht den Faden verloren habe.

Er atmet langsam aus und fängt an, die Teile aufzulisten, die ersetzt werden müssen.

»Und die Arbeitsstunden?«

»Kommt drauf an, wie lange es dauert.«

»Und wie lange wird es dauern?«

»Das kann ich erst sagen, wenn ich alle Heizkörper überprüft habe.« Beiläufig nimmt er einen von der Feuchtigkeit hart gewordenen Sack Zement und wirft ihn zur Seite. Es hätte zwei Männer meiner Statur gebraucht, ihn zu bewegen. Ich stehe in einer Pfütze, und das Wasser sickert durch die Nähte meiner Schuhe.

Ich murmele etwas davon, die Kosten möglichst niedrig zu halten, und fliehe nach oben, während ich versuche, mir nicht auszumalen, wie er hinter meinem Rücken grinst. Julianne gibt mir eine lauwarme Tasse Tee – die letzte aus der Kanne.

»Alles in Ordnung?«

»Bestens. Wo hast du den denn gefunden?«, flüstere ich.

»Er hat einen Zettel in den Briefkasten geworfen.«

»Irgendwelche Referenzen?«

Sie verdreht die Augen. »Er hat das neue Bad der Reynolds in Nummer 74 gemacht.«

Die beiden Klempner tragen ihr Werkzeug zu dem Transporter, und Charlie wirft ihren Ball in den Gartenschuppen. Sie trägt einen Pferdeschwanz, und ihre Wangen sind vor Kälte gerötet.

Julianne schimpft über die Grasflecken auf ihrer Schulstrumpfhose.

»Die gehen beim Waschen wieder raus«, sagt Charlie.

»Und woher willst du das wissen?«

»Weil es immer so ist.«

Charlie dreht sich um und umarmt mich. »Fühl mal meine Nase.«

»Brrr. Kalte Nase, warmes Herz.«

»Kann Sam heute bei uns übernachten?«

»Das kommt drauf an. Ist Sam ein Junge oder ein Mädchen? «

»Daaad.« Charlie zieht eine Grimasse.

Julianne geht dazwischen. »Du hast morgen Fußball.«

»Und was ist nächstes Wochenende?«

»Da kommen Grandma und Grandpa zu Besuch.«

Charlies Miene erstrahlt in dem Maße, in dem sich meine verfinstert. Das hatte ich total vergessen. Gottes Leibarzt im Wartestand hält auf einem internationalen medizinischen Kongress eine Rede. Es wird selbstverständlich ein Triumph werden. Man wird ihm alle möglichen Ehrenämter und lukrative Teilzeitpositionen anbieten, die er freundlich ablehnen wird, weil ihn das Reisen ermüdet. Und ich werde schweigend daneben sitzen und mich fühlen, als wäre ich wieder dreizehn.

Mein Vater ist ein brillanter medizinischer Kopf. Es gibt kein modernes Lehrbuch, in dem sein Name nicht erwähnt wird. Er hat Artikel geschrieben, die Auswirkungen auf die Behandlung von Unfallopfern durch Notärzte und die medizinischen Standardverfahren von Ärzten im Kriegseinsatz hatten.

Sein Vater, mein Großvater, war Gründungsmitglied und am längsten amtierender Vorsitzender des General Medical Council. Einen Namen hat er sich zwar weniger als Chirurg denn als Mann der Verwaltung gemacht, aber in der Geschichte der medizinischen Ethik wird sein Name nach wie vor groß geschrieben.

Das ist der Punkt, wo ich ins Spiel komme – oder eben nicht. Ich war der lang erwartete Sohn nach drei Töchtern. Als solchem wurde von mir erwartet, dass ich die Medizinerdynastie fortführte, doch stattdessen ließ ich die Kette reißen, was mich nach moderner Lesart zu ihrem schwächsten Glied macht.

Vielleicht hätte mein Vater es kommen sehen müssen. Meine vollkommene Talent- und Lustlosigkeit zum Rugbyspielen hätte ihn warnen sollen. Ich kann nur mit Sicherheit sagen, dass sich meine Makel seither stetig aufgetürmt haben und dass er mich als sein persönliches Versagen betrachtet.

Er verstand meine Zuneigung zu Gracie nicht. Und ich habe nicht einmal versucht, sie zu erklären. Sie war wie eine fallen gelassene Masche unserer Familie – genau wie Onkel Rosskend, der während des Krieges aus Gewissensgründen den Militärdienst verweigert hatte, und mein Vetter Brian, der wegen Diebstahls von Dessous in Warenhäusern verurteilt wurde.

Meine Eltern sprachen nie über Gracie. Ich musste Fetzen und Einzelheiten von Cousins, Cousinen und entfernten Verwandten zusammentragen, die alle ein kleines Puzzleteil zu dem Rätsel beitragen konnten. Irgendwann hatte ich genug zusammen, um mir ein allgemeines Bild der Geschehnisse zu machen.

Gracie war während des Ersten Weltkriegs Krankenschwester gewesen und von einer Jugendliebe geschwängert worden, die nicht aus dem Krieg zurückkam. Sie war siebzehn, unverheiratet und einsam mit einem gebrochenen Herzen.

»Kein Mann will eine Frau mit einem Baby«, erklärte ihre Mutter ihr, als sie sie in den Zug nach London setzte.

Gracie sah ihr Baby nur einmal ganz kurz. Die guten Schwestern im Nazareth House in

Hammersmith hatten in Höhe ihres Bauches ein Laken gespannt, damit sie die Geburt nicht sehen konnte, doch sie riss es herunter. Als sie den wimmernden, gleichzeitig hässlichen und wunderschönen Säugling sah, zerbrach etwas in ihr, was kein Arzt je wieder heilen konnte. Meine Cousine Angelina sagt, es gibt Familienfotos von Tante Gracie in Irrenanstalten und Bezirkskrankenhäusern. Ich weiß sicher, dass sie Anfang der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in ihr Haus in Richmond gezogen ist, in dem sie immer noch lebte, als ich die Uni besuchte.

Meine Mutter rief mich an, um mir zu sagen, dass Gracie gestorben war. Ich hatte die Hälfte meiner Prüfungen im dritten Jahr meines Medizinstudiums hinter mir – die Prüfungen, bei denen ich durchgefallen bin. Die Spurensicherung ergab, dass das Feuer in der Küche ausgebrochen und sich rasch im Erdgeschoss ausgebreitet haben musste. Trotzdem hatte Gracie reichlich Gelegenheit zu entkommen.

Die Feuerwehrleute hatten sie im ersten Stock auf und ab laufen sehen, bevor das Feuer auf das ganze Haus übergriff. Sie sagten, sie hätte aus einem Fenster auf das Garagendach klettern können. Aber wenn dem so ist, warum konnten die Feuerwehrleute dann nicht denselben Weg nehmen und sie einfach retten?

All die Bücher, Zeitungen und Zeitschriften waren perfekte Nahrung für die Flammen – zusammen mit den Dosen voller Stofffarbe und den Flaschen mit Färbemitteln in der Waschküche. Die Temperaturen waren so hoch, dass ihr ganzes »Sammelsurium« zu feiner weißer Asche reduziert wurde.

Gracie hatte immer geschworen, dass man sie in einer Kiefernkiste heraustragen müsste. Am Ende hätte man sie auf eine Kehrschaufel fegen können.

Ich hatte bereits entschieden, dass ich kein Arzt werden wollte, war mir jedoch über die Alternativen noch nicht im Klaren. Ich hatte Fragen anstelle von Antworten. Ich wollte herausfinden, warum Gracie solche Angst vor der Welt hatte. Vor allem jedoch wollte ich herausfinden, ob ihr jemand helfen können.

In den vier Jahren, die ich brauchte, um meinen Abschluss zu machen, ließ mein Vater keine einzige Gelegenheit aus, mich »den Herrn Psychologen« zu nennen und Witze über Sofas und Klecksographien zu machen. Und als meine Arbeit über Agoraphobie im *British Psychological Journal* veröffentlicht wurde, verlor er weder mir noch sonst einem Familienmitglied gegenüber ein Wort darüber.

Jede weitere Stufe meiner Laufbahn wurde mit ähnlichem Schweigen quittiert. Ich beendete meine Ausbildung in London und bekam ein Angebot von der Gesundheitsbehörde in Merseyside. Julianne und ich zogen nach Liverpool – eine Stadt voller flachnasiger Fähren, Stahlwerkschloten, viktorianischer Denkmäler und leerer Fabriken.

Wir wohnten in einem kargen Gebäude, das mit seiner mit Rauputz versehenen Fassade und den vergitterten Fenstern an eine Besserungsanstalt erinnerte. Gegenüber war der Sefton Park Busbahnhof, und jeden Morgen wurden wir vom bellenden Husten der Dieselmotoren geweckt, das klang, als ob ein alternder Raucher Schleim in ein Waschbecken spuckte.

Ich hielt zwei Jahre in Liverpool durch und betrachte die Stadt bis heute als den Ort, dem ich entkommen bin – eine mit allen modernen Plagen geschlagene Stadt voller Kinder mit traurigen Augen, Langzeitarbeitsloser und wütender armer Menschen. Ohne Julianne hätte ich in ihrem Elend untergehen können.

Gleichzeitig bin ich dankbar, weil es mir gezeigt hat, wohin ich gehöre. Zum ersten Mal fühlte sich London wie ein Zuhause an. Ich arbeitete vier Jahre am West Hammersmith Hospital und wechselte dann ans Royal Marsden Hospital. Anlässlich meiner Ernennung zum Leiter der Abteilung wurde mein Name auf eine polierte Eichentafel vis-a-vis des Eingangs im Foyer des Krankenhauses gemalt. Ironischerweise wurde gleichzeitig der Name meines Vaters von eben

jener Tafel getilgt, weil er, wie er selbst zu sagen pflegte, seine »Verpflichtungen reduziert« hatte.

Ich weiß nicht, ob es eine Verbindung zwischen den beiden Ereignissen gibt. Es ist mir egal. Ich habe vor langer Zeit aufgehört, mir Sorgen darüber zu machen, was er denkt oder warum er etwas tut. Ich habe Julianne und Charlie. Ich habe jetzt meine eigene Familie. Eine Einzelmeinung ist nicht wichtig – nicht einmal seine.

Samstagvormittage und matschige Sportplätze scheinen zusammenzugehören wie Pubertät und Akne. So erinnere ich mich an die Winter meiner Kindheit – bis zu den Knöcheln im Schlamm stehen, sich den Arsch abfrieren und für die zweite Rugbymannschaft der Schule spielen. Gottes Leibarzt im Wartestand hatte eine Stimme, die sich mühelos über den heulenden Wind erhob.

»Steh nicht einfach rum wie eine kalte Flasche Pisse«, brüllte er. »So was nennt sich Flügelstürmer! Ich habe schon driftende Kontinente gesehen, die sich schneller bewegen als du.« Gott sei Dank ist Charlie ein Mädchen. Sie sieht wirklich süß aus in ihrer Fußballausrüstung, die Haare zurückgebunden, die Shorts bis zu den Knien. Ich weiß nicht, wie ich es geschafft habe, Trainer zu werden. Mein Wissen über das runde Leder passt auf die Rückseite eines Bierdeckels, was vermutlich der Grund ist, warum die Tigers in der ganzen Saison noch kein Spiel gewonnen haben. In diesem Alter soll man das Ergebnis noch nicht mitverfolgen und keine Tabelle führen. Es geht ausschließlich darum, Spaß zu haben und alle Kinder zu beteiligen. Aber erzählen Sie das mal den Eltern.

Heute spielen wir gegen die Highgate Lions, und nach jedem Tor, das die Lions erzielen, trotten die Tigers zurück zur Mittellinie und diskutieren, wer den Anstoß ausführen darf.

»Das ist nicht unsere größte Stärke«, sage ich entschuldigend zum Trainer der Gegenseite, während ich still für mich bete: »Nur ein Tor, Tigers, gebt uns nur ein einziges Tor. Dann zeigen wir denen, wie man richtig feiert.«

Zur Halbzeit liegen wir null zu vier zurück. Die Kids lutschen an Orangenvierteln. Ich erkläre ihnen, wie gut sie spielen. »Diese Mannschaft ist ungeschlagen«, lüge ich unverhohlen, »aber ihr habt sie ziemlich gut im Griff.«

Für die zweite Halbzeit stelle ich Douglas, der von all unseren Spielern den stärksten Schuss hat, ins Tor und beordere Andrew, unseren erfolgreichsten Schützen in die Innenverteidigung.

»Aber ich bin Mittelstürmer«, jammert er.

»In der Spur spielt jetzt Dominic.«

Alle sehen Dominic an, der gerade erst begriffen hat, in welche Richtung er rennen muss. Er kichert, schiebt die Hand in seine Shorts und kratzt sich am Skrotum.

»Vergesst das Dribbeln, Passen und Tore schießen«, sage ich. »Geht einfach raus und versucht, so feste zu schießen, wie ihr könnt.«

Nach Wiederanpfiff liegt mir eine Truppe besorgter Eltern in den Ohren, die mit meinen Umstellungen nicht einverstanden sind. Sie denken, ich hätte komplett den Durchblick verloren, aber mein Wahnsinn hat Methode. Auf dieser Ebene geht es beim Fußball um den Schwung. Wenn der Ball sich erst einmal nach vorne bewegt, folgt ihm das ganze Spiel. Deswegen habe ich meine stärksten Schützen in die Abwehr gestellt.

In den ersten paar Minuten ändert sich gar nichts. Die Tigers könnten ebenso gut Schatten jagen. Dann fällt der Ball Douglas vor die Füße, der ihn nach vorne drischt. Bei dem Versuch, ihm auszuweichen, stolpert Dominic und reißt zwei Verteidiger mit sich zu Boden, während der Ball weiterrollt. Charlie ist am nächsten dran. »Keine Kunststücke«, murmele ich. »Schieß einfach.« Man mag mir Begünstigung und Voreingenommenheit vorwerfen, das ist mir egal. Was folgt, ist jedenfalls der eleganteste angeschnittene, effektvolle Heber, der je von einem Fußballschuh der Größe 6 auf ein Tor abgegeben wurde. Die Jubelszenen würden jeden unabhängigen Beobachter davon überzeugen, dass wir soeben den Sieg errungen haben.

Überrumpelt von unserer neuen Strategie fällt die Mannschaft der Lions auseinander. Sogar Dominic macht ein Tor, als der Ball von seinem Hinterkopf abprallt und sich über den Torhüter ins Netz senkt. Die Tigers schlagen die Lions fünf zu vier.

Das größte Lob kommt von Julianne, die nicht gerade das ist, was man eine hingebungsvolle

Fußball-Mum nennen würde. Ich glaube, ihr wäre es lieber, Charlie würde zum Ballett gehen oder Tennis spielen. Sie sieht absolut makellos aus in ihrem langen schwarzen Kapuzenmantel und den Gummistiefeln, als sie erklärt, dass sie noch nie ein spannenderes Sportereignis verfolgt habe. Die Tatsache, dass sie es ein »Sportereignis« nennt, bezeugt, wie selten sie Fußball guckt. Eltern packen ihre Kleinen warm ein und verstauen schlammige Schuhe in Plastiktüten. Als ich über den Platz blicke, fällt mir ein Mann auf, der mit den Händen in den Manteltaschen alleine auf der anderen Seite steht. Ich erkenne die Silhouette.

»Was bringt Sie so früh an einem Samstag auf die Beine, Detective Inspector? Doch nicht etwa das sportliche Training.«

Ruiz blickt in Richtung des Jogger-Pfads. »Ich finde, es gibt schon genug keuchende Menschen in dieser Stadt.«

»Woher wussten Sie, wo Sie mich finden würden?«

»Von Ihren Nachbarn.«

Er packt ein Bonbon aus, steckt es in den Mund und lässt es an seine Zähne klappern.

»Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Wissen Sie noch, was ich Ihnen bei unserem gemeinsamen Frühstück erzählt habe? Ich sagte, wenn sich herausstellt, dass das Opfer die Tochter eines Prominenten ist, kriege ich vierzig Detectives statt zwölf.«

»Ja.«

»Wussten Sie, dass Ihre kleine Krankenschwester die Nichte eines konservativen Parlamentsabgeordneten und Enkelin eines Bezirksrichters war?«

»Von dem Onkel habe ich in der Zeitung gelesen.«

»Ich bin umzingelt von Hyänen, die mir Fragen stellen und Kameras vors Gesicht halten. Es ist ein beschissener Medienzirkus.«

Darauf kann ich nichts sagen, also starre ich an ihm vorbei Richtung Londoner Zoo und lasse ihn weiterreden.

»Sie sind doch einer von den schlauen Jungs, oder? Studium, Doktortitel, Leiter der Abteilung... ich dachte, dass Sie mir hierbei vielleicht weiterhelfen könnten. Ich meine, Sie kannten das Mädchen, richtig? Sie haben mit ihr gearbeitet. Deshalb dachte ich mir, dass Sie vielleicht irgendwelche Erkenntnisse darüber hätten, in was sie verwickelt gewesen sein könnte.«

»Ich kannte sie nur als Patientin.«

»Aber sie hat mit Ihnen geredet. Sie hat Ihnen von sich erzählt. Was ist mit Freundinnen oder Freunden?«

»Ich glaube, dass sie sich mit einem Mitarbeiter des Krankenhauses getroffen hat. Er war möglicherweise verheiratet, weil sie nicht über ihn sprechen wollte.«

»Hat sie je einen Namen erwähnt?«

»Nein.«

»Glauben Sie, dass sie viele wechselnde Partner hatte?«

»Nein.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Ich weiß nicht. Es ist nur so ein Gefühl.«

Er wendet sich ab und nickt Julianne zu, die plötzlich neben mir auftaucht und sich bei mir einhakt. Sie hat die Kapuze hochgeschlagen und sieht aus wie eine Nonne.

»Das ist Detective Inspector Vincent Ruiz, der Polizeibeamte, von dem ich dir erzählt habe.« Sie runzelt sorgenvoll die Stirn. »Geht es um Catherine?« Sie schlägt die Kapuze zurück.

Ruiz sieht sie an wie die meisten Männer. Kein Make-up, kein Parfüm, kein Schmuck, und trotzdem dreht man sich nach ihr um.

»Interessieren Sie sich für die Vergangenheit, Mrs. O'Loughlin? «

»Kommt drauf an«, erwidert sie zögernd.

»Kannten Sie Catherine McBride?«

»Sie hat uns viel Kummer bereitet.«

Ruiz' Blick zuckt zu mir, und mein Mut sinkt.

Julianne schaut mich an und erkennt ihren Fehler. Charlie ruft sie. Sie dreht sich um und wendet sich dann wieder Ruiz zu.

»Vielleicht sollte ich zunächst mit Ihrem Mann reden«, sagt er langsam. »Bei Bedarf kann ich Sie ja jederzeit aufsuchen.«

Julianne nickt und drückt meinen Arm. »Ich gehe mit Charlie einen heißen Kakao trinken.«

»Okay.«

Wir sehen ihr nach, wie sie anmutig zwischen den Pfützen über das schlammige Feld schreitet. Ruiz legt den Kopf zur Seite, als wollte er etwas lesen, was hochkant auf dem Revers meiner Jacke geschrieben steht.

»Was hat sie gemeint?«

Er wird mir kein Wort glauben.

»Catherine hat mich beschuldigt, ich hätte sie unter Hypnose sexuell missbraucht. Sie hat die Anschuldigung bereits wenige Stunden später zurückgezogen, aber die Sache musste trotzdem untersucht werden. Es war alles ein Missverständnis.«

»Wie kann man so etwas missverstehen?«

Ich berichte ihm, wie Catherine meine professionelle Sorge mit einem intimeren Gefühl verwechselt hatte – von dem Kuss und ihrer Verlegenheit. Ihrer Wut.

»Sie haben sie abgewiesen?«

»Ja.«

»Und deshalb hat sie Sie beschuldigt?«

»Ja. Ich habe erst davon erfahren, als sie die Anschuldigung bereits wieder zurückgezogen hatte, trotzdem musste es eine Untersuchung geben. Ich war vom Dienst suspendiert, während der Aufsichtsrat des Krankenhauses ermittelt hat. Andere Patienten wurden befragt.«

»Alles wegen eines einzigen Briefes?«

»Ja.«

»Haben Sie mit Catherine gesprochen?«

»Nein. Sie ist mir aus dem Weg gegangen. Ich habe sie erst kurz vor ihrem Weggang vom Marsden Hospital wieder gesehen. Sie hat sich entschuldigt. Sie hatte einen neuen Freund, mit dem sie in den Norden ziehen wollte.«

»Und Sie waren nicht wütend auf sie?«

»Ich war absolut stinksauer. Sie hätte mich meine Karriere kosten können.« Als mir klar wird, wie grob das klingt, füge ich hinzu: »Sie war emotional sehr fragil.«

Ruiz zückt seinen Block und notiert sich etwas.

»Deuten Sie nicht zu viel in die Sache hinein.«

»Ich deute überhaupt nichts hinein, Professor, es ist lediglich eine Information. Sie und ich, wir sammeln beide Informationsstückchen, bis zwei oder drei von ihnen zusammenpassen.« Er blättert die Seiten seines Blocks um und lächelt mich sanft an. »Es ist erstaunlich, was man heutzutage alles erfahren kann. Verheiratet. Ein Kind. Keiner Konfession angehörig.

Schulausbildung in Charterhouse, Studium an der London University. Bachelor und Master in Psychologie. 1980 Festnahme wegen Projektion eines Hakenkreuzes auf die Fassade des Südafrikahauses im Rahmen einer ›Free Mandela‹-Demonstration auf dem Trafalgar Square. Zwei Verwarnungen wegen Geschwindigkeitsübertretung auf der M 40, ein noch unbezahlter Strafzettel wegen Falschparkens; 1987 Verweigerung eines Visums für Syrien wegen eines vorhergehenden Israel-Aufenthaltes. Vater berühmter Arzt. Drei Schwestern, von denen eine für

das Flüchtlingsprogramm der Vereinten Nationen arbeitet. Der Vater Ihrer Frau hat 1994 Selbstmord begangen. Ihre Tante ist bei einem Hausbrand ums Leben gekommen. Sie sind privat krankenversichert, haben einen Überziehungskredit von 10 000 Pfund und müssen am Mittwoch Ihre KFZ-Steuer überweisen. « Er blickt auf. »Ich will Sie nicht mit Ihren Steuerrückzahlungen behelligen, aber ich würde sagen, Sie haben eine Privatpraxis eröffnet, weil Sie Ihr Haus ein verdammt Vermögen kostet.«

Jetzt kommt er zur Sache. Die ganze Nummer ist eine Botschaft für mich. Er will, dass ich weiß, wozu er fähig ist.

Er spricht leise weiter. »Wenn ich herausfinde, dass Sie Informationen in einer Mordermittlung zurückgehalten haben, bringe ich Sie ins Gefängnis. Dann können Sie Ihre Fähigkeiten aus erster Hand anwenden, wenn Sie zu zweit in einer Zelle mit einem jamaikanischen Gangster sitzen, der möchte, dass Sie für Jesus alles aufgeben.« Er klappt sein Notizbuch zu, schiebt es in die Tasche, haucht auf seine gefalteten Hände und fügt hinzu: »Vielen Dank für Ihre Geduld, Professor.«

Bobby Moran erwartet mich schon, als ich in die Lobby komme. Er sieht noch unordentlicher aus als gewöhnlich. Sein Mantel ist schlammverschmiert, Zeitungen quellen aus seinen Taschen. Ich frage mich, ob er darauf wartet, Schlaf zu finden, oder darauf, dass etwas Schlimmes geschieht. Er blinzelt hektisch hinter seinen Brillengläsern und murmelt eine Entschuldigung. »Ich muss Sie sprechen.«

Ich blicke auf die Uhr an der Wand über seinem Kopf. »Ich habe einen anderen Patienten – « »Bitte!«

Ich sollte nein sagen. Es geht nicht, dass die Leute einfach aufkreuzen. Meena wird außer sich sein. Sie könnte ein perfektes Büro führen, wenn die Patienten nicht ständig unangekündigt erscheinen oder ihre Termine versäumen würden. »So packt man keinen Koffer«, wird sie sagen, und ich werde ihr zustimmen, obwohl ich mir nicht ganz sicher bin, was sie meint.

Oben fordere ich Bobby auf, Platz zu nehmen, und kümmere mich um die Reorganisation meines Vormittags. Er wirkt verlegen, einen solchen Aufstand verursacht zu haben. Er ist heute anders – geerdet und mehr im Hier und Jetzt.

»Sie haben mich gefragt, was ich träume.« Er starrt auf einen Punkt auf dem Boden zwischen seinen Schuhen.

»Ja.«

»Ich glaube, mit mir stimmt irgendwas nicht. Ich hab immer diese Gedanken.«

»Was für Gedanken?«

»In meinen Träumen tue ich Menschen weh.«

»Wie tust du ihnen weh?«

Er sieht mich flehentlich an. »Ich versuche, wach zu bleiben ... Ich will nicht einschlafen. Arky sagt ständig, ich soll ins Bett kommen. Sie versteht nicht, warum ich auf dem Sofa in die Bettdecke gewickelt um vier Uhr morgens Fernsehen gucke. Aber es ist wegen der Träume.«

»Was ist damit?«

»Darin passieren schlimme Dinge – das macht mich doch nicht zu einem bösen Menschen.« Er kauert auf der Stuhlkante, während sein Blick von links nach rechts zuckt. »Da ist ein Mädchen in einem roten Kleid. Sie taucht immer auf, wenn ich sie nicht erwarte.«

»In deinem Traum?«

»Ja. Sie sieht mich an – direkt durch mich hindurch, als würde ich gar nicht existieren. Sie lacht.« Er reißt die Augen auf, und sein Tonfall verändert sich. Er dreht sich in seinem Stuhl um, presst die Lippen aufeinander und kreuzt die Beine. Ich höre eine strenge Frauenstimme.

»Also, Bobby, und keine Lügen!«

»Ich bin kein Plappermaul.«

»Hat er dich angefasst oder nicht?«

»Nein.«

»Das ist nicht die Antwort, die Mr. Erskine hören will.«

»Zwing mich nicht, es zu sagen.«

»Wir wollen doch nicht Mr. Erskines Zeit verschwenden. Er ist den weiten Weg hergekommen – «

»Ich weiß, warum er gekommen ist.«

»Bitte nicht in diesem Ton, mein Schatz. Das ist nicht sehr nett.«

Bobby schiebt seine großen Hände in die Taschen und stampft mit den Füßen auf den Boden. Das Kinn an die Brust gepresst spricht er ängstlich flüsternd weiter.

»Zwing mich nicht, es zu sagen.«

»Sag es ihm einfach und dann können wir zu Abend essen.«

»Bitte zwing mich nicht zu sagen...«

Er schüttelt den Kopf, und sein ganzer Körper bewegt sich mit. Als er den Blick zu mir hebt, flackert darin ein Hauch von Erkenntnis auf.

»Wussten Sie, dass die Hoden eines Blauwals so groß sind wie ein VW-Käfer?«

»Nein, das wusste ich nicht.«

»Ich mag Wale. Sie sind leicht zu zeichnen und zu schnitzen.«

»Wer ist Mr. Erskine?«

»Sollte ich ihn kennen?«

»Du hast seinen Namen erwähnt.«

Er schüttelt den Kopf und sieht mich argwöhnisch an.

»Ist es jemand, den du irgendwann mal getroffen hast?«

»Ich wurde in einer Welt geboren. Jetzt stecke ich bis zur Hüfte in einer anderen fest.«

»Was soll das heißen?«

»Ich musste die Dinge zusammenhalten, die Dinge zusammenhalten. «

Er hört mir nicht zu. Sein Verstand bewegt sich zu schnell, um mehr als ein paar Sekunden bei einem Thema zu bleiben.

»Du hast mir von deinem Traum erzählt... von einem Mädchen in einem roten Kleid. Wer ist sie?«

»Bloß ein Mädchen.«

»Kennst du sie?«

»Ihre Arme sind nackt. Sie hebt sie und streicht mit den Fingern durch die Luft. Ich sehe die Narben.«

»Wie sehen die Narben aus?«

»Das ist doch egal.«

»Nein, ist es nicht!«

Bobby legt den Kopf zur Seite und fährt mit dem Finger über die Innenseite seines Hemdsärmels, vom Ellenbogen zum Handgelenk. Dann sieht er mich wieder an. Sein Blick ist ausdruckslos.

Spricht er von Catherine McBride?

»Woher hat sie die Narben denn?«

»Sie hat sich selbst geschnitten.«

»Woher weißt du das?«

»Das machen viele.« Bobby knöpft seinen linken Hemdsärmel auf und krempelt ihn langsam hoch. Dann präsentiert er mir mit offener Handfläche seinen Unterarm. Die dünnen weißen Narben sind blass, aber unverkennbar. »Sie sind wie ein Ehrenabzeichen«, flüstert er.

»Bobby, hör mir zu.« Ich beuge mich vor. »Was passiert mit dem Mädchen in deinem Traum?« Panik erfüllt seinen Blick wie ein steigendes Fieber. »Das weiß ich nicht mehr.«

»Kennst du das Mädchen?«

Er schüttelt den Kopf.

»Welche Haarfarbe hat sie?«

»Braun.«

»Und welche Augenfarbe?«

Er zuckt die Achseln.

»Du hast gesagt, dass du in deinen Träumen Menschen wehtust. Ist das Mädchen verletzt worden?«

Die Frage ist zu direkt und konfrontativ. Er blinzelt argwöhnisch. »Warum starren Sie mich so an? Zeichnen Sie das Gespräch auf? Stehlen Sie mir meine Worte?« Er blickt von links nach rechts.

»Nein.«

»Und warum starren Sie mich dann so an?«

Dann wird mir klar, dass er von dem »Maskengesicht« spricht. Jock hatte mich vor der Möglichkeit gewarnt. Mein Gesicht kann vollkommen reaktions- und ausdruckslos werden wie eine Statue von den Osterinseln.

Ich wende mich ab und versuche neu anzusetzen, aber Bobbys Gedanken sind schon weitergehetzt.

»Wussten Sie, dass 1961 auf dem Kopf stehend geschrieben auch 1961 ergibt?«, fragt er.

»Nein, das wusste ich nicht.«

»Das wird erst 6009 wieder der Fall sein.«

»Ich muss mehr über deinen Traum wissen, Bobby.«

»*No comprenderas todavia lo que comprenderas en el futuro.*«

»Was bedeutet das?«

»Das ist Spanisch. Noch verstehst du nicht, was du am Ende verstehen wirst.« Er runzelt unvermittelt die Stirn, als hätte er etwas vergessen, bevor seine Miene totale Verblüffung widerspiegelt. Er hat nicht nur den Faden verloren – er hat vergessen, was er überhaupt hier macht. Er blickt auf die Uhr.

»Warum bist du hier, Bobby?«

»Ich hab immer diese Gedanken.«

»Was für Gedanken?«

»In meinen Träumen tue ich Menschen weh. Das ist kein Verbrechen. Es ist nur ein Traum...« Da waren wir schon mal, vor einer halben Stunde. Er hat alles dazwischen vergessen.

Die CIA wendet gelegentlich eine Verhörmethode an, die sich die *Alice im Wunderland*-Technik nennt. Sie basiert darauf, die Welt auf den Kopf zu stellen und alles Vertraute und Logische zu verdrehen. Der Fragende beginnt mit Fragen, die sich ganz gewöhnlich anhören, in Wahrheit jedoch völlig unsinnig sind. Wenn der Verdächtige versucht zu antworten, geht ein zweiter Befrager mit etwas dazwischen, was keinerlei Bezug zu dem Gesagten hat und genauso unlogisch ist.

Sie wechseln ihr Verhalten und ihre Sprachmuster mitten im Satz oder von einem Moment zum anderen. Sie werden wütend, während sie etwas Freundliches sagen, und charmant, wenn sie Drohungen ausstoßen. Sie lachen an den falschen Stellen und sprechen in Rätseln.

Wenn der Verdächtige versucht zu kooperieren, wird er ignoriert, wenn er sich unkooperativ verhält, wird er belohnt – ohne je zu wissen, warum. Gleichzeitig manipulieren die Verhörenden seine Umgebung, stellen Uhren nach und vor, das Licht an und aus und servieren Mahlzeiten im Abstand von zehn Stunden oder nur zehn Minuten.

Man stelle sich vor, das geht tagelang so. Abgeschnitten von der Außenwelt und allem, was er als normal kennt, versucht der Verdächtige sich an das zu klammern, was er weiß. Vielleicht versucht er, die Tage mitzuzählen oder sich an ein Gesicht oder einen Ort zu erinnern. Jeder dieser Fäden zur Realität wird nach und nach zerrissen oder ausgefranst, bis der Verdächtige nicht mehr weiß, was wirklich ist und was nicht.

So fühlt es sich an, mit Bobby zu sprechen. Die willkürlichen Verbindungen, verdrehten Reime und seltsamen Rätsel ergeben gerade noch genug Sinn, dass ich zuhöre. Gleichzeitig werde ich tiefer und tiefer in die Intrige hineingezogen und die Grenze zwischen Fakten und Fantasien beginnt zu verschwimmen.

Er weigert sich, noch einmal über seinen Traum zu sprechen. Jedes Mal wenn ich ihn nach dem Mädchen in dem roten Kleid frage, ignoriert er mich. Schweigen löst keine Reaktion aus. Er ist vollkommen verschlossen und unerreichbar.

Bobby entgleitet mir. Als ich ihn kennen gelernt habe, habe ich einen hochintelligenten,

sprachgewandten jungen Mann gesehen, der sich Sorgen um sein Leben macht. Jetzt sehe ich einen Borderline-Schizophrenen mit gewalttätigen Träumen und einer möglichen Vorgeschichte von Geisteskrankheit.

Ich dachte, ich hätte einen Zugang gefunden und ihn einigermaßen im Griff, doch jetzt hat er am helllichten Tag eine Frau angegriffen und gestanden, dass er in seinen Träumen Menschen »wehtut«. Was ist mit dem Mädchen mit den Narben?

Tief einatmen, sich auf die Fakten konzentrieren, die Puzzleteile nicht gewaltsam zusammenfügen. Einer von fünfzehn Menschen verletzt sich im Laufe seines Lebens irgendwann selbst: Das sind zwei Kinder pro Klassenzimmer, vier Personen in einem vollen Bus, zwanzig in einem Pendlerzug und 2000 bei einem Heimspiel von Arsenal.

In meinen sechzehn Jahren als Psychologe habe ich eindeutig gelernt, nicht an Verschwörungen zu glauben oder denselben Stimmen zu lauschen, die meine Patienten hören. Ein Arzt, der an der Krankheit stirbt, nützt niemandem etwas.

Die Schule ist wunderschön: ein solides georgianisches, mit Glyzinien bewachsenes Gebäude. Die Quarzkiesauffahrt führt durch ein Tor und in einem Bogen zu einer breiten Steintreppe. Der Parkplatz sieht aus wie ein Verkaufsraum von Range Rovers oder Mercedes. Ich parke meinen Metro um die Ecke auf der Straße.

Charlies Schule veranstaltet das alljährliche karitative Abendessen mit Versteigerung. Die Aula ist mit schwarzen und weißen Ballons dekoriert worden, und auf den Tennisplätzen hat eine Catering-Firma ein Zelt aufgebaut.

Auf der Einladung stand etwas von »legerem Schick«, doch die meisten Mütter tragen Abendkleider, weil sie sonst nur selten Gelegenheit dazu haben. Sie scharen sich um eine TV-Berühmtheit der zweiten Kategorie, die Sonnenstudio-gebräunt und mit perfekten Zähnen strahlt. Das kommt davon, wenn man sein Kind auf eine teure Privatschule schickt. Man verkehrt mit Diplomaten, Gameshow-Moderatoren und Drogenbaronen.

Dies ist auch für uns seit Wochen der erste Abend, den wir nicht zu Hause verbringen, doch anstatt mich entspannt zu fühlen, bin ich gereizt. Ich muss immer wieder an Juliannes Besuch bei Jock denken. Irgendwie weiß sie, dass ich sie belogen habe. Wann wird sie etwas sagen? Seit der Diagnose bin ich bisweilen in düstere Stimmungen versunken und habe mich von den Menschen zurückgezogen. Vielleicht habe ich ein schlechtes Gewissen. Vermutlich ist es eher Bedauern, und dies ist meine Art, meine Umgebung zu desinfizieren.

Ich verliere meinen Körper Stück für Stück. Ein Teil von mir denkt, dass es okay sein wird, dass es mir gut geht, solange ich meinen Verstand habe. Ich kann in dem Raum zwischen meinen Ohren leben. Doch ein anderer Teil sehnt sich bereits nach dem, was ich noch gar nicht verloren habe.

Da stehe ich nun – nicht an einem Kreuzweg, sondern eher in einer Sackgasse. Ich habe eine Frau, die mich mit Stolz erfüllt, und eine Tochter, bei der mir die Tränen in die Augen schießen, wenn ich ihr beim Schlafen zusehe. Ich bin zweiundvierzig Jahre alt und habe gerade erst angefangen zu begreifen, wie ich Intuition mit Gelerntem verbinden und meinen Job anständig machen kann. Das halbe Leben liegt noch vor mir – die beste Hälfte. Leider ist mein Geist willig, aber mein Körper nicht in der Lage – oder er wird es bald nicht mehr sein. Er lässt mich nach und nach im Stich. Das ist die einzige Gewissheit, die mir bleibt.

Die Versteigerung für einen guten Zweck dauert zu lange, wie immer. Der Zeremonienmeister ist ein professioneller Auktionator mit der Stimme eines Schauspielers, die das Geplauder und den Smalltalk durchschneidet. Jede Klasse hat zwei Kunstwerke geschaffen – in der Hauptsache bunte Collagen aus Einzelbildern. Charlies Klasse hat einen Zirkus und eine Strandlandschaft mit bunten Badehäuschen, Sonnenschirmen in Regenbogenfarben und Eisständen gestaltet.

»Das würde in der Küche bestimmt toll aussehen«, sagt Julianne und hakt sich bei mir unter.

»Wie viel werden die Installationsarbeiten kosten?«

Sie ignoriert mich. »Charlie hat den Wal gemalt.«

Als ich genauer hinsehe, erkenne ich den grauen Klumpen am Horizont. Malen ist nicht gerade ihre Stärke, aber ich weiß, dass sie Wale liebt.

Versteigerungen bringen das Beste und das Schlimmste in Menschen zum Vorschein. Und die einzigen Bieter, die noch entschlossener sind als die Eltern eines Einzelkindes, sind vernarrte und wohlhabende Großeltern.

Bei 65 Pfund bringe ich ein Gebot für die Strandszene unter. Als der Hammer schließlich unter höflichem Applaus fällt, hat das Werk 700 Pfund eingebracht. Das erfolgreiche Gebot erfolgte

per Telefon. Man könnte meinen, man wäre bei Sotheby's.

Wir kommen erst nach Mitternacht nach Hause. Der Babysitter hat vergessen, das Licht im Vorgarten anzumachen. In der Dunkelheit stolpere ich über einen Stapel Kupferrohre, falle die Stufen hinauf und schlage mir das Knie auf.

»D.J. hat gefragt, ob er sie dort liegen lassen könnte«, entschuldigt Julianne sich. »Mach dir wegen der Hose keine Sorgen. Ich weich sie ein.«

»Und was ist mit meinem Knie?«

»Du wirst es überleben.«

Wir sehen beide nach Charlie. Stofftiere umringen ihr Bett wie Wachleute ein Fort. Sie schläft auf der Seite, ihr Daumen dicht an den Lippen.

Als ich mir die Zähne putze, steht Julianne neben mir vor dem Frisiertisch und schminkt sich ab, während sie mich im Spiegel beobachtet.

»Hast du eine Affäre?«

Die Frage kommt so beiläufig daher, dass sie mich unvorbereitet erwischt. Ich versuche so zu tun, als hätte ich sie nicht gehört, doch es ist bereits zu spät. Ich habe mit dem Zähneputzen aufgehört. Die Unterbrechung hat mich verraten.

»Warum?«

Sie wischt sich Mascara von den Wimpern. »Ich habe in letzter Zeit das Gefühl, dass du gar nicht richtig hier bist.«

»Ich war beschäftigt.«

»Aber du willst doch noch hier sein, oder?«

»Natürlich will ich das.«

Sie hat den Blick im Spiegel nicht von mir gewendet. Ich wende mich ab und spüle die Zahnbürste im Waschbecken aus.

»Wir reden gar nicht mehr miteinander«, sagt sie.

Ich weiß, was jetzt kommt, und in die Richtung will ich nicht. Sie wird mir eine Predigt über meine Unfähigkeit halten, mich mitzuteilen. Sie denkt, weil ich Psychologe bin, sollte ich in der Lage sein, über meine Gefühle zu sprechen und zu analysieren, was los ist. Warum? Ich verbringe den ganzen Tag im Kopf anderer Menschen. Wenn ich nach Hause komme, möchte ich über nichts Schwierigeres nachdenken, als Charlie bei ihren Hausaufgaben zu helfen.

Julianne ist anders. Sie teilt alles mit anderen und arbeitet die Dinge gründlich durch. Nicht, dass ich Angst hätte, meine Gefühle zu zeigen. Ich habe Angst, dass ich nicht mehr damit aufhören kann.

Ich versuche, einen Abzweig zu nehmen. »Wenn man so lange verheiratet ist wie wir, muss man nicht mehr so viel reden«, sage ich matt. »Wir können gegenseitig unsere Gedanken lesen.«

»Tatsächlich? Was denke ich denn gerade?«

Ich tue so, als hätte ich sie nicht gehört. »Wir fühlen uns wohl miteinander. Das nennt man Vertrautheit.«

»Und die erzeugt bekanntlich Verachtung.«

»Nein!«

Sie legt von hinten ihre Arme um mich, streicht über meine Brust und faltet die Hände auf meinem Bauch. »Welchen Sinn hat es, sein Leben mit einem Menschen zu teilen, wenn man mit ihm nicht über die Dinge sprechen kann, auf die es ankommt?« Sie lehnt ihren Kopf an meinen Rücken. »Das tun verheiratete Paare. Es ist absolut normal. Ich weiß, dass du verletzt bist. Ich weiß, dass du Angst hast. Ich weiß, dass du dir Sorgen darüber machst, was passiert, wenn die Krankheit schlimmer wird... über Charlie und mich... aber du kannst dich nicht zwischen uns und die Welt stellen, Joe. Du kannst uns nicht vor so etwas beschützen.«

Mein Mund ist trocken, und ich spüre den ersten Anflug eines Katers. Dies ist kein Streit – es ist eine Frage der Wahrnehmung. Ich weiß, dass Julianne die Leere füllen wird, wenn ich nicht antworte.

»Wovor hast du solche Angst? Du stirbst nicht.«

»Ich weiß.«

»Natürlich ist es ungerecht. Du hast das nicht verdient. Aber schau dir an, was du hast – ein wunderschönes Zuhause, eine Karriere, eine Frau, die dich liebt, und eine Tochter, die den Boden verehrt, auf dem du wandelst. Wenn das deine anderen Probleme nicht überwiegen kann, dann haben wir alle ein Problem.«

»Ich will nicht, dass sich etwas ändert.« Ich hasse den verletzlichen Klang meiner eigenen Stimme.

»Es muss sich auch nichts ändern.«

»Ich sehe, wie du mich beobachtest. Nach Anzeichen Ausschau hältst. Hier ein Tremor, da ein Zucken.«

»Tut es weh?«, fragt sie plötzlich.

»Was?«

»Wenn dein Bein steif wird oder der Arm nicht mitschwingt.«

»Nein.«

»Das wusste ich nicht.« Sie schiebt ihre Faust in meine Hand. Dann drängt sie mich, mich umzudrehen, damit sie mir in die Augen sehen kann. »Ist es dir peinlich?«

»Manchmal.«

»Gibt es eine bestimmte Diät, die du einhalten solltest?«

»Nein.«

»Was ist mit Sport?«

»Jock sagt, es kann helfen, aber es wird die Krankheit nicht aufhalten.«

»Das wusste ich nicht«, flüstert sie. »Das hättest du mir sagen sollen.« Sie beugt sich noch näher und drückt ihre Lippen an mein Ohr. Die Wassertropfen auf ihren Wangen sehen aus wie Tränen. Ich streiche über ihr Haar.

Ihre Hände tasten über meine Brust. Ein Reißverschluss wird geöffnet. Und ihre Finger liebkoseln mich. Der Geschmack einer Zunge, ihr Atem in meiner Lunge...

Danach liegen wir im Bett, und ich sehe zu, wie ihre Brüste mit ihrem pochenden Herzen zittern. Zum ersten Mal seit sechs Jahren haben wir miteinander geschlafen, ohne auf den Kalender zu gucken.

Das Telefon klingelt.

»Professor O'Loughlin?«

»Ja.«

»Hier ist das Charing Cross Hospital. Tut uns Leid, Sie zu wecken.« Der Arzt klingt jung. Ich höre die Müdigkeit in seiner Stimme. »Haben Sie einen Patienten namens Bobby Moran?«

»Ja.«

»Die Polizei hat ihn gefunden. Er lag auf dem Fußweg über die Hammersmith Bridge. Er fragt nach Ihnen.«

16

Julianne dreht sich um, schmiegt ihr Gesicht in mein Kissen und zieht die Laken um sich.

»Was ist los?«, fragt sie verschlafen.

»Probleme mit einem Patienten.« Ich ziehe ein Sweatshirt über mein T-Shirt und suche meine Jeans.

»Du fährst doch nicht hin, oder?«

»Nur kurz.«

So früh am Morgen brauche ich eine Viertelstunde bis nach Fulham. Als ich durch den Haupteingang spähe, sehe ich eine schwarze Putzfrau, die Eimer und Mob in einem seltsamen Walzer über den Boden schiebt. Am Empfangstresen sitzt ein Wachmann, der mir ein Zeichen macht, zur Notaufnahme zu gehen.

Hinter einer Plastikschwingtür sitzen Leute in einem Wartezimmer, sie wirken müde und genervt. Die Empfangsschwester ist beschäftigt. Ein junger Arzt taucht auf dem Flur auf und beginnt mit einem bärtingen Mann zu diskutieren, der einen blutigen Lappen an die Stirn drückt und eine Decke um die Schultern trägt.

»Und Sie werden noch die ganze Nacht warten, wenn Sie sich nicht hinsetzen«, sagt der Arzt. Er wendet sich ab und sieht mich an.

»Ich bin Professor O'Loughlin.«

Es dauert einen Moment, bis er den Namen sortiert hat. Die Zahnräder rasten ein. Der Arzt hat an einer Seite des Halses ein Muttermal und den Kragen seines Kittels hochgeschlagen.

Ein paar Minuten später folge ich seinem Kittel einen leeren Korridor hinunter, vorbei an abgestellten Rollwagen und Tragen.

»Ist er okay?«

»Es sind vor allem Schnitte und Blutergüsse. Er könnte aus einem Wagen oder von einem Fahrrad gefallen sein.«

»Ist er stationär aufgenommen worden?«

»Nein, aber er weigert sich zu gehen, bis er Sie gesprochen hat. Er redet die ganze Zeit davon, das Blut von seinen Händen zu waschen. Deswegen habe ich ihn im Beobachtungsraum untergebracht. Ich wollte nicht, dass er die anderen Patienten aufregt.«

»Gehirnerschütterung?«

»Nein, er ist sehr erregt. Die Polizisten meinten, dass er möglicherweise selbstmordgefährdet ist.« Der Arzt sieht sich um. »Ist Ihr Vater Chirurg?«

»Im Ruhestand.«

»Ich habe ihn einmal sprechen hören. Er ist sehr beeindruckend. «

»Ja. Als Vortragender.«

Das Beobachtungszimmer hat ein kleines Fenster in Kopfhöhe. Ich sehe Bobby, der kerzengerade mit beiden Füßen auf dem Boden auf einem Stuhl sitzt. Er trägt schlammige Jeans und einen Armee-Parka. Er zieht an den Ärmeln seines Mantels und zupft an einem losen Faden. Seine Augen sind blutunterlaufen und starr auf die gegenüberliegende Wand gerichtet, als würde er ein unsichtbares Drama verfolgen, das auf einer Bühne gespielt wird, die sonst niemand sehen kann. Er dreht sich nicht um, als ich eintrete.

»Bobby, ich bin's, Professor O'Loughlin. Weißt du, wo du bist?«

Er nickt.

»Kannst du mir erzählen, was passiert ist?«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Wie fühlst du dich?«

Er zuckt die Achseln und sieht mich nach wie vor nicht an. Die Wand ist interessanter. Ich rieche

seinen Schweiß, die modrige Muffigkeit seiner Kleidung und noch etwas anderes – etwas Vertrautes, das ich nicht recht unterzubringen weiß. Ein medizinischer Geruch.

»Was hast du auf der Hammersmith Bridge gemacht?«

»Ich weiß nicht.« Seine Stimme zittert. »Ich bin gefallen.«

»Woran kannst du dich denn erinnern?«

»Ich bin mit Arky ins Bett gegangen und dann ... Manchmal kann ich es nicht ertragen, ich selbst zu sein. Kennen Sie das Gefühl? Mir geht es dauernd so. Ich folge Arky durchs Haus. Ich renne ihr hinterher und rede ununterbrochen über mich selbst. Ich erzähle ihr, was ich denke ...« Endlich sieht er mich an. Seine Augen wirken gehetzt. Hohl. Ich habe diesen Blick schon einmal gesehen. Einer meiner Patienten, ein Feuerwehrmann, ist dazu verurteilt, die Schreie eines fünfjährigen Mädchens zu hören, das in einem brennenden Auto gestorben ist. Er hat die Mutter gerettet und ihren kleinen Bruder, schaffte es dann jedoch nicht noch einmal durch die Flammen.

»Hören Sie manchmal die Windmühlen?«, fragt Bobby.

»Was für ein Geräusch machen sie?«

»Es ist ein metallisches Klappern, aber wenn der Wind wirklich kräftig bläst, verschwimmen die Flügel und die Luft schreit vor Schmerz.« Er erschaudert.

»Wozu sind die Windmühlen da?«

»Sie halten alles am Laufen. Wenn Sie Ihr Ohr an den Boden legen, können Sie sie hören.«

»Was meinst du mit alles?«

»Das Licht, die Fabriken, die Züge. Ohne die Windmühlen bleibt alles stehen.«

»Sind diese Windmühlen Gott?«

»Sie wissen gar nichts«, sagt er abschätzig.

»Hast du die Windmühlen je gesehen?«

»Nein. Ich höre sie wie gesagt nur.«

»Und was glaubst du, wo sie sind?«

»In der Mitte der Ozeane auf riesigen Plattformen wie Ölbohrtürme. Sie ziehen Energie aus dem Mittelpunkt der Erde – aus ihrem Kern. Wir verbrauchen zu viel Energie. Wir vergeuden sie. Deswegen müssen wir das Licht ausmachen und Strom sparen. Sonst stören wir das Gleichgewicht. Wenn man zu viel aus dem Kern entnimmt, entsteht ein Vakuum. Die Welt wird implodieren.«

»Warum entnehmen wir zu viel Energie?«

»Mach das Licht aus, links, rechts, links, rechts. Tu das Richtige.« Er salutiert. »Früher war ich Rechtshänder, aber ich habe mir beigebracht, die Linke zu benutzen... Der Druck baut sich auf. Ich spüre es.«

»Wo?«

Er tippt an seinen Kopf. »Ich habe den Kern angezapft. Den Apfelkern. Den Eisenstern. Wussten Sie, dass die Erdatmosphäre proportional dünner ist als die Schale eines Apfels?«

Er spielt mit Reimen – eine Charakteristik psychotischer Sprache. Simple Kalauer und Wortspiele helfen, wahllose Ideen zu verbinden.

»Manchmal träume ich, dass ich in einer Windmühle eingesperrt bin«, sagt er. »Sie ist voller sich drehender Zahnräder, blitzender Klingen und Hammer, die auf Ambosse schlagen. Es ist die Musik, die in der Hölle gespielt wird.«

»Ist das einer deiner Albträume?«

Er senkt die Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern. »Manche von uns wissen, was los ist.«

»Und das wäre?«

Er lehnt sich zurück und starrt mich wütend an. Seine Augen lodern, und dann huscht ein merkwürdiges, angedeutetes Lächeln über sein Gesicht. »Wissen Sie, dass ein bemanntes

Raumschiff weniger Zeit bis zum Mond braucht als eine Kutsche, um einmal durch England zu reisen?«

»Nein, das wusste ich nicht.«

Er seufzt triumphierend.

»Was hast du auf der Hammersmith Bridge gemacht?«

»Ich habe mich hingelegt und den Windmühlen gelauscht.«

»Als du ins Krankenhaus eingeliefert worden bist, hast du immer wieder gesagt, dass du das Blut von deinen Händen waschen willst.«

Er erinnert sich, sagt jedoch nichts.

»Wie ist das Blut an deine Hände gekommen?«

»Hass ist ganz normal. Wir reden bloß nicht darüber. Es ist nichts Besonderes, dass man

Menschen wehtun will, die einem wehgetan haben ...«

Was er sagt, ergibt keinen Sinn mehr.

»Hast du jemandem wehgetan?«

»Man nimmt all diese Tropfen Hass und füllt sie in eine Flasche. Tropf, tropf, tropf... Hass verdampft nicht wie andere Flüssigkeiten. Er ist wie Öl. Und dann eines Tages ist die Flasche voll.«

»Was geschieht dann?«

»Sie muss geleert werden.«

»Bobby, hast du jemandem wehgetan?«

»Wie soll man den Hass sonst loswerden?« Er zupft an den Ärmeln seines Flanellhemds, die mit dunklen Flecken übersät sind.

»Ist das Blut, Bobby?«

»Nein, es ist Öl. Haben Sie mir überhaupt zugehört? Es dreht sich alles ums Öl.« Er steht auf und geht zwei Schritte zur Tür. »Kann ich jetzt nach Hause gehen?«

»Ich denke, du solltest noch eine Weile hier bleiben«, sage ich nüchtern.

Er sieht mich argwöhnisch an. »Warum?«

»Du hast in der vergangenen Nacht irgendeine Art von Zusammenbruch oder Gedächtnisverlust erlitten. Vielleicht hastest du einen Unfall oder bist gestürzt. Ich denke, wir sollten ein paar Tests machen und dich unter Beobachtung halten.«

»In einem Krankenhaus?«

»Ja.«

»In der allgemeinen Abteilung?«

»In der Psychiatrie.«

»Auf keinen Fall, verdammt noch mal«, kommt es wie aus der Pistole geschossen. »Sie versuchen, mich einzusperren.«

»Du wirst dich freiwillig selbst einweisen. Du kannst jederzeit gehen, wenn du willst.«

»Das ist ein Trick! Sie denken, ich bin verrückt!« Er brüllt mich an. Er will hinausstürmen, aber irgendetwas hält ihn zurück. Vielleicht hat er zu viel in mich investiert.

Juristisch kann ich ihn nicht aufhalten. Selbst wenn ich Beweise hätte, hätte ich nicht die Macht, Bobby festzuhalten oder einzuweisen. Psychiater, Ärzte und Gerichte genießen dieses Privileg, aber ein bescheidener Psychologe doch nicht. Bobby steht es frei zu gehen.

»Und Sie werden mich trotzdem weiter empfangen?«

»Ja.«

Er knöpft seinen Mantel zu und nickt. Ich gehe mit ihm den Flur hinunter und wir steigen gemeinsam in den Fahrstuhl. »Hattest du schon mal irgendwann solche Aussetzer?«, frage ich.

»Was meinen Sie mit ›Aussetzer‹?«

»Gedächtnislücken, in denen die Zeit zu verschwinden scheint.«

»Vor ungefähr einem Monat ist es mir schon mal passiert.«

»Weißt du noch, an welchem Tag?«

Er nickt. »Der Hass musste ausgeleert werden.«

Der Haupteingang des Krankenhauses ist mittlerweile geöffnet. Auf der Treppe vor dem Gebäude dreht Bobby sich um und bedankt sich bei mir. Wieder steigt mir der Geruch in die Nase, und jetzt weiß ich auch, was es ist. Chloroform.

Chloroform ist eine farblose Flüssigkeit von der halben Dichte von Wasser mit einem Äther-artigen Geruch und einem vierzigmal süßeren Geschmack als Zuckerrohr. Es ist ein wichtiges organisches Lösungsmittel, das vor allem in der Industrie zum Einsatz kommt. Der schottische Arzt Sir James Simpson war 1847 der Erste, der es als Narkosemittel verwendete. Sechs Jahre später verabreichte der englische Arzt John Snow das Mittel Königin Victoria während der Geburt ihres achten Kindes, Prinz Leopold. Ein paar Tropfen auf einer Maske oder einem Stück Stoff reichen für gewöhnlich aus, um binnen weniger Minuten eine chirurgische Narkose zu bewirken. Der Patient wacht nach zehn bis fünfzehn Minuten erschöpft, jedoch mit nur leichter Neigung zu Übelkeit und Erbrechen auf. Chloroform ist hoch gefährlich und führt in einem von 3000 Fällen zu tödlicher Herzlähmung ... Ich schlage das Lexikon zu, schiebe den Band zurück ins Regal und schreibe mir eine Notiz. Warum hatte Bobby Moran Chloroform an seiner Kleidung? Welche mögliche Verwendung hatte er für ein industrielles Lösungsmittel oder ein Narkosemittel? Ich meine mich zu erinnern, dass Chloroform manchmal Hustenmitteln und Cremes gegen Juckreiz beigemischt wird, aber nicht in Dosierungen, die den einzigartigen Geruch verströmen.

Bobby hat gesagt, dass er als Kurier arbeitet. Vielleicht liefert er industrielle Lösungsmittel an. Ich werde ihn bei unserer nächsten Sitzung fragen, wenn Major Tom bis dahin wieder Kontakt mit der Bodenkontrolle hat.

Aus dem Keller höre ich Gehämmer. D.J. und sein Lehrling arbeiten immer noch an dem Kessel. Offenbar ist unsere gesamte Installation von einem Verrückten vorgenommen worden, dessen Fetisch gebogene Rohre waren. Das Innenleben unserer Wände sieht aus wie eine moderne Skulptur. Weiß der Himmel, was das kosten wird.

Nachdem ich mir einen Kaffee eingegossen habe, setze ich mich neben Charlie an den Frühstückstresen in der Küche. Sie lehnt ein Buch aus der Bücherei an die Cornflakes-Packung an. Meine Morgenzeitung ruht aufrecht am Orangensaft.

Charlie spielt ein Spiel – sie äfft alles nach, was ich mache. Wenn ich in einen Toast beiße, tut sie das Gleiche. Wenn ich an meinem Kaffee nippe, trinkt sie einen Schluck Tee. Sie legt sogar den Kopf zur Seite, wie ich es tue, um die Zeilen zu lesen, die jenseits des Knicks der Zeitung verschwinden.

»Bist du mit der Marmelade fertig?«, fragt sie und wedelt mit der Hand vor meinem Gesicht.

»Ja. Entschuldigung.«

»Du warst ganz weggetreten, im Koboldland.«

»Sie lassen schön grüßen.«

Julianne kommt aus der Waschküche und streicht sich eine Strähne aus der Stirn. Im Hintergrund rumpelt der Trockner. Früher haben wir immer gemeinsam gefrühstückt – Kaffee getrunken und Teile der Zeitung getauscht. Jetzt bleibt sie nicht mehr lange genug im Ruhezustand.

Sie räumt die Geschirrspülmaschine ein und legt mir meine Tablette hin.

»Was ist im Krankenhaus passiert?«

»Einer meiner Patienten ist gestürzt. Es geht ihm gut.«

Sie runzelt die Stirn. »Du wolltest doch weniger Notfälle übernehmen.«

»Ich weiß. Nur das eine Mal.«

Sie beißt ein Viertel von einem Toast ab und fängt an, Charlies Frühstücksdose zu packen. Ich rieche ihr Parfüm und bemerke, dass sie neue Jeans und ihre beste Jacke trägt.

»Wo willst du hin?«

»Ich habe meinen Kurs ›Den Islam verstehen‹. Du hast versprochen, für Charlie um vier zu Hause zu sein.«

»Das geht nicht. Ich habe einen Termin.«
Sie ist sauer. »Irgendjemand muss aber hier sein.«
»Ich kann um fünf zu Hause sein.«
»Okay, hoffentlich bekomme ich noch einen Babysitter.«

Ich rufe Ruiz aus meiner Praxis an. Im Hintergrund höre ich Maschinen und fließendes Wasser. Er ist an einem Fluss.

Als ich meinen Namen nenne, höre ich ein verräterisches Klicken. Ich frage mich, ob er unser Gespräch aufnimmt.

»Ich wollte Sie wegen Catherine McBride etwas fragen.«

»Ja?«

»Wie viele Stichwunden waren es?«

»Einundzwanzig.«

»Hat der Gerichtsmediziner Spuren von Chloroform gefunden? «

»Sie haben den Bericht doch gelesen.«

»Darin wurde nichts dergleichen erwähnt.«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Es ist wahrscheinlich nicht wichtig.«

Er seufzt. »Lassen Sie uns einen Deal machen. Sie hören auf, mich anzurufen und sinnlose Fragen zu stellen, und ich sehe zu, dass Ihr unbezahltes Ticket wegen Falschparkens verschwindet. «

Bevor ich mich für die Umstände entschuldigen kann, die ich ihm bereitet habe, höre ich, wie jemand seinen Namen ruft. Er grunzt ein Danke-für-nichts in den Hörer und legt auf. Der Mann hat das Kommunikationstalent eines Leichenbestatters.

Fenwick lungert in meinem Wartezimmer herum und sieht auf seine goldene Rolex. Wir gehen in seinem Lieblingsrestaurant in Mayfair essen. Es ist einer der Läden, über die in den Sonntagsbeilagen geschrieben wird, weil der Koch temperamentvoll, gut aussehend und mit einem Supermodel liiert ist. Laut Fenwick ist es überdies ein beliebtes Prominentenlokal, aber für mich kreuzen sie irgendwie nie auf. Einmal habe ich Peter O'Toole dort gesehen, den Fenwick Peter nannte, als ob er sein bester Kumpel wäre.

Heute gibt sich Fenwick besondere Mühe, freundlich zu sein. Auf dem Weg zum Restaurant fragt er nach Julianne und Charlie. Dann liest er mir die gesamte Speisekarte laut vor und kommentiert jedes einzelne Gericht, als ob ich nicht lesen könnte. Als ich statt Wein Mineralwasser bestelle, wirkt er enttäuscht. »Ich habe dem Alkohol zur Mittagszeit abgeschworen«, erkläre ich.

»Wie ungesellig.«

»Manche von uns arbeiten am Nachmittag noch.«

Als der Kellner kommt, gibt Fenwick präzise Instruktionen, wie sein Essen zuzubereiten ist, bis hin zur Ofentemperatur und der Frage, ob das Fleisch vorher weich geklopft werden soll. Wenn der Kellner einen Funken Verstand hat, sorgt er dafür, dass diese Anweisungen nie in der Küche ankommen.

»Hat dir nie jemand gesagt, dass du die Menschen, die dein Essen zubereiten, nicht ärgern sollst?«

Fenwick sieht mich verständnislos an.

»Vergiss es«, sage ich. »Du hast dein Studium offensichtlich nicht mit Jobs finanziert.«

»Ich habe monatlich Geld von meinen Eltern bekommen.«

Typisch!

Fenwick blickt sich auf der Suche nach bekannten Gesichtern um. Ich weiß nie genau, was diese

Mittagessen eigentlich sollen. Meistens versucht er mich zu überzeugen, in ein Immobiliengeschäft oder eine Biotech-Firma zu investieren. Er hat absolut kein Verhältnis zum Geld oder dazu, wie wenig die meisten Menschen verdienen und wie hoch ihre Hypothek ist. »Ich möchte dir eine hypothetische Frage stellen«, sage ich, während ich meine Serviette falte und wieder aufklappe. »Wenn du den Verdacht hättest, dass einer deiner Patienten ein schweres Verbrechen begangen hat, was würdest du tun?«

Fenwick wirkt besorgt. Er sieht sich um, als hätte er Angst, dass jemand mithören könnte. »Hast du irgendwelche Beweise?«, flüstert er.

»Eigentlich nicht... nur so ein bestimmtes Gefühl.«

»Wie schwer ist das Verbrechen?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ein Kapitalverbrechen.«

Fenwick beugt sich vor und schirmt seinen Mund mit der Hand ab. Auffälliger könnte er sich gar nicht benehmen. »Du musst es der Polizei sagen, alter Junge.«

»Und was ist mit der ärztlichen Schweigepflicht? Sie ist die Grundlage von allem, was ich tue. Wenn die Patienten mir nicht vertrauen, kann ich ihnen nicht helfen.«

»Die gilt hier nicht. Erinnerst du dich an den Fall Tarasoff?«

Tarasoff war ein Student, der Ende der 60er Jahre in Kalifornien seine Freundin umgebracht hat. Während einer Therapiesitzung erzählte er seinem Psychologen, dass er vorhatte, sie zu ermorden. Die Eltern des ermordeten Mädchens verklagten den Psychologen wegen Fahrlässigkeit und gewannen den Prozess.

Fenwick redet immer noch, seine Nase zuckt nervös. »Du hast die Pflicht, vertrauliche Informationen preiszugeben, wenn ein Patient seine glaubwürdige Absicht mitteilt, einer dritten Partei ernsthaften Schaden zuzufügen.«

»Genau, aber was ist, wenn er keine ernsthaften Drohungen gegen eine bestimmte Person geäußert hat?«

»Ich glaube nicht, dass das eine Rolle spielt.«

»Oh doch. Wir haben die Pflicht, ein beabsichtigtes Opfer vor Schaden zu schützen, aber nur wenn der Patient eine Gewaltdrohung ausspricht und eine bestimmte Person benennt.«

»Das ist doch Haarspaltereи.«

»Nein, ist es nicht.«

»Das heißt, wir lassen einen Mörder frei auf der Straße herumlaufen?«

»Ich weiß nicht, ob er ein Mörder ist.«

»Sollte das nicht die Polizei entscheiden?«

Vielleicht hat Fenwick Recht, aber was ist, wenn ich voreilig falsche Schlüsse ziehe?

Vertraulichkeit ist integraler Bestandteil der klinischen Psychologie. Wenn ich ohne seine Einwilligung Einzelheiten aus meinen Sitzungen mit Bobby verrate, verstößt ich gegen ein Dutzend Bestimmungen. Am Ende könnte mir ein Disziplinarverfahren meines Berufsverbandes oder ein Prozess drohen.

Wie sicher bin ich mir, dass Bobby gefährlich ist? Er hat die Frau in dem Taxi angegriffen. Ansonsten habe ich nur sein wirres neurotisches Gerede über Windmühlen und ein Mädchen in seinem Traum.

Fenwick stürzt seinen Wein hinunter und bestellt ein weiteres Glas. Er genießt diesen Mantel-und-Degen-Kram offensichtlich. Ich bekomme den Eindruck, dass er nicht oft um Rat gefragt wird.

Das Essen kommt, und die Konversation ebbt ab und beschränkt sich auf vertrautes Terrain.

Fenwick erzählt mir von seinen jüngsten Investments und seinen Urlaubsplänen. Ich spüre, dass er auf irgendetwas hinauswill, finde jedoch keinen Gesprächshebel für eine elegante Überleitung. Beim Kaffee kommt er schließlich zur Sache.

»Ich würde dich gern etwas fragen, Joe. Ich bin normalerweise nicht der Typ, der andere um Gefallen bittet, aber dich möchte ich um etwas bitten.«

Mein Verstand arbeitet automatisch an Möglichkeiten, nein zu sagen. Mir fällt kein einziger Grund ein, warum Fenwick meine Hilfe brauchen könnte.

Niedergedrückt von der Gewichtigkeit seiner Bitte beginnt er den gleichen Satz mehrfach von vorne. Schließlich erklärt er mir, dass er und Geraldine, seine langjährige Freundin, sich verlobt haben.

»Gut für dich! Glückwunsch!«

Er hebt die Hand, um mich zu unterbrechen. »Nun, ja, also wir wollen im Juni in West Sussex heiraten. Und ich wollte dich fragen ... also ... was ich sagen wollte... ich meine ... ich würde mich sehr geehrt fühlen, wenn du einwilligen würdest, mein Trauzeuge zu sein.«

Einen Moment lang habe ich Angst, in Lachen auszubrechen. Ich kenne Fenwick kaum. Wir arbeiten seit zwei Jahren in benachbarten Praxen, aber abgesehen von gelegentlichen gemeinsamen Mittagessen haben wir nie privat miteinander verkehrt, eine Runde Golf oder eine Partie Tennis gespielt. Ich kann mich von einer Weihnachtsfeier im Büro vage an Geraldine erinnern. Bis dahin hatte ich den Verdacht, dass Fenwick ein Junggesellen-Dandy der alten Schule sein könnte.

»Es gibt doch bestimmt einen anderen...«

»Nun ja, natürlich. Ich dachte bloß ... nun ja, ich dachte ...« Fenwick blinzelt heftig, ein Bild des Jammers.

Dann dämmert es mir. Bei allem Name-Dropping, dem gesellschaftlichen Aufstieg und dem maßlosen Stolz hat Fenwick in Wahrheit keine Freunde.

»Selbstverständlich«, sage ich. »Wenn du sicher bist...«

Fenwick ist so aufgeregt, dass ich denke, er wird mich umarmen. Er packt meine Hand und schüttelt sie vehement. Sein Lächeln ist so Mitleid erregend, dass ich ihn mit nach Hause nehmen will wie einen streunenden Hund.

Auf dem Weg zurück in die Praxis schlägt er alle möglichen Dinge vor, die wir gemeinsam unternehmen können, darunter einen Junggesellenabend. »Wir könnten ein paar von den Gutscheinen benutzen, die du für deine Vorträge kriegst«, sagt er einfältig.

Mir fällt eine Lektion ein, die ich im Alter von acht Jahren an meinem ersten Tag im Internat gelernt habe. Das allererste Kind, das sich vorstellt, wird das mit den wenigsten Freunden sein. Fenwick ist *dieser* Junge.

18

Elisa öffnet die Tür in einem thailändischen Morgenmantel aus Seide. Von hinten strömt Licht in den Hausflur, das die Konturen ihres Körpers unter dem Stoff hervorhebt. Ich versuche, mich auf ihr Gesicht zu konzentrieren, doch meine Blicke verraten mich.

»Warum kommst du so spät? Ich dachte, du wolltest schon vor Stunden hier sein.«

»Der Verkehr.«

Sie mustert mich auf der Schwelle, als wäre sie nicht ganz sicher, ob sie mich hereinlassen soll. Dann dreht sie sich um, und ich folge ihr durch den Flur und beobachte, wie sich ihre Hüften unter ihrem Kleid hin und her wiegen.

Elisa wohnt in einer umgewandelten Druckerei in Ladbroke Grove, unweit des Grand Union Canal. Unlackierte Balken und Holzfugen kreuzen sich in einer Art Bonsai-Version eines Landhauses im Tudor-Stil.

Das Haus ist voller alter Teppiche und antiker Möbel, die sie aus Yorkshire hat kommen lassen, als ihre Mutter gestorben ist. Ihr ganzer Stolz ist ein zweisitziges elisabethanisches Sofa mit kunstvoll geschnitzten Armlehnen und Beinen. Darauf sitzen sittsam zwölf Porzellanpuppen mit zart bemalten Gesichtern, als warteten sie darauf, dass jemand sie zum Tanz auffordert.

Sie gießt mir einen Drink ein, setzt sich auf die Couch und klopft auf den Platz neben sich. Sie sieht mein Gesicht und zieht eine Grimasse. »Ich dachte schon, dass irgendwas nicht stimmt.

Normalerweise kriege ich einen Kuss auf die Wange.«

»Tut mir Leid.«

Sie lacht und schlägt die Beine übereinander. Ich habe das Gefühl, dass etwas in mir zerreißt.

»Mein Gott, du siehst total verspannt aus. Was du brauchst, ist eine Massage.«

Sie zieht mich auf die Couch, rutscht hinter mich und drückt ihre Finger in die harten Muskeln zwischen meinen Schulterblättern. Ich sitze zwischen ihren Beinen, und ich spüre die weichen Locken ihres Schamhaars in meinem Kreuz.

»Ich hätte nicht kommen sollen.«

»Warum hast du es dann getan?«

»Ich wollte mich entschuldigen. Es war meine Schuld. Ich habe etwas angefangen, was ich nicht hätte anfangen sollen.«

»Okay.«

»Du hast keine Einwände?«

»Du warst ein guter Fick.«

»So möchte ich es nicht gern sehen.«

»Was war es dann?«

Ich denke einen Moment darüber nach. »Wir hatten eine flüchtige Begegnung.«

Sie lacht. »So scheiß romantisch war es nun auch wieder nicht.«

Ich ziehe verlegen die Zehen zusammen.

»Und was ist passiert?«

»Ich glaube, es war dir gegenüber nicht fair.«

»Oder gegenüber deiner Frau?«

»Ja.«

»Du hast mir nie erzählt, warum du an dem Abend so durcheinander warst.«

Ich zucke die Achseln. »Ich habe bloß über das Leben und alles nachgedacht.«

»Über das Leben?«

»Und den Tod.«

»Mein Gott, nicht noch einer.«

»Was meinst du damit?«

»Ein verheirateter Mann, der die Vierzig erreicht und plötzlich anfängt zu grübeln, welchen Sinn alles hat. Die hatte ich ständig. Die nur reden wollen. Ich hätte ihnen das Doppelte berechnen sollen, dann wäre ich heute eine reiche Frau.«

»So ist es nicht.«

»Nun, was ist es dann?«

»Was, wenn ich dir erzählen würde, dass ich eine unheilbare Krankheit habe?«

Sie hört auf, mir den Nacken zu massieren, und dreht mich, damit ich sie ansehe. »Ist es das, was du mir sagen willst?«

Ich überlege es mir plötzlich anders. »Nein. Ich bin bloß dumm.«

Jetzt ist Elisa wütend. Sie glaubt, ich will sie manipulieren. »Weißt du, was dein Problem ist?«

»Was denn?«

»Du hast dein ganzes Leben als geschützte Art gelebt. Irgendjemand hat immer auf dich aufgepasst. Erst war es deine Mutter, dann das Internat und dann hast du geheiratet.«

»Und was willst du damit sagen?«

»Es war zu leicht. Dir ist nie etwas passiert. Die schlimmen Sachen passieren anderen Menschen, und du sammelst die Einzelteile auf, aber du bist nie zerbrochen. Erinnerst du dich an unsere zweite Begegnung?«

Ich nicke.

»Weißt du noch, was du mir gesagt hast?«

Jetzt gerate ich ins Schwimmen. Es war im Holloway-Gefängnis. Elisa war der Körperverletzung angeklagt worden, nachdem sie zwei Teenager mit einem Schnappmesser gestochen hatte. Sie war dreiundzwanzig und arbeitete mittlerweile für eine Begleitagentur in Kensington, wurde quer durch Europa und in den Nahen Osten geflogen.

Eines Abends wurde sie zu einem Hotel ins Knightsbridge gerufen. Sie kannte den Kunden nicht. Sobald sie das Zimmer betrat, wusste sie, dass irgendetwas nicht stimmte. Normalerweise waren ihre Freier mittleren Alters, aber dieser war ein Teenager. Auf dem Couchtisch standen ein Dutzend leere Bierflaschen.

Bevor sie reagieren konnte, ging die Badezimmertür auf, und sechs Jugendliche kamen heraus. Einer feierte seinen 18. Geburtstag.

»Ich fick euch nicht alle.«

Sie lachten.

Nach der ersten Vergewaltigung hörte sie auf, sich zu wehren. Sie flehte sie an, sie gehen zu lassen, und konzentrierte sich gleichzeitig darauf, die Hand zentimeterweise über das Bett zu schieben, um in ihre Manteltasche zu greifen. Die Jungen nahmen sie jeweils zu zweit. Die anderen warteten, bis sie an der Reihe waren – und sahen sich derweil die Live-Übertragung des Spiels Manchester United gegen Chelsea an.

Elisa rang nach Luft. Schnodder lief aus ihrer Nase und vermischtete sich mit Tränen. Endlich hatte sie ihren Mantel ertastet und ihre Finger schlossen sich um das Messer in der Tasche.

Ryan Giggs hatte den Ball in Höhe der Mittellinie aufgenommen und sprintete den linken Flügel hinunter... Hände packten Elisas schlaff herabhängenden Kopf. Steve Clarke versuchte, Giggs nach außen abzudrängen, doch er ging erst innen und dann noch einmal außen an ihm vorbei... Eine Gürtelschnalle drückte auf ihre Brust, ihre Stirn stieß gegen einen Bauch... Mark Hughes zog am ersten Pfosten die beiden Innenverteidiger auf sich. Giggs schlug die Flanke. Cantona versenkte den Ball per Volley. Das Netz bauschte sich. Genau wie Elisas Wangen.

Sie riss ihren Mund los und flüsterte: »Es ist vorbei.«

Mit diesen Worten stieß sie das Messer in den Hintern des Jungen vor ihr. Sein Schrei erfüllte das Zimmer. Dann fuhr sie herum und stach den Jungen hinter ihr in den Oberschenkel.

Er taumelte nach hinten, und sie rollte sich zur Seite, packte den Hals einer Bierflasche und zerschlug sie an der Nachttischkante. Das Messer in der einen, den geborstenen Flaschenhals in der anderen Hand stand sie ihnen auf der einen Seite des Bettes gegenüber.

Die Klinge war nur fünf Zentimeter lang, sodass keine der beiden Wunden tief war. Aus der Hotelhalle rief Elisa die Polizei an. Sie erwog ihre Alternativen und erkannte, dass sie keine andere Möglichkeit hatte. Dann machte sie ihre Aussage. Die Jungen hatten alle einen Anwalt an ihrer Seite, als sie befragt wurden, und ihre Aussagen waren absolut übereinstimmend.

Elisa wurde der Körperverletzung angeklagt, während sich die Jungen eine strenge Predigt vom Sergeant der Wache anhören mussten. Sechs junge Männer – mit Geld, Privilegien und einem Vorsprung im Leben – hatten sie ungestraft vergewaltigt.

Als sie im Holloway-Gefängnis in Untersuchungshaft saß, fragte sie nach mir persönlich.

Obwohl sie inzwischen älter war, wirkte sie noch genauso zerbrechlich. Sie saß auf einem Plastikstuhl, den Kopf zur Seite gelegt, sodass die Haare ihr eines Auge verdeckten. Die fehlende Ecke an ihrem Schneidezahn war mittlerweile überkront worden.

»Glauben Sie, dass wir selbst bestimmen, wie unser Leben läuft?«, fragte sie mich.

»Bis zu einem gewissen Grad.«

»Und wo ist die Grenze?«

»Da, wo uns etwas passiert, über das wir keine Kontrolle haben: ein betrunkener Autofahrer, der ein Stoppschild missachtet, Lottokugeln, die in der richtigen Reihenfolge fallen, oder bösartige Krebszellen, die sich in unserem Körper zu teilen beginnen.«

»Das heißt, mitbestimmen können wir nur über die *kleinen* Dinge.«

»Wenn wir Glück haben. Denk an den griechischen Dramatiker Aischylos. Er starb, als ein Adler seinen kahlen Kopf für einen Fels hielt und eine Schildkröte darauf fallen ließ. Ich glaube nicht, dass er das vorhergesehen hat.«

Sie lachte. Einen Monat später bekannte sie sich schuldig und wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Sie arbeitete in der Wäscherei des Gefängnisses. Immer wenn sie wütend oder verbittert über das Geschehene wurde, steckte sie ihren Kopf in einen Trockner, schrie laut in die warme silberne Trommel und ließ das Geräusch in ihrem Kopf explodieren.

Will Elisa, dass ich mich daran erinnere – an meine eigene markige Predigt über Unglück und Schicksal? Sie rutscht von der Couch und tappt auf der Suche nach Zigaretten durchs Zimmer.

»Du bist also hergekommen, um mir zu sagen, dass wir nicht mehr vögeln werden.«

»Ja.«

»Wolltest du es mir sagen, bevor oder nachdem wir im Bett waren?«

»Ich meine es ernst.«

»Ich weiß. Es tut mir Leid.«

Sie lässt die Zigarette von ihren Lippen hängen, während sie den Gürtel ihres Morgenmantels zubindet. Ich erhasche einen kurzen Blick auf eine kleine stramme Brustwarze. Ich weiß nicht, ob sie wütend oder enttäuscht ist. Vielleicht ist es ihr egal.

»Liest du meine Eingabe ans Innenministerium, wenn ich damit fertig bin?«, fragt sie.

»Selbstverständlich.«

»Und wenn ich dich für einen weiteren Vortrag brauche?«

»Werde ich kommen.«

Sie küsst mich zum Abschied auf die Wange. Ich will nicht gehen. Ich mag dieses Haus mit seinen ausgebleichten Teppichen, den Porzellanpuppen, dem winzigen Kamin und dem Himmelbett. Aber ich scheine schon zu verschwinden.

Mein eigenes Haus liegt im Dunkeln bis auf ein Licht im Erdgeschoss, das zwischen den zugezogenen Vorhängen im Wohnzimmer nach draußen fällt. Drinnen ist es warm. Der Kamin

im Wohnzimmer hat gebrannt. Ich kann den Geruch der rauchfreien Kohle riechen. Die letzten Glutbrocken glühen auf dem Rost. Als ich nach dem Lichtschalter taste, zittert meine linke Hand. In dem Sessel am Fenster erkenne ich die Umrisse von Kopf und Schultern. Unterarme liegen auf den breiten Armlehnen des Sessels. Schwarze Schuhe stehen fest auf dem polierten Holzboden.

»Wir müssen uns unterhalten.« Ruiz macht sich nicht die Mühe aufzustehen.

»Wie sind Sie hier reingekommen?«

»Ihre Frau hat gesagt, ich könnte warten.«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Sie können aufhören, mich für dumm zu verkaufen.« Er beugt sich ins Licht vor. Sein Gesicht ist aschfahl, seine Stimme klingt müde. »Ich habe den Gerichtsmediziner nach Chloroform gefragt. Sie haben beim ersten Mal nicht danach gesucht. Wenn jemand so viele Stichwunden hat, macht man sich nicht die Mühe, noch groß was anderes zu finden.« Er wendet sich ab und starrt in den Kamin. »Woher wussten Sie es?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Das ist nicht die Antwort, die ich hören will.«

»Es war ein ziemlich vager Verdacht ... eine Vermutung.«

»Vermutlich werden Sie mir sagen, warum.«

»Nein, das kann ich nicht.«

Jetzt ist er wütend. Seine Gesichtszüge wirken nicht mehr ausgelaugt, sondern wie in Stein gemeißelt. »Ich bin ein altmodischer Detective, Professor O'Loughlin. Ich bin auf eine Gesamtschule in meiner Gegend und danach direkt zur Polizei gegangen. Ich habe nicht studiert und ich lese auch nicht viele Bücher. Oder Computer zum Beispiel. Ich weiß rein gar nichts über die Dinger, nehme aber dankbar zur Kenntnis, dass sie manchmal ganz nützlich sein können. Das Gleiche gilt für Psychologen. «

Er spricht leiser weiter. »Bei jeder Ermittlung sagen mir Leute ständig, was ich nicht machen kann. Sie erklären mir, dass ich nicht zu viel Geld ausgeben darf oder bestimmte Telefone in bestimmten Häusern nicht anzapfen kann. Es gibt tausend Dinge, die ich *nicht* tun kann – und jedes einzelne macht mich sauer.

Ich habe Sie schon zweimal gewarnt. Wenn Sie mir Informationen vorenthalten, die für die Ermittlungen in einem Mordfall relevant sind, lasse ich all das«, er weist auf das Zimmer, das Haus, mein Leben, »über Ihnen zusammenkrachen.«

Mir fällt keine mitfühlende und entwaffnende Antwort ein. Was kann ich ihm sagen? Ich habe einen Patienten namens Bobby Moran, der vielleicht oder auch nicht schizophren ist und Borderline-Symptome zeigt. Er hat eine Frau bewusstlos getreten, weil sie aussah wie seine Mutter – deren Tod er wünscht. Er erstellt Listen. Er lauscht Windmühlen. Seine Kleidung riecht nach Chloroform. Er trägt ein Stück Papier mit sich herum, auf der hunderte Male die Zahl 21 steht – die gleiche Zahl wie die Anzahl der Wunden, die Catherine McBride sich selbst zugefügt hat ...

Wenn ich ihm all das erzähle, wird er mich wahrscheinlich auslachen. Bis jetzt gibt es kein konkretes Indiz, das Bobby mit Catherine verbinden würde, aber ich wäre verantwortlich dafür, dass ein Dutzend Detectives an Bobbys Tür hämmern, seine Vergangenheit durchforsten und seine Verlobte und ihren Sohn zu Tode erschrecken.

Bobby wird wissen, dass ich sie geschickt habe. Er wird mir nicht noch einmal vertrauen. Er wird nie mehr jemandem wie mir vertrauen. Sein Argwohn wird bestätigt werden. Er hat sich Hilfe suchend an mich gewandt und ich habe ihn verraten.

Ich weiß, dass er gefährlich ist. Ich weiß, dass seine Fantasien ihn zu etwas Schrecklichem treiben. Aber wenn er nicht weiter immer wieder zu mir zurückkommt, kann ich ihn vielleicht nie

aufhalten.

Verbitterung und Gereiztheit hängen in der Luft wie der Geruch der rauchfreien Kohle. Ruiz zieht seinen Mantel an und geht zur Haustür. Mein linker Arm zittert. Jetzt oder nie. Entscheide dich.

»Als Sie Catherines Wohnung durchsucht haben – hatte sie ein rotes Kleid?«

Ruiz erstarrt wie vom Blitz getroffen. Er fährt herum und macht einen Schritt auf mich zu.

»Woher wussten Sie das?«

»Wird das Kleid vermisst?«

»Ja.«

»Glauben Sie, dass sie es getragen haben könnte, als sie verschwunden ist?«

»Durchaus möglich.«

Er steht im Rahmen der offenen Tür, die Augen blutunterlaufen, der Blick jedoch fest und starr. Immer wieder ballt er die Hand zur Faust. Er will mich in Stücke reißen.

»Kommen Sie morgen Nachmittag in meine Praxis. Es gibt da eine Akte, Sie können sie nicht mitnehmen. Ich weiß nicht einmal, ob es Ihnen helfen wird, aber irgendjemandem muss ich es zeigen.«

Die blaue Aktenmappe liegt vor mir auf dem Schreibtisch. Sie ist mit einem Band verschlossen, das sich um ein flaches Rad windet. Daran ziehe ich, um die Akte zu öffnen und dann wieder zu schließen, zu öffnen und wieder zu schließen.

Meena sieht sich nervös um, als sie mein Büro betritt. Sie kommt bis an meinen Schreibtisch, bevor sie flüsternd sagt: »Im Wartezimmer sitzt ein ziemlich furchteinflößender Mann. Er fragt nach Ihnen.«

»Das ist in Ordnung, Meena. Er ist Detective.«

Sie reißt überrascht die Augen auf. »Oh! Das hat er nicht gesagt. Er hat bloß irgendwie – «

»Geknurrt?«

»Ja.«

»Sie können ihn hereinbitten.« Ich mache ihr ein Zeichen, noch einen Schritt näher zu kommen.

»Ich möchte, dass Sie mich in etwa fünf Minuten an einen wichtigen Termin außerhalb der Praxis erinnern.«

»Was für einen Termin?«

»Einfach ein wichtiger Termin.«

Sie runzelt die Stirn und nickt.

Ruiz ignoriert meine ausgestreckte Hand mit einer Miene wie ein Amboss, sodass ich in meiner Praxis stehe, als wollte ich den Verkehr regeln. Er nimmt Platz, lehnt sich in dem Stuhl zurück und spreizt die Beine, bis sein Mantel sich öffnet.

»Hier arbeiten Sie also, Professor? Sehr nett.« Er sieht sich scheinbar flüchtig in dem Raum um, doch ich weiß, dass er alle Details registriert. »Wie viel Miete kosten Praxisräume wie diese?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin nur einer der Partner.«

Ruiz kratzt sich am Kinn und kramt in seiner Manteltasche nach einem Kaugummi, den er langsam auspackt.

»Was genau *macht* ein Psychologe eigentlich?«

»Wir helfen Menschen, die durch Ereignisse in ihrem Leben beschädigt wurden. Menschen mit Persönlichkeitsstörungen, sexuellen Problemen oder Neurosen.«

»Wissen Sie, was ich denke? Ein Mann wird überfallen und liegt blutend auf der Straße. Zwei Psychologen gehen vorbei, und der eine sagt zum anderen: ›Lass uns den Menschen finden, der das getan hat – er braucht Hilfe.‹«

Er lächelt, doch seine Augen lächeln nicht mit.

»Ich helfe mehr Opfern als Tätern.«

Ruiz zuckt die Achseln und wirft die Kaugummiverpackung in den Papierkorb. »Schießen Sie los. Woher wussten Sie von dem roten Kleid?«

Ich blicke auf die Aktenmappe vor mir und löse das Band. »Ich werde in wenigen Minuten einen Anruf bekommen und die Praxis verlassen müssen, aber Sie dürfen gerne bleiben. Vermutlich werden Sie feststellen, dass mein Stuhl bequemer ist.« Ich schlage Bobbys Akte auf.

»Wenn Sie fertig sind und über irgend etwas reden wollen, ich bin in dem Lokal gegenüber. Ich darf nicht über einen bestimmten Patienten oder Fall reden.« Ich klopfe zur Betonung auf Bobbys Akte. »Ich kann lediglich über Persönlichkeitsstörungen im Allgemeinen sprechen und darüber, wie Psychotiker und Psychopathen ticken. Es wird das Gespräch sehr erleichtern, wenn Sie das nicht vergessen.«

Ruiz presst die Handflächen gegeneinander wie zum Gebet und tippt mit den Zeigefingern auf seine Lippen. »Ich mag es nicht, Spielchen zu spielen.«

»Das ist kein Spiel. Entweder wir machen es so, oder ich kann Ihnen nicht helfen.«

Das Telefon klingelt. Meena sagt ihr Sprüchlein auf, kommt aber gar nicht bis zum Ende. Ich bin

schon auf dem Weg nach draußen.

Die Sonne scheint von einem blauen Himmel. Es fühlt sich an wie Mai und nicht wie Mitte Dezember. Manchmal macht London das – einen strahlenden Tag einlegen, um die Leute daran zu erinnern, dass es doch kein so schlechter Ort zum Leben ist.

Deshalb zählen die Engländer auch zu den größten Optimisten der Welt. Wir kriegen ein prachtvolles, heißes, trockenes Wochenende, und die Erinnerung daran bringt uns durch den ganzen Sommer. So läuft es jedes Mal. Und wenn es Frühling wird, kaufen wir Shorts, T-Shirts, Bikinis und Sarongs in der glorreichen Erwartung einer Jahreszeit, die nie kommen wird.

Ruiz findet mich bei einem Mineralwasser an der Bar.

»Ihre Runde«, sagt er. »Ich nehme ein Pint Bitter.«

In dem Lokal drängeln sich die Mittagsgäste. Ruiz geht zu einem Tisch in der Ecke am Fenster, an dem vier Männer sitzen, die aussehen wie Schuljungen, aber gut geschnittene Anzüge und Seidenkrawatten tragen. Ruiz zückt unter der Tischplatte seine Dienstmarke.

»Verzeihen Sie die Umstände, meine Herren, aber ich muss Ihren Tisch für die Überwachung der Bank gegenüber beschlagnahmen. «

Er weist zum Fenster, und alle vier wenden gleichzeitig den Kopf.

»Versuchen Sie, sich ein wenig unauffälliger zu verhalten!«

Sie drehen sich rasch wieder um.

»Wir haben Grund zu der Annahme, dass sie das Ziel eines bewaffneten Überfalls ist. Sehen Sie den Typ an der Ecke mit der orangefarbenen Weste?«

»Der Straßenfeger?«, fragt einer von ihnen.

»Ja, einer meiner besten Leute. Genau wie die Verkäuferin in dem Dessous-Laden neben der Bank. Ich brauche diesen Tisch.«

»Selbstverständlich.«

»Unbedingt.«

»Können wir sonst noch was für Sie tun?«

Ich sehe ein Funkeln in Ruiz' Augen. »Nun, normalerweise mache ich das nicht – Zivilisten als verdeckte Beobachter einsetzen –, aber ich habe nicht genug Leute. Sie könnten sich aufteilen und jeder eine Straßenecke übernehmen. Versuchen Sie, sich unauffällig unter die Passanten zu mischen. Halten Sie Ausschau nach vier Männern in einem Wagen.«

»Wie können wir Kontakt mit Ihnen aufnehmen?«

»Sagen Sie dem Straßenkehrer Bescheid.«

»Gibt es eine Art Passwort?«, fragt einer von ihnen.

Ruiz verdreht die Augen. »Das ist ein Polizeieinsatz und kein beschissener Bond-Film.«

Nachdem sie weg sind, nimmt er den Platz direkt am Fenster und stellt sein Glas auf einen Bierdeckel. Ich sitze ihm gegenüber und lasse mein Glas unangerührt.

»Sie hätten Ihnen den Tisch sowieso überlassen«, sage ich, unschlüssig, ob er gern Streiche spielt oder Menschen einfach nicht mag.

»Hat dieser Bobby Moran Catherine McBride ermordet?« Er wischt sich mit dem Handrücken den Schaum von den Lippen.

Die Frage ist so subtil wie ein gezielt geworfener Pflasterstein.

»Ich kann nicht über einzelne Patienten sprechen.«

»Hat er gestanden, dass er sie getötet hat?«

»Ich kann nicht darüber sprechen, was er gesagt oder nicht gesagt hat.«

Ruiz' Augen verschwinden in dem schmalen Labyrinth von Falten, und sein ganzer Körper spannt sich an. Dann atmet er ebenso plötzlich wieder aus und sieht mich mit einem Gesichtsausdruck an, der wohl ein Lächeln sein soll. Er ist aus der Übung.

»Erzählen Sie mir von dem Mann, der Catherine McBride ermordet hat?«

Offenbar ist die Botschaft angekommen. Ich versuche jeden Gedanken an Bobby Moran zu verdrängen und auf der Grundlage dessen, was ich über das Verbrechen weiß, über Catherines Mörder nachzudenken. Ich habe eine ganze Woche schlafloser Nächte hinter mir, in denen ich über kaum etwas anderes gegrübelt habe.

»Sie haben es mit einem sexuellen Psychopathen zu tun«, setze ich an und erkenne meine eigene Stimme kaum. »Catherines Ermordung war Ausdruck fehlgeleiteter Triebe.«

»Aber es gab keinerlei Spuren von sexueller Gewalt.«

»Sie dürfen auch nicht in den Kategorien einer normalen Vergewaltigung oder eines sexuellen Missbrauchs denken. Wir haben es mit einer extrem abweichenden Art von Sexualität zu tun. Dieser Mann ist besessen von dem Begehr, zu beherrschen und Schmerzen zuzufügen. Seine Fantasien drehen sich darum, ein Opfer in seine Gewalt zu bringen, zu fesseln, zu unterwerfen, zu quälen und zu töten. Und zumindest einige dieser Fantasien werden dem realen Tatverlauf exakt entsprechen.

Überlegen Sie, was er ihr angetan hat. Er hat sie auf offener Straße verschleppt oder überredet, mit ihm zu gehen. Er hat nicht den schnellen gewalttätigen Sexualverkehr in einem dunklen Hinterhof gesucht und sein Opfer dann zum Schweigen gebracht, damit er nicht identifiziert werden konnte. Stattdessen hat er es darauf angelegt, sie zu brechen – ihre Willenskraft systematisch zu zerstören, bis sie ein williges verängstigtes Spielzeug war. Und nicht einmal das hat ihm gereicht. Er wollte die totale und letzte Kontrolle, er wollte sie *seinem* Willen so komplett unterwerfen, dass sie sich selbst quälte ...«

Ich beobachte Ruiz und warte darauf, dass er das Interesse verliert. »Er hat es beinahe geschafft, aber am Ende war Catherine doch nicht ganz gebrochen. Sie hatte noch einen Funken Widerstand übrig. Sie war eine Krankenschwester. Sie wusste, wie sie sich auch mit einer kurzen Klinge tödlich verletzen konnte, wenn sie schnell sterben wollte. Als sie es nicht mehr ausgehalten hat, hat sie sich in die Halsschlagader geschnitten. Das hat die Embolie ausgelöst. Binnen Minuten war sie tot.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe drei Jahre Medizin studiert.«

Ruiz starrt auf sein Glas, als wollte er überprüfen, dass es mittig auf dem Bierdeckel steht. In der Ferne läuten die Glocken einer Kirche.

»Der Mann, nach dem Sie suchen, ist einsam, sozial unangepasst und sexuell unreif«, fahre ich fort.

»Klingt wie ein durchschnittlicher Teeanger.«

»Nein. Er ist kein Teenager. Er ist älter. Viele junge Männer sind anfangs so, aber hin und wieder tritt einer hervor, der irgendjemandem die Schuld für seine Einsamkeit und seine sexuelle Frustration gibt. Diese Verbitterung und Wut wachsen mit jeder Zurückweisung. Manchmal gibt er einer bestimmten Person die Schuld, manchmal hasst er eine ganze Gruppe von Menschen.«

»Er hasst alle Frauen.«

»Möglich, aber ich glaube, dass es wahrscheinlicher ist, dass er eine ganz bestimmte Sorte von Frauen hasst. Er will sie bestrafen. Er fantasiert darüber und das erregt ihn.«

»Warum hat er Catherine McBride ausgewählt?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht sah sie aus wie jemand, den er bestrafen wollte. Vielleicht hat ihn die Gelegenheit dazu getrieben. Catherine war verfügbar, also hat er seine Fantasie auf ihr Aussehen und ihre Kleidung hin umgestaltet.«

»Das rote Kleid.«

»Vielleicht.«

»Könnte er sie gekannt haben?«

»Durchaus möglich.«

»Motiv?«

»Rache. Kontrolle. Sexuelle Befriedigung.«

»Darf ich mir eins aussuchen?«

»Nein, es sind alle drei.«

Ruiz erstarrt unmerklich. Er räuspert sich und zückt sein marmoriertes Notizbuch. »Also, nach wem suche ich?«

»Sie suchen einen Mann Mitte dreißig bis Mitte vierzig. Er lebt allein, irgendwo privat, aber umgeben von Menschen, die kommen und gehen – eine Pension vielleicht oder ein Wohnwagenpark.

Vielleicht hat er eine Frau oder Freundin. Er ist überdurchschnittlich intelligent. Er ist körperlich stark, aber mental noch stärker. Sein sexuelles Verlangen beherrscht ihn nicht so weit, dass er die Kontrolle verliert. Er hat seine Gefühle im Griff. Er macht sich Gedanken über Spuren, die er hinterlassen könnte. Er will nicht gefasst werden.

Es ist ein Mensch, der erfolgreich bestimmte Bereiche abgespalten und komplett von seinem übrigen Leben isoliert hat. Seine Freunde, seine Familie und seine Kollegen haben keine Ahnung davon, was in seinem Kopf vor sich geht.

Ich glaube, dass er sadomasochistische Neigungen hat. So etwas kommt nicht aus dem Nichts. Jemand muss ihn damit bekannt gemacht haben – allerdings wahrscheinlich nur mit einer milden Spielart. In Gedanken hat er es dann auf eine Ebene getrieben, die jeden harmlosen Spaß hinter sich lässt. Was mich erstaunt, ist seine Selbstsicherheit. Es gab keinerlei Indizien für Angst oder Anfänger-Nervosität – «

Ich höre auf zu reden. Mein Kiefer ist schlaff geworden und ich habe einen schlechten Geschmack im Mund. Ich trinke einen Schluck Wasser. Ruiz sieht mich ausdruckslos an, setzt sich gerader hin und macht sich gelegentlich Notizen. Meine Stimme erhebt sich wieder über den Lärm.

»Ein Mensch wird nicht über Nacht zum ausgewachsenen Sadisten – jedenfalls nicht zu einem derart versierten. Organisationen wie der KGB bilden ihre Verhörspezialisten jahrelang aus, um so gut zu sein. Das Level von Kontrolle und Raffinesse war bemerkenswert. So etwas entwickelt man durch Erfahrung. Ich glaube nicht, dass er mit dieser Tat angefangen hat.«

Ruiz wendet sich ab, starrt aus dem Fenster und überlegt. Er glaubt mir nicht. »Das ist doch Unsinn!«

»Warum?«

»Nichts von all dem klingt wie Ihr Bobby Moran.«

Er hat Recht. Es ergibt keinen Sinn. Bobby ist zu jung, um ein derart erfahrener Sadist zu sein. Er ist zu erratisch und launenhaft. Ich bezweifle ernsthaft, dass er über die mentalen Fähigkeiten und die Bösartigkeit verfügt, einen Menschen wie Catherine so komplett zu beherrschen und zu kontrollieren. Die Körpergröße ja, aber nicht die psychologische Kraft. Andererseits hat Bobby mich immer wieder überrascht, und bisher habe ich seine Psyche nur oberflächlich angekratzt. Er hat mir Details vorenthalten oder sie wie im Märchen als eine Spur von Brotkrumen ausgelegt. Märchen? So hört es sich für Ruiz an. Er ist aufgestanden und bahnt sich einen Weg an die Bar. Die Menschen treten eilig zur Seite. Er hat eine Aura wie ein Blaulicht, das die Leute warnt, ihm Platz zu machen.

Ich beginne bereits, das Ganze zu bereuen. Ich hätte mich da raushalten sollen. Manchmal wünsche ich mir, ich könnte meinen Verstand einfach abschalten, anstatt immer hinzusehen und zu analysieren. Ich wünsche mir, mich auf einen kleinen Ausschnitt der Welt konzentrieren zu können, anstatt zu beobachten, wie Menschen kommunizieren und welche Kleidung sie tragen, was sie in ihre Einkaufswagen packen, welche Automarke sie fahren, welche Haustiere sie sich aussuchen, welche Zeitschriften sie lesen und welche Fernsehsendungen sie sich anschauen. Ich

wünschte, ich könnte aufhören hinzugucken.

Ruiz kommt mit einem weiteren Pint und einem Whisky zurück. Er kippt sich das flüssige Feuer in den Mund, als wollte er einen schlechten Geschmack wegspülen. »Glauben Sie wirklich, dass der Typ es getan hat?«

»Ich weiß es nicht.«

Er packt das Bierglas und lehnt sich zurück. »Wollen Sie, dass ich ihn mir anschau?«

»Das liegt bei Ihnen.«

Ruiz atmet geräuschvoll und hörbar enttäuscht aus. Er vertraut mir noch immer nicht.

»Wissen Sie, warum Catherine nach London gekommen ist?«, frage ich.

»Laut ihrer Mitbewohnerin hatte sie ein Bewerbungsgespräch. Wir haben keine entsprechende Korrespondenz gefunden – sie hatte sie wahrscheinlich bei sich.«

»Was ist mit den Unterlagen ihrer Telefongesellschaft?«

»Unter ihrer Festnetznummer nichts. Sie hatte ein Handy, aber das ist verschwunden.«

Er trägt die Fakten ohne Ausschmückung vor. Catherines Geschichte stimmt mit den kargen Einzelheiten überein, die sie mir in unseren Sitzungen erzählt hat. Ihre Eltern ließen sich scheiden, als sie zwölf war. Sie geriet in die falsche Gesellschaft, schniefte Aerosole und nahm Drogen. Mit fünfzehn verbrachte sie sechs Wochen in einer psychiatrischen Privatklinik in West Sussex, was ihre Familie aus nahe liegenden Gründen unter der Decke hielt. Die Entscheidung, Krankenschwester zu werden, war offenbar ein Wendepunkt. Auch wenn sie nach wie vor ihre Probleme hatte, kam sie doch einigermaßen zurecht.

»Was hat sie nach ihrer Kündigung im Marsden Hospital gemacht? «, frage ich.

»Sie ist zurück nach Liverpool gezogen und hat sich mit einem Handelsmatrosen verlobt. Es hat nicht geklappt.«

»Steht er unter Verdacht?«

»Nein. Er ist in Bahrain.«

»Irgendwelche anderen Verdächtigen?«

Ruiz zieht eine Augenbraue hoch. »Freiwillige vor.« Er lächelt trocken und leert seinen Drink.

»Ich muss los.«

»Was passiert als Nächstes?«

»Ich lasse meine Leute alles über Bobby Moran ausgraben, was sie finden können. Wenn es eine Verbindung zu Catherine gibt, werde ich ihn sehr höflich bitten, mir bei meinen Ermittlungen zu helfen.«

»Und Sie werden meinen Namen nicht erwähnen?«

Ruiz sah mich abschätzig an. »Keine Sorge, Professor, Ihre Interessen sind meine dringlichste Sorge.«

Meine Mutter hat ein hübsches Gesicht mit einer niedlichen Himmelfahrtsnase und glatten Haaren, die sie, so lange ich mich erinnern kann, immer auf dieselbe Art getragen hat – mit silbernen Spangen zurück und hinter die Ohren gesteckt. Leider habe ich den wirren Mob meines Vaters geerbt. Wenn meine Haare einen Zentimeter zu lang wachsen, werden sie völlig widerspenstig, und ich sehe aus, als hätte ich einen starken Stromstoß bekommen.

Alles an meiner Mutter kündet von ihrem Stand als Arztgattin, bis hin zu ihren Faltenröcken, den ungemusterten Blusen und den flachen Schuhen. Als Gewohnheitstier nimmt sie ihre Handtasche sogar mit, wenn sie den Hund ausführt.

Sie kann in der Zeit, die man braucht, um ein Ei zu kochen, ein Abendessen für zwölf Personen planen. Außerdem organisiert sie noch Garten-, Schul- und Gemeindefeste, Wohltätigkeitsveranstaltungen, Bridge-Turniere, Flohmärkte, Wandertage, Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. Bei all diesen Talenten hat sie es trotzdem geschafft, durchs Leben zu gehen, ohne je ein Konto zu führen, eine Investitionsentscheidung zu treffen oder öffentlich eine politische Meinung zu äußern. Diese Angelegenheiten überlässt sie meinem Vater.

Jedes Mal wenn ich über das Leben meiner Mutter nachdenke, bin ich entsetzt über die Vergeudung und das unerfüllte Versprechen. Mit achtzehn hat sie ein Mathematik-Stipendium für die Universität von Cardiff bekommen. Mit 25 veröffentlichte sie eine Arbeit, die ihr allerlei verlockende Angebote amerikanischer Universitäten einbrachte. Und was machte sie? Sie heiratete meinen Vater und gab sich mit einem Leben kultivierter Konvention und endloser Kompromisse zufrieden.

Ich stelle mir gerne vor, dass sie irgendwann wie Shirley Valentine mit einem griechischen Kellner durchbrennt oder einen leidenschaftlichen Liebesroman schreibt. Eines Tages wird sie all ihre Besonnenheit, Selbstdisziplin und Korrektheit unvermittelt vergessen und barfuß in Gänseblümchenfeldern tanzen und den Himalaja erwandern. Das sind nette Gedanken, auf jeden Fall besser, als die Vorstellung, dass sie meinem Vater zuhört, während er auf den Fernseher einschimpt oder laut Leserbriefe vorliest, die er an irgendwelche Zeitungen geschrieben hat. Das macht er gerade – er schreibt einen Brief. Er liest den *Guardian* nur, wenn er bei uns ist, aber dieses »rote Schmierblatt«, wie er es nennt, liefert ihm genug Material für mindestens ein Dutzend Briefe.

Meine Mutter ist mit Julianne in der Küche und bespricht den Speiseplan für das morgige Essen. Irgendwann in den vergangenen vierundzwanzig Stunden ist entschieden worden, das Mittagessen am Sonntag zu einem großen Familientreffen zu machen. Zwei meiner Schwestern kommen samt ihren Männern und ihren ernsten Kindern. Nur Rebecca bleibt verschont. Sie ist in Bosnien und arbeitet für die UNO. Die Gute.

Meine samstagmorgendlichen Pflichten umfassen jetzt auch die Aufgabe, ungefähr eine Tonne Installationsmaterialien und Werkzeuge aus dem Eingangsflur in den Keller zu schleppen. Danach muss ich Laub harken, die Schaukel ölen und bei der Tankstelle zwei weitere Säcke Kohle holen. Julianne kauft fürs Essen ein, während Charlie und ihre Großeltern sich die Weihnachtsbeleuchtung in der Oxford Street anschauen.

Meine weitere Aufgabe ist der Kauf eines Baumes – eine undankbare Pflicht. Die einzige wirklich gut proportionierten Weihnachtsbäume sind die, die in der Werbung verwendet werden. Wenn man versucht, im wirklichen Leben einen zu finden, wird man unweigerlich enttäuscht. Der Baum lehnt sich zur einen oder anderen Seite, ist unten zu dicht oder oben zu karg. Er hat kahle Stellen oder die Verteilung der Äste ist unsymmetrisch. Selbst wenn man wie durch ein Wunder den perfekten Baum entdeckt, passt er nicht ins Auto, und nachdem man ihn auf das Dach geschnallt und nach Hause gefahren hat, sind die Äste gebrochen, abgeknickt oder verbogen.

Man zwängt ihn, heftig schwitzend und an Kiefernadeln würgend, durch die Tür und wird mit der enervierenden Frage empfangen, die von zahllosen vergangenen Weihnachtsfesten widerhallt:
»War das wirklich der Beste, den du finden konntest?«

Charlies Wangen sind rosig vor Kälte, und an ihren Armen baumeln glänzende Papiertüten voller neuer Kleidung und einem Paar Schuhe.

»Ich habe Absätze, Dad. Absätze!«

»Wie hoch?«

»Nur ungefähr so.« Sie deutet die Höhe zwischen Daumen und Zeigefinger an.

»Ich dachte, du wolltest kein niedliches Mädchen sein«, stichele ich.

»Sie sind nicht pink«, erwidert sie streng. »Und ich habe auch keine Kleider gekauft.«

Gottes Leibarzt im Wartestand gießt sich einen Scotch ein und wird ärgerlich, weil meine Mutter mit Julianne schwatzt, anstatt ihm Eis zu bringen. Charlie öffnet aufgereggt ihre Tüten, bevor sie plötzlich innehält. »Der Baum! Er ist wunderschön. «

»Das sollte er auch sein. Ich habe Stunden gebraucht, ihn zu finden.«

Ich muss mich bremsen, um ihr nicht die ganze Geschichte von meinem Freund in dem griechischen Deli in der Chalk Farm Road zu erzählen, der mir von einem Typen berichtet hat, der von der Ladefläche eines Dreitonners »halb London« versorgt.

Die ganze Unternehmung roch förmlich nach Betrug, aber das war mir ausnahmsweise einmal egal. Ich wollte ein makelloses Exemplar erwerben, und genau das ist es – eine Pyramide von Kiefernnadel duftender Perfektion mit einem geraden Stamm und gleichmäßig verteilten Ästen. Seit meiner Rückkehr bin ich im Wohnzimmer auf und ab gelaufen und habe den Baum bewundert. Julianne ist bereits leicht genervt von meiner wiederholten Frage »Ist das nicht ein großartiger Baum?«, auf die ich auch noch eine Antwort erwarte.

Gottes Leibarzt im Wartestand erklärt mir seine Lösung für die Verkehrsstaus in der Londoner City. Ich warte darauf, dass er eine Bemerkung über den Baum macht, will aber nicht selbst das Stichwort geben. Er redet davon, bis auf speziell festgelegte Stunden alle LKW aus dem West End zu verbannen. Dann fängt er an, sich über Einkäufer zu beklagen, die zu langsam gehen, und schlägt ein System mit schneller und langsamer Spur vor.

»Ich habe heute einen Baum gefunden«, unterbreche ich ihn, als ich nicht mehr länger warten kann. Er hält abrupt inne und dreht sich um. Dann steht er auf und mustert ihn, von einer zur anderen Seite gehend, genauer. Schließlich tritt er einen Schritt zurück, um die Gesamtsymmetrie bestmöglich begutachten zu können.

Dann räuspert er sich und fragt: »War das der Beste, den sie hatten?«

»Nein! Sie hatten dutzend Bessere! Hunderte! Dies war einer der Mickrigsten, Weihnachtsbaumabschaum, unterste Kategorie. Er hat mir Leid getan. Deswegen habe ich ihn mit nach Hause genommen. Ich habe ein verkümmertes Bäumchen adoptiert.«

Er wirkt überrascht. »So schlimm ist er auch nicht.«

»Du bist wirklich unglaublich«, murmele ich leise und halte es keinen Moment länger mit ihm in einem Raum aus. Wie schaffen es Eltern, dass wir uns wieder wie kleine Kinder vorkommen, obwohl wir längst graue Haare und eine Hypothek haben, die sich anfühlt wie die Gesamtverschuldung der Dritten Welt?

Ich ziehe mich in die Küche zurück und mixe mir einen Gin-Tonic mit einem extra großen Schuss Gin, der über den Tresen schwappt. Mein Vater ist erst seit zehn Stunden hier, und ich greife bereits zur Flasche. Immerhin trifft morgen Verstärkung ein.

In den Albträumen meiner Kindheit bin ich immer gerannt – auf der Flucht vor einem Ungeheuer, einem tollwütigen Hund oder einem Neandertaler von einem Halbstürmer ohne

Vorderzähne und mit Blumenkohlohren. Kurz bevor ich eingeholt wurde, wachte ich immer auf, aber das gab mir nicht das Gefühl, sicherer zu sein. Das ist das Problem mit Albträumen. Nichts wird gelöst. Wir wachen im freien Fall, kurz bevor die Bombe hochgeht oder splitternackt an einem öffentlichen Ort auf.

Ich liege seit fünf Stunden im Dunkeln wach. Jedes Mal wenn ich einen angenehmen Gedanken denke und eindöse, schrecke ich panisch wieder hoch. Es ist, als würde man einen billigen und lachhaft schlechten Horrorfilm anschauen, in dem es doch hin und wieder eine Szene gibt, die einen zu Tode gruselt.

In der Hauptsache versuche ich, nicht an Bobby Moran zu denken, weil mich das zu Catherine McBride führt, und das ist ein Ort, an den ich nicht will. Ich frage mich, ob man Bobby festgenommen hat oder beschattet. Vor meinem inneren Auge sehe ich einen Van mit getönten Scheiben vor seinem Haus stehen.

Man kann nicht wirklich spüren, ob man beobachtet wird – jedenfalls nicht, ohne auf ein Indiz gestoßen zu werden oder etwas Ungewöhnliches zu bemerken. Aber Bobby operiert nicht auf derselben Wellenlänge wie die meisten Menschen, er fängt andere Signale auf. Ein Psychotiker kann glauben, dass der Fernseher mit ihm spricht, er wird sich fragen, warum gegenüber die Telefonleitungen repariert werden oder warum ein Van mit getönten Scheiben vor seiner Haustüre steht.

Vielleicht geschieht auch nichts von alledem. Bei all der neuen Technologie muss Ruiz vielleicht nur Bobbys Namen eintippen, um alles zu erfahren und Zugang zu privaten Daten zu bekommen, die die Regierung nach Überzeugung aller Verschwörungstheoretiker über jeden Staatsbürger sammelt.

»Denk nicht darüber nach. Schlaf einfach«, flüstert Julianne. Sie spürt, wenn ich mir über irgendetwas Sorgen mache. Seit Charlies Geburt habe ich keine Nacht mehr richtig durchgeschlafen. Nach einer Weile kommt man aus der Übung. Und jetzt nehme ich diese Tabletten, die alles noch schlimmer machen.

Julianne liegt auf der Seite, das Laken zwischen die Schenkel geklemmt und eine Hand neben ihrem Kopf auf dem Kissen. So liegt Charlie auch, wenn sie schläft. Sie geben kaum einen Laut von sich und rühren sich nicht, als wollten sie in ihren Träumen keine Fußabdrücke hinterlassen.

Am Sonntagmorgen ist das Haus von Essensdüften und weiblichen Stimmen erfüllt. Ich soll das Feuer im Kamin schüren und die Treppe vor dem Haus fegen. Stattdessen schleiche ich zum Zeitungsladen, um die Morgenzeitungen zu kaufen.

In meinem Arbeitszimmer lege ich Magazine und Beilagen beiseite und beginne nach Artikeln über Catherine zu suchen. Ich will mich gerade setzen, als ich Charlies knopfäugigen Goldfisch bemerke, der mit dem Bauch nach oben im Aquarium treibt. Erst denke ich, dass das irgendein ausgefallener Goldfischtrick ist, doch bei näherem Hinsehen macht er keinen besonders gesunden und munteren Eindruck. Seine Flossen sind mit grauen Flecken übersät – Indiz eines exotischen Fischpilzes.

Charlie reagiert nicht besonders gut auf Todesfälle. Es gibt nahöstliche Königreiche, die kürzere Trauerzeiten haben. Ich nehme den Fisch aus dem Aquarium und betrachte die arme Kreatur in meiner Hand. Ich frage mich, ob Charlie glauben würde, dass der Fisch einfach verschwunden ist. Sie ist schließlich erst acht. Andererseits glaubt sie auch nicht mehr an den Weihnachtsmann und den Osterhasen. Wie konnte ich eine solche Zynikerin groß ziehen?

»Charlie, ich habe eine schlechte Nachricht. Einer von deinen Goldfischen ist verschwunden.«

»Wie konnte er einfach verschwinden?«

»Nun, genau genommen ist er gestorben. Tut mir Leid.«

»Wo ist er?«

»Du willst ihn doch lieber nicht sehen, oder?«

»Doch.«

Der Fisch ist immer noch in meiner Hand, die ich in die Tasche gesteckt habe. Als ich meine Handfläche öffne, wirkt es nicht wie ein ernster Akt, sondern eher wie ein Zaubertrick.

Gut organisiert wie sie ist, verfügt Julianne über eine ganze Sammlung von Schuhkartons und Plastiktüten zum Zuziehen, die sie für derartige Todesfälle in der Familie aufbewahrt. Unter den Augen von Charlie begrabe ich den glubschäugigen Goldfisch unter dem Pflaumenbaum, zwischen dem verstorbenen Hamster Harold, einer Maus, die nur den Namen »Maus« hatte, und einem Spatzenbaby, das gegen die Terrassentür geflogen ist und sich den Hals gebrochen hat.

Zum Mittag ist die ganze Familie versammelt bis auf meine älteste Schwester Lucy und ihrem Mann Eric, die drei Kinder haben, deren Namen ich mir nie merken kann. Ich weiß nur, dass sie alle auf »i« enden wie Debbie, Jimmy oder Bobby. Gottes Leibarzt im Wartestand wollte, dass Lucy ihren ältesten Sohn nach ihm benannte. Der Gedanke an einen »Joseph« in der dritten Generation gefiel ihm. Lucy hielt standhaft dagegen und gab ihrem Sohn einen anderen Namen – Andy vielleicht oder Gary oder Freddy.

Sie kommen immer zu spät. Eric ist Fluglotse und der zerstreuteste Mensch, den ich je getroffen habe. Es ist beängstigend. Er vergisst immer wieder, wo wir wohnen, und muss vor jedem Besuch anrufen, um sich den Weg erklären zu lassen. Wie um Himmels willen hält er Dutzende von Flugzeugen in der Luft? Jedes Mal wenn ich einen Flug von Heathrow nehme, möchte ich vorher Lucy anrufen und fragen, ob Eric arbeitet. Meine mittlere Schwester Patricia ist in der Küche mit ihrem neuen Mann, Simon, einem Strafverteidiger, der für eine Fernsehsendung arbeitet, die Justizirrtümer aufdeckt. Patricias Scheidung ist durch und sie feiert mit Champagner. »Das ist wohl kaum ein Anlass für Bollinger«, sagt mein Vater.

»Warum denn nicht?«, sagt sie und schlürft einen Schluck, bevor die Flüssigkeit übersprudelt. Ich schlage mich auf die Seite von Simon. Niemand verdient eine solche Einführung in unsere Familie. Wir nehmen unsere Drinks mit ins Wohnzimmer und machen Smalltalk. Simon hat ein fröhliches rundes Gesicht und klopft sich fortwährend auf den Bauch wie ein Kaufhausweihnachtsmann.

»Tut mir Leid, diese dumme Sache mit dem Parkinson«, sagt er. »Schreckliche Geschichte.« Mein Stimmung sinkt. »Wer hat es dir erzählt?«

»Patricia.«

»Woher wusste sie es?«

Als Simon seinen Fehler erkennt, fängt er an, sich zu entschuldigen. Es hat in den vergangenen Monaten ein paar deprimierende Augenblicke gegeben, aber keiner war so deprimierend wie der, vor einem völlig fremden Menschen zu stehen, der meinen Scotch trinkt und Mitleid mit mir hat. Wer weiß es sonst noch?

Es klingelt. Eric, Lucy und die »i«-Kinder stürmen mit eifrigem Händeschütteln und Wangenküsschen ins Haus. Lucy sieht mich an, und ihre Unterlippe fängt an zu zittern. Sie schlingt die Arme um mich, und ich spüre, wie ihr Körper an meiner Brust bebt.

»Es tut mir so Leid, Joe. Wirklich so Leid.«

Mein Kinn liegt auf ihrem Kopf. Eric legt eine Hand auf meine Schulter, als wollte er mir einen päpstlichen Segen erteilen. Ich glaube nicht, dass mir schon einmal irgendetwas so peinlich war. Der Rest des Nachmittags zieht sich hin wie eine vierstündige Soziologie-Vorlesung. Als ich keine Lust mehr habe, Fragen zu meiner Gesundheit zu beantworten, fliehe ich in den Garten, wo Charlie mit den »i«-Kindern spielt. Sie zeigt ihnen, wo wir den Goldfisch begraben haben. Endlich fallen mir auch ihre Namen ein, Harry, Perry und Jenny.

Harry ist noch ein Kleinkind, der in seiner gefütterten Jacke und der Wollmütze aussieht wie eine

Miniaturausgabe des Michelin-Männchens. Ich werfe ihn in die Luft, was ihn zum Kichern bringt. Die anderen Kinder packen meine Beine und spielen, ich wäre ein Monster. Ich sehe, dass Julianne wehmütig aus dem Fenster blickt. Ich weiß, was sie denkt.

Nach dem Mittagessen ziehen wir uns ins Wohnzimmer zurück, und alle machen Komplimente über den Baum und den Stollen meiner Mutter.

»Wir könnten ›Wer bin ich?‹ spielen«, schlägt Charlie vor, deren Mund mit Krümeln umrandet ist, ohne das kollektive Stöhnen zu beachten. Stattdessen verteilt sie Zettel und Stifte, während sie atemlos die Spielregeln erklärt.

»Man denkt sich jemand Berühmten aus. Es müssen keine echten Menschen sein. Eine Zeichentrickfigur oder ein Filmstar ist auch erlaubt. Auch Lassie würde gehen...«

»Das wollte ich eigentlich nehmen.«

Sie sieht mich ärgerlich an. »Niemand darf den Namen sehen, den man schreibt. Dann klebt man den Zettel irgendjemandem an die Stirn, und er muss raten, wer er ist.«

Das Spiel erweist sich als Riesenspaß. Gottes Leibarzt im Wartestand kann nicht verstehen, warum sich alle über den Namen an seiner Stirn vor Lachen ausschütten wollen: »Brummbär« aus *Schneewittchen und die sieben Zwerge*.

Ich fange an, mich richtig zu amüsieren, als es klingelt. Charlie stürzt zur Tür, um aufzumachen. Lucy und Patricia beginnen Teller und Tassen abzuräumen.

»Sie sehen gar nicht aus wie ein Polizist«, sagt Charlie.

»Ich bin Detective.«

»Heißt das, dass Sie eine Marke haben?«

»Möchtest du sie sehen?«

»Vielleicht sollte ich das.«

Ruiz greift in seine Jackentasche, als ich zu seiner Rettung eile.

»Wir haben ihr beigebracht, vorsichtig zu sein«, entschuldige ich mich.

»Das ist sehr klug.« Er lächelt Charlie an und sieht fünfzehn Jahre jünger aus. Einen Moment lang glaube ich, dass er ihr mit der Hand durch das Haar zausen wird, doch so etwas tun die Menschen heutzutage nicht mehr.

Ruiz schaut an mir vorbei in den Flur und entschuldigt sich für die Störung.

»Kann ich irgendwas für Sie tun?«

»Ja«, murmelt er und klopft auf seine Manteltasche, als hätte er sich eine Notiz geschrieben, um sich selbst daran zu erinnern.

»Möchten Sie hereinkommen?«

»Wenn Sie nichts dagegen haben.«

Ich führe ihn in mein Arbeitszimmer. Meine Notizen über Catherine liegen noch aufgeschlagen auf dem Schreibtisch.

»Machen Sie Ihre Hausaufgaben?«

»Ich wollte mich bloß vergewissern, dass ich nichts vergessen hatte.«

»Und hatten Sie?«

»Nein.«

»Vielleicht könnten Sie mich das beurteilen lassen.«

»Diesmal nicht.« Ich klappe die Notizbücher zu und stelle sie weg.

Er geht um meinen Schreibtisch, mustert meine Bücherregale, betrachtet die diversen Fotos und meine kleine Wasserpfeife, ein Souvenir aus Syrien.

»Wo ist er gewesen?«

»Verzeihung?«

»Sie haben gesagt, der Mörder hätte nicht mit Catherine angefangen, also wo ist er gewesen?«

»Er hat geübt.«

»An wem?«

»Ich weiß es nicht.«

Ruiz steht jetzt am Fenster und blickt in den Garten. Er lässt seine Schultern rollen, und sein steifer Hemdkragen drückt von unten gegen seine Ohren. Ich will ihn fragen, was er über Bobby erfahren hat, aber er kommt mir zuvor. »Wird er wieder töten?«

Ich möchte nicht antworten. Hypothetische Szenarien sind gefährlich. Er spürt, dass ich ihm ausweichen will, lässt mich jedoch nicht. Ich muss *irgendetwas* sagen.

»Im Augenblick denkt er noch immer an Catherine und daran, wie sie gestorben ist. Wenn diese Erinnerungen zu verblassen beginnen, macht er sich vielleicht auf die Suche nach neuen Erfahrungen, um seine Fantasien zu füttern.«

»Wie können Sie sich so sicher sein?«

»Seine Handlungen waren ruhig und vorsätzlich. Er war nicht außer Kontrolle oder von Wut oder Lust getrieben. Er hat die Tat gelassen, überlegt und beinahe euphorisch geplant.«

»Wo sind die anderen Opfer? Warum haben wir sie nicht gefunden? «

»Vielleicht haben Sie die Verbindung noch nicht hergestellt.«

Ruiz verzichtet das Gesicht und strafft die Schultern. Die Andeutung, er könnte etwas Wichtiges übersehen haben, gefällt ihm nicht. Gleichzeitig wird er seine Ermittlungen bestimmt nicht durch übermäßigen Stolz gefährden. Er *möchte* verstehen.

»Sie suchen nach Indizien in der Vorgehensweise und dem Symbolismus, aber die können sich nur aus dem Vergleich mehrerer Verbrechen ergeben. Finden Sie ein weiteres Opfer, dann entdecken Sie vielleicht ein Muster.«

Ruiz knirscht mit den Zähnen, als wollte er sie abfeilen. Was kann ich ihm sonst noch bieten?

»Er kennt die Gegend. Catherine zu vergraben, hat längere Zeit gedauert. Er wusste, dass man von keinem der Häuser einen Blick auf diesen Abschnitt des Kanals hat. Und er wusste, dass der Treidelpfad um diese Nachtzeit menschenleer sein würde.«

»Das heißt, er lebt in der Gegend.«

»Oder er hat früher dort gewohnt.«

Ruiz überlegt, wie die Fakten zu seiner Theorie passen, und scheint bereit, sie zu übernehmen. Unten bewegen sich Menschen durchs Haus. Eine Toilettenspülung rauscht. Ein Kind schreit wütend.

»Aber warum hat er eine derart öffentliche Stelle gewählt? Er hätte sie doch an irgendeinem gottverlassenen Ort verstecken können.«

»Er hat sie nicht versteckt. Er hat Sie Catherine finden *lassen*.«

»Warum?«

»Vielleicht ist er stolz auf sein Handwerk oder er bietet Ihnen eine Vorschau kommender Attraktionen.«

Ruiz verzichtet das Gesicht. »Ich weiß nicht, wie Sie Ihren Job machen. Wie können Sie mit dem Wissen leben, dass solche kranken Wichser frei herumlaufen? Wie können Sie in deren Köpfen leben?« Er verschränkt die Arme und vergräbt die Hände in den Achselhöhlen. »Andererseits gefällt Ihnen diese Art Scheiße ja vielleicht?«

»Wie meinen Sie das?«

»Sagen Sie's mir. Spielen Sie gerne Detektiv? Zeigen mir eine Patientenakte und eine andere nicht. Rufen mich an und stellen mir Fragen. Gefällt Ihnen das?«

»Ich ... ich habe nicht darum gebeten, hinzugezogen zu werden. «

Er genießt meinen Ärger. In der nachfolgenden Stille höre ich von unten Gelächter.

»Ich denke, Sie sollten jetzt besser gehen.«

Er sieht mich befriedigt und mit einem Gefühl körperlicher Überlegenheit an, bevor er seinen Mantel nimmt und die Treppe hinuntergeht. Ich bin erschöpft und sehe geradezu bildlich vor mir,

wie meine Energien abfließen.

An der Haustür schlägt Ruiz seinen Mantelkragen herunter und dreht sich noch einmal zu mir um. »Bei der Jagd gibt es Füchse und Hunde und Saboteure, Professor. Was sind Sie?«

»Ich glaube nicht an die Fuchsjagd.«

»Ach nein? Der Fuchs auch nicht.«

Als alle Gäste gegangen sind, schickt Julianne mich nach oben, um ein Bad zu nehmen. Irgendwann später spüre ich, wie sie sich neben mich ins Bett legt. Sie dreht sich um und drängt sich an mich, bis ihr Körper sich in meinen schmiegt. Ihre Haare riechen nach Apfel und Zimt.

»Ich bin müde«, flüstere ich.

»Es war ein langer Tag.«

»Das meine ich nicht. Ich habe überlegt, ein paar Dinge zu ändern.«

»Was zum Beispiel?«

»Ach, alles Mögliche.«

»Hältst du das für klug?«

»Wir könnten einen Urlaub machen. Wir könnten durch Kalifornien reisen. Darüber haben wir doch immer geredet.«

»Was ist mit deinem Job ... und Charlies Schule?«

»Sie ist jung. In einem halben Jahr auf Reisen wird sie sehr viel mehr lernen als in der Schule ...« Julianne dreht sich um und stützt sich auf einen Ellenbogen, damit sie mich ansehen kann. »Wie kommst du denn jetzt darauf? «

»Ach, nur so.«

»Als das alles angefangen hat, hast du gesagt, dass du nicht willst, dass sich irgendwas ändert. Du hast gesagt, die Zukunft müsste sich nicht ändern.«

»Ich weiß.«

»Und dann hast du aufgehört, mit mir zu reden. Du lässt mich kein bisschen daran teilhaben, was du durchmachst, und dann kommst du mir plötzlich damit!«

»Tut mir Leid. Ich bin einfach müde.«

»Nein, es ist mehr als das. Sag es mir.«

»Ich habe diese verrückte Idee, dass ich mehr machen müsste. Man liest immer von Menschen, deren Leben ungeheuer ereignis- und abenteuerreich ist, und man denkt, wow, ich sollte mehr machen. Und dabei ist mir der Gedanke gekommen fortzugehen.«

»So lange noch Zeit ist.«

»Ja.«

»Dann geht es also *doch* um Parkinson?«

»Nein... ich kann es nicht erklären... vergiss es einfach.«

»Ich will es aber nicht vergessen. Ich will, dass du glücklich bist. Wir haben kein Geld – nicht bei der Hypothek und den Installationsarbeiten. Das hast du selber gesagt. Vielleicht können wir im Sommer nach Cornwall fahren...«

»Ja, du hast Recht, Cornwall wäre nett.« Ich gebe mir alle Mühe, begeistert zu klingen, doch es gelingt mir nicht. Julianne legt einen Arm um meine Hüfte und zieht mich näher an sich. Ich spüre ihren warmen Atem an meinem Hals.

»Mit ein bisschen Glück bin ich bis dahin schwanger«, flüstert sie. »Da wollen wir doch nicht zu weit weg sein.«

Ich habe Kopfschmerzen und einen kratzigen Hals. Es könnte ein Kater sein oder eine Grippe. Den Zeitungen zufolge hat sich das halbe Land irgendeinem exotischen Virus aus Peking oder Bogotá ergeben – einem dieser Orte, die niemand ohne einen virulenten Bazillus wieder verlässt. Die gute Nachricht ist, dass das Selegilin außer der Schlaflosigkeit, an der ich bereits vorher gelitten habe, keinerlei Nebenwirkungen zeigt. Die schlechte Nachricht ist, dass das Medikament absolut keine Auswirkungen auf meine Symptome hat.

Um sieben Uhr morgens rufe ich Jock an.

»Woher weißt du, dass es nicht wirkt?«, fragt er, ärgerlich, dass ich ihn geweckt habe.

»Ich spüre keinen Unterschied.«

»Darum geht es doch gerade. Es lässt die Symptome nicht verschwinden – es hindert sie daran, schlimmer zu werden.«

»Okay.«

»Hab einfach Geduld und entspann dich.«

Er hat gut reden.

»Machst du deine Übungen?«, fragt er.

»Ja«, lüge ich.

»Ich weiß, heute ist Montag, aber hast du Lust auf ein Tennismatch? Ich halt mich für dich auch ein bisschen zurück.«

»Wir treffen uns um sechs im Club.«

Julianne wird mich sofort durchschauen, aber zumindest komme ich so aus dem Haus. Nach gestern steht mir ein bisschen Freiraum zu.

Mein erster Patient des Tages ist eine junge Balletttänzerin mit der Grazie einer Gazelle, Zahnfleischentzündung und den gelblich verfärbten Zähnen einer hingebungsvollen Bulimikerin. Dann kommt Margret mit ihrer orangefarbenen Boje und zeigt mir einen Artikel über den Einsturz einer Brücke in Israel. »Ich habe es Ihnen ja gesagt!«, scheint ihre Miene auszudrücken. In den nächsten fünfzig Minuten denken wir gemeinsam darüber nach, wie viele Brücken es in der Welt gibt und wie häufig sie einstürzen.

Um drei Uhr stehe ich wartend am Fenster und suche unter den Passanten nach Bobby. Ich frage mich, ob er kommen wird. Als ich seine Stimme höre, zucke ich zusammen. Er steht in der Tür und reibt mit den Händen über seine Seiten, als wollte er sie von etwas reinigen.

»Es war nicht meine Schuld«, sagt er.

»Was?«

»Was immer Sie denken, was ich getan habe.«

»Du hast eine Frau bewusstlos getreten.«

»Ja. Das ist alles. Sonst nichts.« Das Licht spiegelt sich blitzend in der goldenen Fassung seiner Brille.

»Derartige Feindseligkeit muss doch irgendwoher kommen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Du bist ein intelligenter junger Mann. Du weißt, was ich meine.«

Es ist Zeit, Bobby direkt zu konfrontieren, um zu sehen, wie er unter Druck reagiert.

»Seit wann bist du mein Patient? Seit einem halben Jahr. Die Hälfte der Zeit warst du verschwunden. Du kommst zu spät zu Terminen, du tauchst unangemeldet auf und du hast mich um vier Uhr morgens aus dem Bett gezerrt ...«

Er blinzelt heftig. Mein Ton ist so höflich, dass er sich nicht sicher ist, ob ich ihn kritisiere.

»... und selbst *wenn* du hier bist, wechselst du ständig das Thema oder machst Ausflüchte. Was versuchst du zu verstecken? Wovor hast du solche Angst?«

Ich rücke mit meinem Stuhl näher an ihn heran, sodass unsere Knie sich beinahe berühren. Es ist, als würde man in die Augen eines geprügelten Hundes schauen, der nicht weiß, dass er sich auch abwenden kann. Manche Aspekte seiner Psyche erkenne ich ganz deutlich – vor allem seine Vergangenheit –, aber seine Gegenwart sehe ich nach wie vor nicht.

»Ich will dir sagen, was ich denke, Bobby. Ich denke, dass du verzweifelt nach Zuneigung suchst, aber nicht in der Lage bist, Menschen für dich zu gewinnen. Das alles hat vor langer Zeit angefangen. Ich sehe einen intelligenten und sensiblen Jungen, der jeden Abend auf das Geräusch wartet, wenn sein Vater sein Fahrrad durch das Gartentor schiebt. Und wenn er in seiner Schaffneruniform durch die Tür kommt, kann der Junge es nicht erwarten, die Geschichten seines Vaters zu hören und ihm in seiner Werkstatt zu helfen.

Sein Vater ist witzig, fix und einfallsreich. Er hat großartige Pläne für seltsame und wunderbare Erfindungen, die die Welt verändern werden. Er macht Zeichnungen auf Papierfetzen und baut in seiner Garage Prototypen. Der Junge sieht ihm bei der Arbeit zu und manchmal macht er es sich abends zwischen den Sägespänen gemütlich und lauscht dem Geräusch der Drehbank.

Aber eines Tages verschwindet sein Vater. Die wichtigste Gestalt in seinem Leben – der einzige Mensch, an dem ihm wirklich etwas liegt – verlässt ihn. Leider erkennt oder verzeiht seine Mutter die Trauer nicht. Sie hält den Jungen für schwach und verträumt, genau wie seinen Vater. Er ist niemals gut genug.«

Ich beobachte Bobby genau auf Zeichen von Protest oder Widerspruch. Sein Blick zuckt hin und her, als würde er träumen, doch gleichzeitig ist er weiter ganz auf mich konzentriert. »... dieser Junge ist besonders aufmerksam und intelligent. Seine Sinneswahrnehmung ist besonders geschärft, seine Gefühle besonders intensiv. Er beginnt, seiner Mutter zu entfliehen. Er ist noch nicht alt und mutig genug, um von zu Hause wegzulaufen. Stattdessen flüchtet er sich in seinen Kopf. Er erschafft sich eine Welt, die kein anderer sieht und von deren Existenz niemand weiß. Eine Welt, in der er beliebt und mächtig ist, in der er bestrafen und belohnen kann. Eine Welt, in der ihn niemand auslacht oder demütigt, nicht einmal seine Mutter. Sie wirft sich ihm zu Füßen – wie alle anderen. Er ist Clint Eastwood, Charles Bronson und Sylvester Stallone in einem. Retter. Rächer. Richter. Henker. Er übt seine eigene Gerechtigkeit aus. Er kann das komplette Rugby-Team der Schule mit einer MP niedermähen oder den brutalsten Schläger auf dem Spielplatz an einen Baum nageln...«

Bobbys Blick flackert bei erinnerten Bildern und assoziierten Klängen auf – das Licht und Dunkel, das seine Vergangenheit überschattet. Seine Mundwinkel zucken.

»Und zu was wächst er heran, dieser Junge? Zu einem Menschen, der nicht schlafen kann. Er erleidet Phasen der Schlaflosigkeit, die an seinen Nerven zerren, bis er aus den Augenwinkeln Bilder sieht. Er malt sich Verschwörungen aus und bildet sich ein, beobachtet zu werden. Er liegt wach, erstellt Listen und Geheimcodes für seine Listen.

Er will in seine andere Welt flüchten, doch irgendetwas stimmt nicht. Er kann nicht zurückkehren, weil irgendjemand ihm etwas noch Besseres gezeigt hat, etwas Aufregenderes – etwas Reales!«

Bobby blinzelt und kneift sich in den Handrücken.

»Hast du schon mal das Sprichwort gehört: ›Was dem einen Medizin, ist dem anderen sein Ruin!‹, frage ich ihn.

Er bestätigt es beinahe unbewusst.

»Das könnte auch eine Beschreibung der menschlichen Sexualität sein, der Tatsache, dass jeder von uns andere Interessen und Neigungen hat. Dieser Junge wächst also heran und schmeckt als junger Mann etwas, das ihn gleichermaßen erregt und verstört. Es ist ein schuldhaftes Geheimnis. Ein verbotener Genuss. Er macht sich Sorgen, dass es ihn zum Perversen macht – dieser sexuelle Kick, Schmerz zuzufügen.«

Bobby schüttelt den Kopf; seine Augen werden von den beiden Linsen vergrößert.

»Aber du brauchtest einen Bezugspunkt – eine Einführung. Und das hast du mir nicht erzählt, Bobby. Wer war die spezielle Freundin, die dir die Augen geöffnet hat? Wie hat es sich angefühlt, ihr wehzutun?«

»Sie sind krank!«

»Und du lügst.« Lass ihn nicht das Thema wechseln. »Wie war es beim ersten Mal? Du wolltest mit diesen Spielchen nichts zu tun haben, aber sie hat dich gelockt? Was hat sie gesagt? Hat sie sich über dich lustig gemacht? Hat sie gelacht?«

»Hören Sie auf. Halten Sie den Mund! HALTEN SIE DEN MUND!«

Er packt die Ärmel seines Mantels mit den Fäusten und bedeckt seine Ohren. Ich weiß, dass er mir immer noch zuhört. Meine Worte sickern durch und dehnen sich in den Spalten seines Gehirns aus wie Wasser, das zu Eis gefriert.

»Irgendjemand hat das Samenkorn gepflanzt. Irgendjemand hat dir beigebracht, das Gefühl zu lieben, alles zu kontrollieren ... und Schmerz zuzufügen. Anfangs wolltest du damit aufhören, doch sie verlangte mehr. Dann fiel dir auf, dass du dich nicht mehr zurückhältst. Es hat dir Spaß gemacht! Du wolltest nicht mehr aufhören!«

»HALTEN SIE DIE Klappe! AUFHÖREN!«

Bobby wiegt sich auf der Stuhlkante hin und her. Sein Kiefer ist schlaff, und ich habe seine Aufmerksamkeit verloren. Ich bin fast am Ziel. Meine Finger liegen in den Rissen seiner Psyche. Eine einzige Bestätigung, ganz gleich wie winzig, würde ausreichen, um seinen Panzer aufzubrechen. Aber mir geht langsam der Stoff für meine Geschichte aus, weil ich nicht alle Puzzleteile kenne. Und wenn ich es übertreibe, drohe ich ihn zu verlieren.

»Wer war sie, Bobby? War ihr Name Catherine McBride? Ich weiß, dass du sie kanntest. Wo habt ihr euch getroffen? War es in einer Klinik? Hilfe zu suchen, ist keine Schande, Bobby. Ich weiß, dass du schon einmal begutachtet worden bist. War Catherine eine Krankenschwester oder eine Patientin? Ich glaube, sie war eine Patientin.«

Bobby kneift sich in den Nasenrücken und reibt über die Stelle, wo seine Brille aufliegt. Dann greift er langsam in seine Hosentasche, und ich verspüre einen stechenden Zweifel. Seine Finger tasten nach etwas. Er hat vierzig Kilo und zwanzig Jahre Vorsprung. Die Tür ist auf der anderen Seite des Zimmers, und ich werde sie keinesfalls vor ihm erreichen.

Er zieht die Hand wieder heraus, und ich starre wie gebannt darauf. Er hält ein weißes Taschentuch, das er entfaltet und in seinem Schoß ausbreitet. Dann nimmt er seine Brille ab und säubert, das Tuch zwischen Daumen und Zeigefinger, sorgfältig beide Gläser. Vielleicht will er Zeit gewinnen.

Er hält die Brille ins Licht und mustert sie auf Schmierflecken, bevor er mich über die Gläser hinweg direkt anstarrt. »Denken Sie sich diesen Mist beim Reden aus oder haben Sie ihn das ganze Wochenende lang vorbereitet?«

Der Druck ist entwichen wie Luft aus einem Schlauchboot mit einem Leck. Ich habe mein Blatt überreizt. Ich möchte Bobby fragen, wo ich mich geirrt habe, aber er wird es mir nicht sagen. Ein Pokerspieler erklärt nicht, warum er einen Bluff durchschaut. Ich muss nahe am Ziel gewesen sein, aber das klingt ungefähr so, als wenn die NASA erklärt, die Marssonde habe ihr Ziel erreicht, weil sie abgestürzt und auf dem richtigen Planeten verschwunden ist.

Bobbys Glauben an mich ist erschüttert. Außerdem weiß er, dass ich Angst vor ihm habe, was keine gute Grundlage für eine klinische Beziehung ist. Was in Gottes Namen habe ich mir bloß dabei gedacht? Ich habe ihn aufgezogen wie ein Spielzeug und jetzt muss ich ihn loslassen.

Der weiße Audi gleitet die Elgin Avenue hinunter und bremst, als er mich sieht. Ich humpele weiter, meinen Tennisschläger unter den Arm geklemmt und einen pampelmusengroßen Bluterguss auf dem rechten Oberschenkel. Hinter dem Steuer des Wagens sitzt Ruiz. Er sieht aus wie ein Mann, der mich zur Not im Schritttempo bis vor meine Haustür verfolgen würde. Ich bleibe stehen und drehe mich zu ihm um. Er öffnet die Beifahrertür. »Was ist denn mit Ihnen passiert?«

»Eine Sportverletzung.«

»Ich wusste gar nicht, dass Tennis so gefährlich ist.«

»Sie haben auch noch nicht gegen meinen Kumpel gespielt.«

Ich steige neben ihm ein. Der Wagen riecht nach abgestandenem Zigarettenqualm und einem Raumdeo mit Apfelaroma. Ruiz wendet mitten auf der Straße.

»Wohin fahren wir?«

»Zum Tatort.«

Ich frage nicht, warum. Sein ganzes Gebaren sagt mir, dass ich keine andere Wahl habe. Die Temperaturen sind bis knapp über den Gefrierpunkt gefallen und die Laternen von Nebel umhüllt. In den Fenstern der Häuser blinken bunte Lichter, die Türen sind mit Stechpalmenzweigen aus Plastik dekoriert.

Wir fahren über die Harrow Road und biegen in die Scrubs Lane. Nach einer knappen halben Meile steigt die Straße an und führt über die Mitre Bridge, die den Grand Union Canal und die Eisenbahnlinie nach Paddington überquert. Ruiz hält am Straßenrand und schaltet den Motor ab. Er steigt aus und wartet auf mich. Dann betätigt er die Zentralverriegelung und marschiert los, davon ausgehend, dass ich ihm folgen werde. Mein Oberschenkel ist immer noch steif von Jocks gezieltem Schmetterball. Ich reibe vorsichtig über die Schwellung und humpele an der Straße entlang Richtung Brücke.

Ruiz ist vor einem Stacheldrahtzaun stehen geblieben. Er packt einen Metallpfosten und schwingt sich auf eine Mauer bei der Brücke. Dann hangelt er sich auf der anderen Seite wieder herunter. Er dreht sich um und wartet auf mich.

Der Treidelpfad ist menschenleer, die nahe gelegenen Gebäude dunkel und leer. Es fühlt sich später an, als es ist – wie in den frühen Morgenstunden, wenn die Welt immer so viel einsamer und das Bett so viel wärmer erscheint.

Ruiz geht die Hände in den Manteltaschen vergraben und den Kopf gesenkt voran. Er wirkt, als würde er eine große Wut unterdrücken. Nach etwa fünfhundert Metern tauchen rechts die Eisenbahngleise auf. In dem verbliebenen Licht zeichnen sich Geräteschuppen vor dem Hintergrund ab. Betriebsmittel lagern vergessen auf einem Hof.

Fast ohne jede Vorwarnung donnert ein Güterzug vorbei. Das Geräusch hallt von den Blechschuppen und Steinmauern des Kanals wider, sodass es sich anfühlt, als stünden wir in einem Tunnel.

Ruiz ist unvermittelt stehen geblieben, sodass ich ihn beinahe anrempele.

»Erkennen Sie irgendwas?«

Ich weiß genau, wo wir sind. Doch statt Entsetzen oder Trauer empfinde ich nur Zorn. Es ist spät, mir ist kalt und vor allem habe ich die Nase voll von Ruiz' höhnischen Blicken und hoch gezogenen Brauen. Wenn er etwas zu sagen hat, soll er es hinter sich bringen und mich nach Hause gehen lassen.

»Sie haben die Fotos gesehen.«

»Ja.«

Ruiz hebt den Arm, und einen Moment lang denke ich, er will mich schlagen. »Schauen Sie da

drüben. Folgen Sie den Umrissen des Gebäudes da unten.«

Ich wende den Blick in die Richtung und erkenne die Mauer. Ein dunklerer Flecken davor muss die Grube sein, in der man die Leiche gefunden hat. Links hinter mir sehe ich die Bäume und Grabsteine des Kensal-Green-Friedhofs. Ich erinnere mich daran, wie ich auf der Hügelkuppe gestanden und beobachtet habe, wie die Polizei Catherine Leiche geborgen hat.

»Warum bin ich hier?«, frage ich und fühle mich leer.

»Benutzen Sie Ihre Fantasie – darin sind Sie doch gut.«

Er ist wütend, und aus irgendeinem Grund ist es meine Schuld. Ich treffe nicht oft Menschen von seiner Intensität – mal abgesehen von den zwanghaften Patienten. In der Schule kannte ich Typen wie ihn, Kinder, die so wild entschlossen waren zu beweisen, dass sie harte Jungs waren, dass sie sich immer prügeln. Sie mussten einfach zu viel beweisen und hatten zu wenig Zeit.

»Warum bin ich hier?«

»Weil ich Ihnen ein paar Fragen stellen will.« Er sieht mich nicht an. »Außerdem möchte ich Ihnen ein paar Dinge über Bobby Moran erzählen.«

»Ich kann nicht über meine Patienten sprechen.«

»Sie müssen auch bloß zuhören.« Er wiegt sich von einem Fuß auf den anderen. »Glauben Sie mir, Sie werden fasziniert sein.« Er macht zwei Schritte auf den Kanal zu und spuckt ins Wasser.

»Bobby Moran hat keine Freundin oder Verlobte namens Arky. Er lebt mit einem Haufen Asylbewerber in einer Pension im Norden Londons und wartet auf eine Sozialwohnung. Er ist seit fast zwei Jahren arbeitslos. Eine Firma namens Nevaspring gibt es nicht – jedenfalls ist sie nicht ins Handelsregister eingetragen.

Sein Vater war nie bei der Air Force – nicht als Mechaniker, nicht als Pilot und auch als sonst nichts. Bobby ist in Liverpool aufgewachsen, nicht in London. Mit fünfzehn ist er von der Schule abgegangen. Er hat phasenweise die Abendschule besucht und als Freiwilliger in einer Sozialwerkstatt gearbeitet. Eine Vorgeschichte von psychischen Erkrankungen oder Klinikaufenthalten haben wir nicht gefunden.«

Ruiz läuft beim Reden auf und ab. Er zieht seinen beschlagenen Atem hinter sich her wie eine Lokomotive. »Die Leute hatten nur nette Sachen über Bobby zu sagen. Laut seiner Vermieterin ist er sehr korrekt und ordentlich. Sie macht seine Wäsche und kann sich nicht erinnern, irgendwann einmal Chloroform an seiner Kleidung gerochen zu haben. Sein früherer Chef in der Sozialwerkstatt nannte ihn einen ›großen Softie‹.

Und das finde ich wirklich seltsam, Professor. Nichts von dem, was Sie über ihn gesagt haben, stimmt. Ich kann verstehen, dass man sich in ein oder zwei Details irrt. Wir machen alle Fehler. Aber hier ist es so, als ob wir über einen vollkommen anderen Menschen sprechen würden.«

»Das kann er nicht sein«, sage ich mit heiserer Stimme.

»Das habe ich auch gedacht. Also habe ich nachgesehen. Großer Typ, 1,85, übergewichtig, John-Lennon-Brille – das ist unser Junge. Dann habe ich mich gefragt, warum er einem Psychiater, der ihm helfen will, all diese Lügen erzählt. Ergibt keinen Sinn, oder?«

»Er verbirgt irgendwas.«

»Mag sein. Aber er hat Catherine McBride nicht getötet.«

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Ein Dutzend Leute aus einem Abendkurs können bezeugen, an dem Abend ihres Verschwindens mit ihm zusammen gewesen zu sein.«

Ich habe keine Kraft mehr in den Beinen.

»Manchmal schalte ich ziemlich langsam, Prof. Meine alte Mum hat immer gesagt, dass ich einen Tag zu spät geboren wurde und nie mehr aufgeholt hätte. Tatsache ist aber, dass ich am Ende draufkomme. Ich brauche bloß ein bisschen länger als die schlauen Leute.« Wie er es sagt, klingt es nicht triumphierend, sondern verbittert.

»Sehen Sie, ich habe mich gefragt, warum Bobby Moran sich all diese Lügen ausdenken sollte. Dann habe ich gedacht, und was ist, wenn er das gar nicht getan hat? Was, wenn *Sie* die Lügen erzählen? Sie könnten sich das Ganze ausgedacht haben, um meine Aufmerksamkeit abzulenken.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Woher wussten Sie, dass Catherine McBride sich die Halsschlagader aufgeschnitten hat, um ihren Tod zu beschleunigen? Es wurde im Obduktionsbericht nicht erwähnt.«

»Ich habe Medizin studiert.«

»Und was ist mit dem Chloroform?«

»Das habe ich Ihnen doch gesagt.«

»Ja, haben Sie. Ich habe auch nachgeschlagen. Wussten Sie, dass man nur ein paar Tropfen Chloroform auf einem Stück Stoff braucht, um jemanden bewusstlos zu machen? Man muss wissen, was man tut, wenn man mit dem Zeug herumhantiert. Ein paar Tropfen zu viel, und die Atmung des Opfers setzt aus. Es erstickt.«

»Der Mörder hat also wahrscheinlich medizinische Kenntnisse.«

»Darauf bin ich auch gekommen.« Um warm zu bleiben, stampft Ruiz mit den Füßen auf den Asphalt. Eine streunende Katze, die an dem Stacheldrahtzaun entlangschleicht, kauert sich, als sie unsere Stimmen hört, flach auf den Boden. Wir warten beide und beobachten sie, aber sie hat es nicht eilig, weiterzukommen.

»Woher wussten Sie, dass sie eine Krankenschwester war?«, fragt Ruiz.

»Sie hatte das Medaillon.«

»Ich glaube, dass Sie sie sofort erkannt haben. Ich glaube, der ganze Rest war Theater.«

»Nein.«

Sein Ton wird kälter. »Sie kannten außerdem ihren Großvater – Richter McBride.«

»Ja.«

»Warum haben Sie das nicht gesagt?«

»Ich habe es für unwichtig gehalten. Das ist Jahre her. Psychologen treten häufig als Gutachter vor dem Familiengericht auf. Wir beurteilen Kinder und Eltern und geben dem Gericht Empfehlungen.«

»Was haben Sie von ihm gehalten?«

»Er hatte seine Fehler, aber er war ein ehrlicher Richter. Ich habe ihn respektiert.«

Ruiz gibt sich große Mühe, freundlich zu sein, aber höfliche Zurückhaltung ist ihm nicht von Natur aus gegeben.

»Wissen Sie, was ich wirklich schwer erklärlich finde?«, sagt er. »Warum haben Sie so lange gebraucht, bis Sie mir erzählt haben, dass Sie Catherine McBride und ihren Großvater kennen, während Sie mir gleichzeitig einen Haufen Mist über jemanden namens Bobby Moran auftischen? Nein, Verzeihung, das stimmt nicht – Sie sprechen ja nicht über Ihre Patienten, oder? Sie müssen Ihre Kleine-Jungen-Spielchen und Scharaden spielen. Na, Spielen tut man am besten zu zweit ...« Er grinst mich an – nur weiße Zähne und dunkle Augen. »Soll ich Ihnen erzählen, was ich in den vergangenen zwei Wochen getan habe? Ich habe diesen Kanal abgesucht. Wir haben einen Bagger hergeschafft und die Schleusen geöffnet. Es war ein beschissener Job. Meterhoch stinkender Schlamm. Wir haben gestohlene Fahrräder, Einkaufswagen, Autokarosserien, alte Reifen, Kondome und mehr als viertausend benutzte Spritzen gefunden. Und wissen Sie, was wir noch gefunden haben?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Catherine McBrides Handtasche samt Handy. Es hat eine Weile gedauert, bis wir es getrocknet hatten. Dann mussten wir die Telefonunterlagen überprüfen. Daraufhin haben wir entdeckt, dass der letzte Anruf, den sie gemacht hat, zu Ihrer Praxis war. Am 13. November um 18.37 Uhr. Sie

hat aus einem Pub hier in der Nähe angerufen. Wer immer sich dort mit ihr verabredet hatte, war nicht gekommen. Ich vermute, sie hat angerufen, um zu fragen, warum.«

»Wie können Sie sich so sicher sein?«

Ruiz lächelt. »Wir haben außerdem ihren Terminkalender gefunden. Er hatte so lange im Wasser gelegen, dass die Seiten aneinander klebten und die Tinte ausgewaschen war. Die Spurensicherung musste ihn sehr sorgfältig trocknen und die Seiten voneinander lösen. Mit einem Elektronenmikroskop haben sie feine Tintenspuren nachgewiesen. Erstaunlich, was man heutzutage alles kann.«

Ruiz hat sich direkt vor mir aufgebaut, seine Augen nur Zentimeter von meinen entfernt. Dies ist sein Agatha-Christie-Moment, sein Monolog im Salon.

»Für den 13. November hatte Catherine einen Termin eingetragen. Sie hat den Namen des Grand Union Hotels notiert. Kennen Sie es?«

Ich nicke.

»Es ist etwa eine Meile weiter den Kanal hinunter ganz in der Nähe Ihres Tennisclubs.« Ruiz macht eine Kopfbewegung in die Richtung. »Unten auf die Seite hatte sie einen Namen geschrieben. Ich glaube, sie wollte diese Person treffen. Wissen Sie, wessen Name es war?« Ich schüttle den Kopf.

»Möchten Sie eine Vermutung riskieren?«

Ich spüre, wie sich meine Brust zuschnürt. »Meiner.«

Ruiz gönnt sich keinen finalen Schnörkel und keine triumphale Geste. Das ist bloß der Anfang. Ich sehe die Handschellen blitzten, die er aus der Tasche zieht. Mein erster Impuls ist zu lachen, doch dann erreicht die Kälte mein Inneres, und ich möchte mich übergeben.

»Ich verhafte Sie wegen Mordes. Sie haben das Recht zu schweigen, doch es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass alles, was Sie sagen, aufgezeichnet und gegen Sie verwandt werden kann ...«

Die Stahlringe schließen sich um meine Handgelenke. Ruiz zwingt mich, die Beine zu spreizen und tastet mich von den Knöcheln aufwärts ab.

»Haben Sie etwas zu sagen?«

Es ist seltsam, was einem in solchen Momenten einfällt. Ich erinnere mich plötzlich an einen Satz, den mein Vater mir vorzuhalten pflegte, wenn ich in der Klemme saß: »Sag nichts, es sei denn, du kannst die Stille übertreffen.«

BUCH ZWEI

»In den Augen der Welt gelten wir häufig als Verbrecher,
nicht nur weil wir Verbrechen begangen haben, sondern weil
wir wissen, welche Verbrechen begangen wurden.«
Hombre de la Máscara Hierro
Der Mann mit der eisernen Maske

1

Ich habe so lange auf dasselbe Rechteck aus Licht gestarrt, dass es, wenn ich die Augen schließe, weiter hinter meinen Pupillen aufleuchtet. Das Fenster ist hoch an der Wand über der Tür. Hin und wieder höre ich Schritte auf dem Flur. Die Observationsklappe wird geöffnet, und Augen sehen mich an. Nach ein paar Sekunden geht die Klappe wieder zu, und ich starre wieder auf das Fenster.

Ich weiß nicht, wie spät es ist. Ich musste Armbanduhr, Gürtel und Schnürsenkel gegen eine graue Decke eintauschen, die sich anfühlt, als wäre sie aus Schmirgelpapier. Das einzige Geräusch, das ich höre, ist der leckende Wasserkasten nebenan.

Seit die letzten Betrunkenen eingeliefert worden sind, ist es still. Das muss nach der Sperrstunde gewesen sein – plus genug Zeit, dass irgendwer in einem Nachtbus einschlafen oder in einen Streit mit einem Taxifahrer geraten konnte, um in Polizeigewahrsam zu landen. Ich höre ihn immer noch gegen die Zellentür treten und brüllen: »Ich hab ihn nicht mal angerührt, Scheiße noch mal.«

Meine Zelle ist sechs mal vier Schritte groß. Es gibt eine Toilette, ein Waschbecken und eine Pritsche. Alle Wände sind mit Graffiti bemalt, zerkratzt, behauen und verschmiert, ungeachtet der tapferen Versuche, sie zu übermalen.

Ich weiß nicht, wohin Ruiz verschwunden ist. Wahrscheinlich liegt er in seinem warmen Bett und träumt davon, die Welt zu einem sichereren Ort zu machen. Die erste Vernehmung hat nur wenige Minuten gedauert. Als ich ihm erklärte, dass ich einen Anwalt wollte, riet er mir: »Dann besorgen Sie sich verdammt noch mal einen.«

Die meisten Anwälte, die ich kenne, machen um diese Nachtzeit keine Hausbesuche. Also habe ich stattdessen Jock angerufen und ihn geweckt. Im Hintergrund hörte ich die Stimme einer Frau, die sich beschwerte.

»Wo bist du?«

»In der Polizeiwache in der Harrow Road.«

»Was machst du denn da?«

»Ich bin verhaftet worden.«

»Wow!« Nur Jock würde es schaffen, angesichts einer solchen Information beeindruckt zu klingen.

»Du musst mir einen Gefallen tun. Ich möchte, dass du Julianne anrufst und sagst, dass es mir gut geht. Sag ihr, dass ich der Polizei bei einer Ermittlung helfe. Sie wird schon wissen, worum es geht.«

»Warum sagst du ihr nicht die Wahrheit?«

»Bitte, Jock, frag nicht. Ich brauche Zeit, um alles in Ruhe zu durchdenken.«

Seitdem bin ich in meiner Zelle auf und ab gelaufen. Ich stehe auf. Ich setze mich. Ich gehe hin und her. Ich hocke mich auf die Toilette. Ich habe vor Nervosität Verstopfung, vielleicht liegt es

auch an den Medikamenten. Ruiz glaubt, ich hätte Informationen zurückgehalten oder wäre zumindest sehr sparsam mit der Wahrheit umgegangen. Rückblickend Einsicht zeigen ist eine exakte Wissenschaft. Im Moment scheinen sich die Fehler in meinem Kopf zu teilen und sich mit all den unbeantworteten Fragen um einen Platz zu drängeln.

Die Leute reden von Unterlassungssünden. Was soll das heißen? Wer entscheidet, ob irgendwas eine Sünde ist? Ich weiß, dass ich Worte klaube, aber so wie die Menschen moralisieren und vorschnelle Schlüsse ziehen, könnte man meinen, die Wahrheit wäre real und fest; etwas, das man aufheben und herumreichen, wiegen und messen kann, bevor man sich darauf einigt.

Aber so ist die Wahrheit nicht. Wenn ich diese Geschichte morgen erzählen würde, wäre sie anders als heute. Ich hätte die Einzelheiten durch meine Abwehrmechanismen gefiltert und meine Handlungen rationalisiert. Wahrheit *ist* eine semantische Frage, ob uns das gefällt oder nicht.

Anhand der Zeichnung hatte ich Catherine nicht erkannt. Und die Leiche, die ich im Leichenschauhaus gesehen hatte, hatte nicht ausgesehen wie ein echtes menschliches Wesen, sondern wie eine malträtierte Schaufensterpuppe. Es war fünf Jahre her. Ich habe es Ruiz gesagt, sobald ich mir sicher war. Ja, es hätte früher sein können, aber er kannte ja bereits ihren Namen. Niemand gibt gern zu, einen Fehler gemacht zu haben. Und wir hassen es alle, die große Kluft anzuerkennen, die zwischen dem liegt, was wir tun sollten, und dem, was wir tatsächlich tun. Also ändern wir entweder unser Handeln oder unsere Ansichten. Wir suchen Entschuldigungen oder rücken unser Verhalten in ein schmeichelhafteres Licht. In meiner Branche nennt man das *kognitive Dissonanz*. Bei mir hat es nicht funktioniert. Meine innere Stimme – nennen Sie es mein Gewissen oder meinen Schutzengel – flüstert ständig: »Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht ...«

Ruiz hat Recht. Ich habe einen Riesenhaufen Probleme.

Ich liege auf der schmalen Pritsche und spüre, wie die Federn in meinen Rücken drücken.

Den neuen Freund meiner Schwester um halb sieben Uhr morgens zu einer Polizeiwache zu bestellen, ist eine merkwürdige Art, jemandem das Gefühl zu vermitteln, dass er jetzt zur Familie gehört. Normalerweise habe ich es mit Pflichtverteidigern zu tun, die mich behandeln wie ihren neuen besten Freund oder etwas Ekliges, in das sie getreten sind, je nachdem, welche Meinung ich vor Gericht vertrete.

Simon trifft eine Stunde später ein. Wir halten uns nicht mit Smalltalk über Patricia oder das leckere Sonntagsessen auf. Stattdessen macht er mir ein Zeichen, Platz zu nehmen, und zieht sich einen Stuhl heran. Dies ist eine berufliche Angelegenheit.

Die Verwahrzellen liegen ein Stockwerk tiefer, die Aufnahme muss irgendwo in der Nähe sein. Ich rieche Kaffee und höre das Klappern von Computer-Tastaturen. Durch die Jalousien an den Fenstern des Vernehmungszimmers sieht man am Himmel die ersten hellen Streifen.

Simon klappt seinen Aktenkoffer auf und nimmt eine blaue Aktenmappe und einen großen Notizblock heraus. Ich finde es erstaunlich, wie er seine Weihnachtsmann-Statur mit dem Gebaren eines Anwalts verbindet.

»Wir müssen ein paar Entscheidungen treffen. Sie wollen so bald wie möglich mit der Vernehmung beginnen. Möchtest du mir irgendetwas sagen?«

Ich spüre, dass ich heftig blinzele. Was meint er damit? Erwartet er ein Geständnis von mir?

»Ich will, dass du mich hier rausholst«, sage ich ein wenig zu barsch.

Er fängt an, mir zu erklären, dass das Polizeigesetz der Polizei achtundvierzig Stunden gibt, in der der Verdächtige entweder formell beschuldigt oder freigelassen werden muss, sofern ein Gericht nicht anders entscheidet.

»Das heißt, ich könnte zwei Tage hier hocken?«

»Ja.«

»Aber das ist lächerlich!«

»Kanntest du das Mädchen?«

»Ja.«

»Hast du dich am Abend ihres Todes mit ihr verabredet?«

»Nein.«

Simon macht sich Notizen. Er beugt sich über seinen Block, kritzelt Striche und Punkte und unterstreicht einige Wörter.

»Das ist ein Fall für Blöde«, meint er. »Du musst ihnen nur ein Alibi für den 13. November liefern.«

»Das kann ich nicht.«

Simon sieht mich mit dem besorgten Blick eines Lehrers an, der nicht die Antwort bekommen hat, die er erwartet. Dann zupft er eine Fluse vom Ärmel seiner Anzugjacke, als wollte er das Problem beiseite wischen. Schließlich steht er abrupt auf und klopft zwei Mal an die Tür, um zu signalisieren, dass er fertig ist.

»Ist das alles?«

»Ja.«

»Willst du mich nicht fragen, ob ich sie getötet habe?«

Er sieht mich verwirrt an. »Spar dir dein Plädoyer für die Geschworenen und bete, dass es gar nicht erst so weit kommt.«

Er schließt die Tür hinter sich, doch der Raum ist nach wie vor voll von dem, was er zurückgelassen hat – Enttäuschung, Ehrlichkeit und den Geruch von Aftershave. Fünf Minuten später führt mich eine Wachtmeisterin den Flur hinunter ins Vernehmungszimmer. Ich kenne diese Räume. Zu Beginn meiner Laufbahn habe ich manchmal als »verantwortlicher Erwachsener« fungiert, wenn Jugendliche verhört wurden.

Ruiz kommt mit einem zweiten Detective, der jünger und größer ist und ein langes Gesicht und schiefe Zähne hat. Simon folgt ihnen ins Vernehmungszimmer. »Wenn ich deinen Ellenbogen berühre«, flüstert er, »möchte ich, dass du still bist.«

Ich nicke.

Ruiz nimmt mir gegenüber Platz, ohne seine Jacke auszuziehen. Mit einer Hand reibt er über die Stoppeln an seinem Kinn.

»Dies ist die zweite förmliche Vernehmung von Professor Joseph Paul O'Loughlin, verdächtigt des Mordes an Catherine Mary McBride«, sagt er für den mitlaufenden Kassettenrekorder.

»Anwesend sind Detective Inspector Vincent Ruiz, Detective Sergeant John Keebal und Dr. O'Loughlins Rechtsvertreter Simon Koch. Es ist acht Uhr fünfzehn.«

Eine Polizistin überprüft, dass der Rekorder funktioniert, und nickt Ruiz zu. Er legt beide Hände auf den Tisch und verschränkt die Finger. Er sieht mich an, ohne etwas zu sagen. Ich muss zugeben, dass es eine sehr eloquente Pause ist.

»Wo waren Sie am Abend des 13. November dieses Jahres?«

»Ich erinnere mich nicht.«

»Waren Sie zu Hause bei Ihrer Frau?«

»Nein.«

»So weit erinnern Sie sich doch?«, fragt er sarkastisch.

»Ja.«

»Haben Sie an jenem Tag gearbeitet?«

»Ja.«

»Um wie viel Uhr haben Sie Ihre Praxis verlassen?«

»Ich hatte um fünf Uhr einen Arzttermin.«

Und so geht es weiter in die Einzelheiten. Ruiz versucht mich festzunageln. Wie ich weiß er, dass

Lügen sehr viel schwieriger ist, als die Wahrheit zu sagen. Der Teufel liegt im Detail. Je mehr davon man in eine Geschichte einwebt, desto schwerer wird es, sich daran zu halten. Sie werden zu einer Zwangsjacke, die einen immer enger fesselt und immer weniger Bewegungsraum lässt.

»Kannten Sie Catherine McBride?«

»Ja.«

»Wo haben Sie sie zum ersten Mal getroffen?«

Ich erzähle die ganze Geschichte – von den Selbstverstümmelungen und den Therapiesitzungen, wie es ihr scheinbar besser ging und wie sie das Marsden Hospital verlassen hat. Es ist ein eigenartiges Gefühl, über einen Patienten zu sprechen. Meine Stimme klingt ein wenig schrill, als würde ich mich zu sehr anstrengen, die anderen zu überzeugen. Schließlich breite ich die Hände aus, um zu signalisieren, dass die Geschichte zu Ende ist. Ich sehe mich selbst in Ruiz' Augen. Er wartet auf mehr.

»Warum haben Sie der Führung des Krankenhauses Catherines Zustand verschwiegen?«

»Sie tat mir Leid. Ich dachte, es wäre grausam, wenn eine hingebungsvolle Krankenschwester ihren Job verlieren würde. Wem sollte das etwas nutzen?«

»Das ist der einzige Grund?«

»Ja.«

»Hatten Sie eine Affäre mit Catherine McBride?«

»Nein.«

»Hatten Sie jemals sexuelle Beziehungen mit ihr?«

»Nein.«

»Wann haben Sie zum letzten Mal mit ihr gesprochen?«

»Vor fünf Jahren. An das genaue Datum kann ich mich nicht erinnern.«

»Warum hat Catherine am Abend ihres Todes in Ihrer Praxis angerufen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Anderen uns vorliegenden Unterlagen ihrer Telefongesellschaft zufolge hat sie diese Nummer in den zwei Wochen zuvor bereits zwei Mal angerufen.«

»Dafür habe ich keine Erklärung.«

»Ihr Name steht in Ihrem Kalender.«

Ich zucke die Achseln. Ein weiteres Rätsel. Ruiz schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch, sodass alle zusammenzucken.

»Sie haben sie an jenem Abend getroffen.«

»Nein.«

»Sie haben sie vom Grand Union Hotel weggelockt.«

»Nein.«

»Sie haben sie gequält.«

»Nein.«

»Das ist doch alles Schifferscheiße!, brüllt er los. »Sie haben vorsätzlich Informationen zurückgehalten und in den letzten drei Wochen alles versucht, um Ihren Arsch zu retten, indem Sie die Ermittlungen in eine falsche Richtung gelenkt haben, um die Polizei von Ihnen weg in die Irre zu führen.«

Simon berührt meinen Arm. Er will, dass ich schweige, aber ich beachte ihn nicht.

»Ich habe sie nicht angerührt. Ich habe sie nicht gesehen. Sie haben GAR NICHTS!«

Zum Teufel damit! Ich war lange genug höflich. »Welchen Grund sollte ich haben, Catherine zu töten?«, brülle ich. »Sie haben meinen Namen in einem Kalender, einen Anruf in meiner Praxis und kein Motiv. Machen Sie Ihre Arbeit. Besorgen Sie ein paar Indizien, bevor Sie mich beschuldigen.«

Als der jüngere Detective grinst, merke ich, dass irgendetwas nicht stimmt. Ruiz klappt eine

dünne grüne Mappe auf, die vor ihm auf dem Tisch liegt. Er entnimmt ihr die Fotokopie eines Dokuments, das er mir über den Tisch schiebt.

»Dies ist ein Brief vom 19. April 1997. Er ist adressiert an die Leitung des Pflegedienstes des Royal Marsden Hospital. In diesem Brief erhebt Catherine McBride den Vorwurf, dass Sie sie in Ihrem Behandlungszimmer im Krankenhaus sexuell missbraucht hätten. Sie sagt, Sie hätten sie hypnotisiert, ihre Brüste gestreichelt und sich an ihrer Unterwäsche zu schaffen gemacht – «

»Sie hat die Beschwerde zurückgezogen. Das habe ich Ihnen doch erzählt.«

Mein Stuhl fällt polternd um, und ich merke, dass ich aufgesprungen bin. Doch der junge Detective ist schneller als ich. Außerdem ist er genauso groß wie ich und bis in die Haarspitzen motiviert.

Ruiz sieht triumphierend zu.

Simon muss meinen Arm zurückhalten. »Professor O'Loughlin ... Joe ... ich rate dir zu schweigen.«

»Erkennst du nicht, was sie machen? Sie verdrehen die Tatsachen – «

»Sie stellen legitime Fragen.«

Ein Gefühl der Beunruhigung erfasst mich. Ruiz hat ein Motiv. Simon hebt meinen Stuhl auf und schiebt ihn mir hin. Ich starre benommen auf die gegenüberliegende Wand, taub vor Müdigkeit. Meine linke Hand zittert. Beide Detectives starren stumm darauf. Ich setze mich wieder und klemme die Hand zwischen die Knie, um den Tremor zu stoppen.

»Wo waren Sie am Abend des 13. November?«

»Im West End.«

»Mit wem waren Sie zusammen?«

»Mit niemandem. Ich habe mich betrunken. Ich hatte gerade eine schlechte Nachricht über meine Gesundheit erhalten.«

Die Aussage hängt in der Luft wie ein zerrissenes Spinnennetz, das einen Punkt sucht, an dem es sich festmachen kann. Simon bricht das Schweigen als Erster und erklärt, dass ich unter der Parkinson-Krankheit leide. Ich will ihn aufhalten. Es ist *meine* Sache. Ich will kein Mitleid.

»Ist eines der Symptome vorübergehender Gedächtnisschwund? «, fragt Ruiz, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ich bin so erleichtert, dass ich lachen muss. Ich wollte nicht, dass er mich irgendwie anders behandelt.

»Wo genau waren Sie trinken?«

»In verschiedenen Pubs und Weinlokalen.«

»Wo?«

»Leicester Square, Covent Garden...«

»Können Sie eines dieser Lokale benennen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Kann irgendjemand Ihren Aufenthaltsort bestätigen?«

»Nein.«

»Wann sind Sie nach Hause gekommen?«

»Ich bin gar nicht nach Hause gekommen.«

»Wo haben Sie die Nacht verbracht?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

Ruiz wendet sich an Simon. »Mr. Koch, können Sie Ihrem Mandanten bitte erklären – «

»Mein Mandant hat deutlich gemacht, dass er sich nicht erinnert, wo er die Nacht verbracht hat. Er ist sich der Tatsache bewusst, dass dies seine Lage nicht verbessert.«

Ruiz' Miene ist schwer zu deuten. Er sieht auf seine Uhr, verkündet die Zeit und schaltet den Kassettenrekorder ab. Die Vernehmung ist beendet. Ich blicke von Gesicht zu Gesicht und frage

mich, was als Nächstes geschieht. Ist es vorbei?

Die junge Wachtmeisterin kommt zurück in den Raum.

»Sind die Fahrzeuge bereit?«, fragt Ruiz.

Sie nickt und hält die Tür auf. Ruiz marschiert hinaus, während mir der junge Detective Handschellen anlegt. Als Simon protestieren will, überreicht man ihm eine Kopie des Durchsuchungsbefehls. Die Adresse steht in Großbuchstaben auf beiden Seiten des Blattes. Ich fahre nach Hause.

Meine lebhafteste Kindheitserinnerung an Weihnachten gilt dem Krippenspiel der anglikanischen St. Mark's Schule, in der ich einen Auftritt als einer der drei Weisen aus dem Morgenland hatte. Denkwürdig war die Aufführung, weil Russell Cochrane, der das Jesuskind spielte, so nervös war, dass er sich in die Hose machte, von wo aus die Bescherung über das blaue Gewand der Jungfrau Maria leckte. Jenny Bond, eine überaus hübsche Maria, war so wütend, dass sie Russell auf den Kopf fallen ließ und ihm einen schwungvollen Tritt in den Unterleib verpasste.

Im Publikum erhob sich ein kollektives Stöhnen, das jedoch von Russells Schmerzensgeheul übertönt wurde. Die gesamte Aufführung geriet aus den Fugen, und der Schlussvorhang fiel verfrüht.

Die Farce, die sich hinter der Bühne abspielte, war noch packender. Russells Vater, ein großer Mann mit einem Kopf wie eine Kugel, war ein Sergeant bei der Polizei, der manchmal in die Schule kam, um Vorträge über Sicherheit im Straßenverkehr zu halten. Er drängte Jenny Bond hinter der Bühne in eine Ecke und drohte, sie wegen Körperverletzung festzunehmen. Jennys Vater lachte. Das war ein großer Fehler. Sergeant Cochrane legte ihm auf der Stelle Handschellen an und marschierte mit ihm über die Stafford Street zur Polizeiwache, wo er die Nacht verbringen musste.

Unser Krippenspiel schaffte es landesweit in die Zeitungen. »Vater der Jungfrau Maria verhaftet«, berichtete die Schlagzeile der *Sun*, und der *Star* schrieb: »Jesuskind: Tritt in die Murmeln. «

Ich muss wegen Charlie wieder daran denken. Wird sie mich flankiert von Polizisten in Handschellen sehen? Und was wird sie dann von ihrem Vater denken?

Das Zivilfahrzeug der Polizei fährt aus der Tiefgarage ans Tageslicht. Simon, der neben mir sitzt, breitet einen Mantel über meinen Kopf. Durch die feuchte Wolle kann ich das Blitzlichtgewitter der Kameras ausmachen. Ich weiß nicht, wie viele Fotografen und Kameraleute uns draußen erwartet haben. Ich höre nur ihre Stimmen und spüre, wie der Polizeiwagen beschleunigt und sie hinter sich lässt.

In der Marylebone Road geht es nur im Schrittempo vorwärts. Mir ist, als würden die Fußgänger gaffend stehen bleiben, und ich bin überzeugt, dass sie mich anstarren und sich fragen, wer ich bin und was ich im Fonds eines Polizeiwagens mache.

»Kann ich meine Frau anrufen?«, frage ich.

»Nein.«

»Sie weiß nicht, dass wir kommen.«

»Genau.«

»Aber sie weiß noch gar nicht, dass man mich verhaftet hat.«

»Sie hätten es ihr sagen sollen.«

Plötzlich fällt mir meine Praxis ein. Ich habe heute Patienten. Termine müssen verlegt werden.

»Kann ich meine Sekretärin anrufen?«

Ruiz dreht sich zu mir um. »Wir führen parallel eine gerichtlich angeordnete Durchsuchung Ihrer Praxis durch.«

Ich will widersprechen, doch Simon berührt meinen Ellenbogen. »Das ist das übliche Verfahren«, flüstert er und versucht dabei, ermutigend zu klingen.

Der Konvoi aus drei Polizeiwagen bleibt mitten auf der Straße stehen und blockiert jede Durchfahrt. Türen werden aufgerissen, und Detectives versammeln sich eilig. Einige nehmen einen Pfad, der von hinten in unseren Garten führt.

Julianne macht die Haustür auf. Sie trägt rosa Gummihandschuhe. Ein Schaumwölkchen hängt in ihrem Haar, wo sie den Pony aus dem Gesicht gestrichen hat. Ein Detective überreicht ihr eine Kopie des Durchsuchungsbefehls, doch sie blickt ihn gar nicht an. Sie ist ganz auf mich konzentriert. Sie sieht die Handschellen und meinen Gesichtsausdruck. Sie reißt schockiert und verständnislos die Augen auf.

»Halte Charlie im Haus«, rufe ich.

Ich schaue Ruiz an. »Nicht vor meiner Tochter. *Bitte*«, flehe ich ihn an.

In seinem Blick lese ich nichts, aber er greift in die Jackentasche und zieht den Schlüssel für meine Handschellen heraus. Zwei Detectives halten meine Arme fest.

Julianne stellt Fragen, ohne die beiden Beamten zu beachten, die sie zurück ins Haus drängen.

»Was ist hier los, Joe? Was machst du ...?«

»Sie denken, ich hätte etwas mit Catherines Tod zu tun.«

»Wieso? Warum? Das ist doch lächerlich. Du hast ihnen bei ihrer Ermittlung geholfen.«

Im ersten Stock fällt irgendetwas klirrend zu Boden. Julianne sieht kurz nach oben und dann wieder mich an. »Was machen sie in unserem Haus?«, fragt sie den Tränen nahe. »Was hast du getan, Joe?«

Ich sehe Charlie, die durch die Wohnzimmertür späht, jedoch sofort wieder verschwunden ist, als Julianne sich umdreht. »Du bleibst in diesem Zimmer, junge Dame«, brüllt sie und klingt eher verängstigt als wütend.

Die Haustür steht weit offen. Jeder, der vorbeikommt, kann hineinschauen und sehen, was passiert. Ich höre, wie im ersten Stock Schränke und Schubladen aufgerissen werden; Matratzen werden angehoben, Betten verrückt. Julianne weiß nicht, was sie machen soll. Einerseits möchte sie ihr Haus vor Verwüstung schützen, aber vor allem will sie Antworten von mir. Ich habe keine. Die Detectives führen mich in die Küche, wo Ruiz durch die Hintertür in den Garten späht.

Männer mit Hacken und Schaufeln reißen den Rasen auf. D.J. lehnt eine Zigarette im Mund an Charlies Schaukel und sieht mich durch den Qualm an, neugierig, unverschämt. Der Hauch eines Lächelns umspielt seine Mundwinkel – als würde er zugucken, wie ein Porsche ein Protokoll wegen Falschparkens bekommt.

Er wendet sich nur widerwillig ab und lässt die Zigarette auf den Kies fallen, wo sie weiterglüht. Dann beugt er sich vor und schlitzt die Plastikverpackung eines Heizkörpers auf.

»Wir haben Ihre Nachbarn befragt«, erklärt Ruiz. »Sie wurden dabei beobachtet, wie Sie etwas im Garten vergraben haben.«

»Einen Goldfisch mit Glubschaugen.«

Ruiz wirkt völlig perplex. »Wie bitte?«

Julianne lacht über die Absurdität des Ganzen. Wir leben in einem Monty-Python-Sketch.

»Er hat Charlies Goldfisch begraben«, sagt sie. »Er liegt unter dem Pflaumenbaum neben Harold, dem Hamster.«

Ein paar Detectives hinter uns können ein Kichern nicht unterdrücken. Ruiz hat eine Miene wie Donner. Ich weiß, dass ich ihn nicht reizen sollte, aber das Lachen fühlt sich gut an.

Unter meiner Hüfte und Schulter hat sich die Matratze zur Härte von Beton komprimiert. Sobald ich mich hinlege, rauscht das Blut in meinen Ohren und meine Gedanken beginnen zu rasen. Ich möchte in friedliche Leere sinken und jage stattdessen gefährlichen, von meiner Fantasie vergrößerten Überlegungen nach.

Inzwischen wird Ruiz Julianne befragt haben. Er wird sie gefragt haben, wo ich am 13. November war. Sie wird geantwortet haben, dass ich die Nacht bei Jock verbracht habe. Sie wird nicht wissen, dass das eine Lüge war. Sie wird wiederholen, was ich ihr gesagt habe. Ruiz wird auch mit Jock gesprochen haben, der ihm erzählt haben wird, dass ich seine Praxis an jenem Tag um fünf Uhr verlassen habe. Er hat mich auf einen Drink eingeladen, aber ich habe abgelehnt. Ich habe gesagt, ich würde nach Hause gehen. Keine unserer Geschichten wird zusammenpassen.

Julianne hat den ganzen Abend im Warteraum der Wache verbracht, in der Hoffnung, mich zu sehen. Ruiz hat ihr erklärt, ihr würden fünf Minuten gewährt werden, aber ich kann ihr nicht in die Augen sehen. Ich weiß, dass das schrecklich ist. Ich weiß, dass sie verängstigt, verwirrt, wütend und krank vor Sorge sein muss. Sie möchte einfach eine Erklärung. Sie möchte, dass ich ihr versichere, dass alles gut werden wird. Ich habe mehr Angst vor der Begegnung mit ihr als vor der Auseinandersetzung mit Ruiz. Wie soll ich Elisa erklären? Wie kann ich alles wieder gutmachen? Julianne hat mich gefragt, ob ich es nicht ungewöhnlich finde, dass eine Frau, die ich seit fünf Jahren nicht gesehen habe, ermordet wird und die Polizei mich bittet, sie bei ihrer Identifizierung zu unterstützen. Ich habe aalglatt erwidert, dass Zufälle nur eine Reihe von Dingen sind, die gleichzeitig passieren. Doch wie wahrscheinlich ist es, dass Bobby als Patient ausgerechnet an mich überwiesen wird? Oder dass Catherine am Abend ihres Todes meine Praxis angerufen hat? Wann hören Zufälle auf, Zufälle zu sein, und werden zu einem Muster?

Ich bin nicht paranoid. Ich nehme aus den Augenwinkeln keine Schatten wahr und male mir keine finsternen Verschwörungen aus. Aber irgendwas geht hier vor, das größer ist als die Summe seiner Teile.

Mit diesem Gedanken schlafe ich ein und wache irgendwann in der Nacht plötzlich schwer atmend und mit pochendem Herzen auf. Ich kann nicht erkennen, wer oder was mich jagt, aber ich weiß, dass es da ist, lauernd und lachend.

Die Kargheit der Zelle scheint jedes Geräusch zu verstärken. Ich liege wach und lausche dem schwankenden Quietschen der Federn, tropfenden Wasserkästen, im Schlaf brabbelnden Betrunkenen und den Schritten der Wärter, die in den Fluren widerhallen.

Heute ist der Tag. Man wird entweder Anklage erheben oder mich gehen lassen. Ich sollte ängstlicher und besorgter sein, aber ich spüre vor allem Distanz und Abgehobenheit gegenüber dem Geschehenen. Ich schreite meine Zelle ab und denke, wie bizarr das Leben sein kann, betrachte sämtliche Drehungen und Wendungen, all den Zufall und das Pech, die Fehler und Missverständnisse. Ich bin nicht wütend oder verbittert. Ich habe Vertrauen in das System. Schon bald wird man erkennen, dass die Beweise gegen mich nicht stichhaltig sind. Sie werden mich laufen lassen müssen.

Dieser Optimismus kommt mir selbst seltsam vor, wenn ich meine von Natur aus zynische Haltung gegenüber Recht und Ordnung bedenke. Jeden Tag werden unschuldige Menschen hereingelegt. Ich habe die Beweise dafür selbst gesehen. Sie sind unbestreitbar. Trotzdem habe ich keine Angst, dass mir das Gleiche passieren könnte.

Dafür mache ich meine Mutter und ihren unerschütterlichen Glauben an Autoritätspersonen wie Polizisten, Richter und Politiker verantwortlich. Sie ist in einem Dorf in den Cotswolds aufgewachsen, wo der Wachtmeister mit einem Fahrrad unterwegs war, jeden Bewohner beim

Namen kannte und die meisten Verbrechen binnen einer halben Stunde gelöst hat. Er war der Inbegriff von Gerechtigkeit und Ehrlichkeit. Seither hat meine Mutter ihre Ansichten nicht geändert, ungeachtet regelmäßiger Berichte über Polizisten, die Beweise türken, Bestechungsgelder annehmen und Aussagen fälschen. »Gott hat mehr gute Menschen geschaffen als schlechte«, sagt sie, als ob diese Art von Volkszählung alles klären würde. Und wenn das trotzdem höchst unwahrscheinlich klingt, fügt sie hinzu: »Im Himmel werden sie die Quittung bekommen.«

Eine Klappe in der unteren Hälfte der Tür geht auf, und ein Holztablett wird über den Boden geschoben. Ich bekomme eine Plastikflasche Orangensaft, einen grauen Brei, von dem ich annehme, dass es Rührei ist, und zwei Scheiben Toast, die über einen Toaster gewedelt worden sind. Ich schiebe es beiseite und warte auf Simon.

Mit seiner Krawatte mit einem Muster aus Stechpalmenzweigen und silbernen Glöckchen sieht er überaus munter aus. Es ist eine Krawatte von der Sorte, wie sie mir Charlie zu Weihnachten schenken wird. Ich frage mich, ob Simon je verheiratet war oder Kinder hat.

Er kann nicht lange bleiben, weil er vor Gericht erwartet wird. Aus seinem Aktenkoffer hängen einige Strähnen seiner Pferdehaarperücke. Die Polizei hat um eine Blutprobe gebeten, sagt er. Dagegen habe ich keine Einwände. Außerdem bemüht man sich um eine Genehmigung, meine Patienten zu befragen, doch ein Richter hat der Polizei die Einsicht in meine Patientenakten verwehrt. Gut so.

Die größte Neuigkeit betrifft die beiden Anrufe von Catherine in meiner Praxis. Meena, gelobt seien ihre Baumwollsocken, hat den Detectives berichtet, dass sie Anfang November zwei Mal mit Catherine gesprochen hat.

Ich hatte die Suche nach einer neuen Sekretärin völlig vergessen. Meena hatte im *Guardian* eine Anzeige in der Rubrik medizinische Berufe geschaltet. Ich hatte verlangt, dass die Neue entweder Erfahrung als Sprechstundenhilfe haben oder ausgebildete Krankenschwester sein sollte. Achtzig Bewerberinnen hatten sich gemeldet. Ich werde immer aufgeregter, während ich Simon die Zusammenhänge erkläre. »Meena wollte eine engere Auswahl von zwölf Bewerberinnen treffen.«

»Und eine davon war Catherine.«

»Ja. Vielleicht. So muss es sein. Das würde den Anruf erklären. Meena wird es wissen.« Wusste Catherine, dass sie sich als *meine* Sekretärin bewarb? Meena musste meinen Namen erwähnt haben. Vielleicht wollte Catherine mich überraschen. Oder vielleicht dachte sie, dass ich sie gar nicht zu einem Bewerbungsgespräch einladen würde.

Simon packt die Krawatte zwischen zwei Fingern wie mit einer Schere, als wollte er sie abschneiden. »Warum sollte eine Frau, die dich des sexuellen Missbrauchs beschuldigt hat, sich als deine Sekretärin bewerben?« Er klingt wie ein Staatsanwalt.

»Ich habe sie nicht sexuell missbraucht.«

Das lässt er unkommentiert. Stattdessen sieht er auf die Uhr und klappt seinen Aktenkoffer zu.

»Ich denke, du solltest keine weiteren Fragen beantworten.«

»Warum nicht?«

»Weil du das Loch, in dem du steckst, immer tiefer gräbst.«

Simon schlüpft in seinen Mantel und bückt sich, um einen Schmutzfleck von seinen spiegelblanken schwarzen Schuhen zu wischen. »Sie haben noch acht Stunden. Wenn sie nicht mit irgendwas Neuem kommen, bist du heute Abend zu Hause.«

Die Hände unter dem Kopf verschränkt liege ich auf meiner Pritsche und starre an die Decke. In eine Ecke hat jemand gekritzelt: »Ein Tag ohne Sonnenlicht ist wie... Nacht.« Die

Decke ist bestimmt vier Meter hoch. Wie um Himmels willen ist er dorthin gekommen? Von der Welt weggeschlossen zu sein, ist ein eigenartiges Gefühl. Ich habe keine Ahnung, was in den letzten achtundvierzig Stunden passiert ist, und frage mich, was ich verpasst habe. Charlies Weihnachtsferien haben angefangen; wahrscheinlich ist der Kessel repariert; Julianne wird die Geschenke eingepackt und unter den Baum gelegt haben... Jock wird sein Weihnachtsmannkostüm entstaubt und seine alljährliche Runde durch die Kinderstationen begonnen haben. Und dann ist da noch Bobby – was hat er getan?

Am Nachmittag werde ich erneut ins Vernehmungszimmer gebracht, wo mich Ruiz und derselbe Detective wie beim letzten Mal erwarten. Außer Atem vom Treppensteigen trifft Simon ein, in der Hand ein in Plastik verpacktes Sandwich und eine Flasche Orangensaft.

»Spätes Mittagessen«, entschuldigt er sich.

Der Kassettenrekorder wird eingeschaltet.

»Professor O'Loughlin, bitte helfen Sie mir in einem Punkt weiter.« Ruiz lächelt verschwörerisch. »Stimmt es, dass Mörder häufig an den Tatort zurückkehren?«

»Ein ›Signatur-Mörder‹ kehrt manchmal dorthin zurück, aber in den meisten Fällen ist es eher ein moderner Mythos.«

»Was ist denn ein ›Signatur-Mörder‹?«

»Jeder Mörder hinterlässt eine Art Verhaltensabdruck – wie ein verbrecherischer Schatten, der am Tatort zurückbleibt, eine Unterschrift. Das kann die Art sein, wie er eine Naht ausführt oder wie er eine Leiche entsorgt. Manche treibt es auch an den Tatort zurück.«

»Warum?«

»Dafür gibt es eine Reihe möglicher Gründe. Vielleicht wollen sie ihre Tat in der Fantasie noch einmal nacherleben oder ein Andenken mitnehmen. Manche fühlen sich schuldig oder wollen einfach in der Nähe bleiben.«

»Derselbe Grund, aus dem Kidnapper oft bei der Suche helfen?«

»Ja.«

»Oder Brandstifter bei den Löscharbeiten?«

Ich nicke. Der Sergeant neben Ruiz gibt den Ölgötzen. Ruiz öffnet eine Aktenmappe und nimmt mehrere Fotos heraus.

»Wo waren Sie am Sonntag, den 24. November?«

Das ist es also – das haben sie entdeckt.

»Ich habe meine Großtante besucht.«

Für einen Moment flackert Erregung in seinem Blick auf. »Um wie viel Uhr?«

»Vormittags.«

»Und wo wohnt sie?«

»Auf dem Friedhof von Kensal Green.«

Die Wahrheit enttäuscht ihn sichtlich. »Aufnahmen der Überwachungskameras zeigen Ihren Wagen auf dem Parkplatz.« Er schiebt mir die Fotos über den Tisch. Darauf drücke ich Charlie einen Karton mit Blättern in die ausgestreckten Arme.

Ruiz nimmt einen weiteren Zettel aus der Akte. »Erinnern Sie sich noch, wie wir die Leiche entdeckt haben?«

»Sie sagten, ein Hund hätte sie aufgestöbert.«

»Der Anrufer hat weder Namen noch Telefonnummer hinterlassen. Er hat aus einer öffentlichen Telefonzelle in der Nähe des Friedhofeingangs angerufen. Haben Sie dort irgendjemanden gesehen?«

»Nein.«

»Haben Sie diese Telefonzelle benutzt?«

Er kann doch nicht ernsthaft andeuten wollen, dass ich diesen Anruf gemacht habe?

»Sie haben gesagt, dass der Täter die Umgebung sehr gut kennen muss.«

»Ja.«

»Und wie würden Sie Ihre eigene Kenntnis der Gegend bezeichnen? «

»Detective Inspector, ich glaube, ich weiß, worauf Sie hinauswollen. Aber meinen Sie wirklich, dass ich, selbst wenn ich Catherine ermordet und am Kanal verscharrt hätte, meine Frau und meine Tochter mitbringen würde, um zuzusehen, wie sie ausgegraben wird?«

Ruiz knallt die Mappe zu und knurrt: »Ich stelle die beschissenen Fragen. Sie kümmern sich darum, sie zu beantworten.«

»Vielleicht sollten wir uns alle ein wenig beruhigen«, unterbricht Simon.

Ruiz beugt sich über den Tisch, sodass ich die feinen Äderchen unter der Haut seiner Nase erkennen kann. Ich wette, dass er durch diese Poren atmen kann.

»Sind Sie bereit, ohne Anwesenheit Ihres Anwalts mit mir zu sprechen?«

»Wenn Sie den Kassettenrekorder abstellen.«

Simon protestiert und will mich unter vier Augen sprechen. Im Flur haben wir einen offenen Meinungsaustausch. Er erklärt mir, dass ich dumm wäre. Ich stimme ihm zu. Aber wenn ich Ruiz bewegen kann, mir zuzuhören, kann ich ihn vielleicht auch davon überzeugen, Bobby noch einmal unter die Lupe zu nehmen.

»Ich möchte, dass festgehalten wird, dass ich dir davon abgeraten habe.«

»Keine Angst, Simon. Niemand wird dir die Schuld geben.«

Ruiz wartet auf mich. Er starrt eine Zigarette an, die im Aschenbecher herunterbrennt. Die graue Asche bildet einen schiefen Turm, der beim leisesten Atemzug einstürzen wird.

»Ich dachte, Sie haben aufgehört.«

»Hab ich auch. Ich sehe nur gern zu.«

Die Asche fällt in sich zusammen und Ruiz schiebt den Aschenbecher beiseite. Er nickt.

Nur mit uns beiden wirkt der Raum so viel größer. Ruiz schiebt seinen Stuhl zurück und legt die Füße auf den Tisch. Die Sohlen seiner robusten schwarzen Schuhe sind abgelaufen, und über einem Socken zeichnet sich auf der weißen Haut seines Knöchels ein Streifen schwarzer Schuhcreme ab.

»Wir sind mit Ihrem Foto in jedes Weinlokal und jede Kneipe am Leicester Square und Charing Cross gegangen«, sagt er. »Nicht eine Kellnerin oder ein Barkeeper kann sich an Sie erinnern. «

»Man vergisst mich halt leicht.«

»Heute Abend gehen wir wieder aus. Vielleicht können wir irgendjemandes Gedächtnis auf die Sprünge helfen, aber irgendwie glaube ich das nicht. Ich glaube nicht, dass Sie auch nur in der Nähe des West End waren.«

Ich antworte nicht.

»Wir haben Ihr Foto auch den Angestellten und Stammgästen des Grand Union Hotel gezeigt. Niemand kann sich erinnern, Sie dort gesehen zu haben. An Catherine konnten sie sich gut erinnern. Laut Angaben einiger der Männer war sie sehr nett angezogen. Einer wollte sie sogar auf einen Drink einladen, aber sie hat gesagt, sie würde auf jemand anderen warten. Waren Sie das?«

»Nein.«

»Wer war es dann?«

»Ich glaube nach wie vor, dass es Bobby Moran war.« Ruiz stößt ein leises Knurren aus, das sich zu einem bellenden Husten auswächst. »Sie geben nicht so leicht auf, was?«

»Catherine ist nicht am Abend ihres Verschwindens gestorben. Ihre Leiche wurde erst elf Tage später entdeckt. Wer immer sie gefoltert hat, hat lange gebraucht, um ihren Willen zu brechen – möglicherweise Tage. Bobby könnte es getan haben.«

»Nichts weist auf ihn.«

»Ich glaube, er kannte sie.«

Ruiz lacht spöttisch. »Das ist der Unterschied zwischen dem, was Sie machen, und dem, was ich mache. Sie gründen Ihre Schlüsse auf Gauß'sche Kurven und empirische Modelle. Eine Rührstory über eine miese Kindheit, und Sie sind bereit, jemanden für zehn Jahre in Therapie zu schicken. Ich habe es mit Fakten zu tun, und im Augenblick weisen die alle auf Sie.«

»Was ist mit Intuition? Instinkt? Ich dachte, das würden Detectives ständig einsetzen.«

»Nicht, wenn ich aus Kostengründen jede Beschattung einzeln beantragen muss.«

Wir sitzen schweigend und versuchen, die Kluft zwischen uns abzuschätzen. »Ich habe gestern mit Ihrer Frau gesprochen. Laut ihrer Aussage waren Sie in letzter Zeit ein wenig ›distanziert‹. Sie haben vorgeschlagen, dass Ihre Familie eine Reise macht... nach Amerika. Es kam für sie ganz plötzlich, und sie konnte sich nicht erklären, warum.«

»Das hatte nichts mit Catherine zu tun. Ich wollte mehr von der Welt sehen.«

»Bevor es zu spät ist. Erzählen Sie mir von dem Parkinson«, fährt er sanfter fort. »Muss einen ziemlich umhauen, eine solche Nachricht zu bekommen – vor allem wenn man eine gut aussehende Frau, eine junge Tochter und eine erfolgreiche Karriere hat. Wie viele Jahre werden Sie verlieren? Zehn? Zwanzig? «

»Ich weiß es nicht.«

»Ich schätze, eine solche Nachricht kann einen ziemlich sauer auf die Welt machen. Sie haben doch mit Krebspatienten gearbeitet. Sagen Sie es mir – sind die verbittert und fühlen sich betrogen?«

»Einige schon.«

»Ich wette, einige würden gern die ganze Welt in Schutt und Asche legen. Ich meine, warum sollen sie all das Pech allein ertragen. Was macht man in einer solchen Lage? Tritt man leise ab oder wütet man dagegen an, dass das Licht ausgeht? Man könnte alte Rechnungen begleichen oder etwas wieder gutmachen. Gegen ein bisschen Selbstjustiz ist doch nichts einzuwenden, wenn es sonst keine Gerechtigkeit gibt.«

Ich möchte lachen über seinen unbeholfenen Versuch einer Psychoanalyse. »Ist es das, was Sie tun würden, Inspector?« Ruiz braucht eine Weile, bis er merkt, dass ich jetzt ihn mustere.

»Glauben Sie, dass Sie zum Richter in eigener Sache werden könnten?«

Zweifel trüben seinen Blick, doch er verdrängt sie. Er möchte das Thema wechseln, doch ich möchte ihm alles über Menschen mit tödlichen oder unheilbaren Krankheiten erklären. Ja, einige möchten gegen das Gefühl von Frustration und Hilflosigkeit anrennen. Doch Wut und Verbitterung verblassen schnell. Anstatt in Selbstmitleid zu versinken, trotzen sie den zornigen widrigen Winden und schauen nach vorn. Und sie beschließen, jeden Moment zu genießen, den sie noch übrig haben, sie wollen das Mark aus dem Knochen des Lebens saugen, bis es über ihr Kinn tropft.

Ruiz lässt seine Füße auf den Boden gleiten, legt beide Hände flach auf den Tisch und stemmt sich von seinem Stuhl hoch. Er spricht weiter, ohne mich anzusehen: »Ich will, dass Sie wegen Mord angeklagt werden, doch der leitende Staatsanwalt sagt, dass ich nicht genug Beweise habe. Er hat Recht, aber ich auch. Ich werde weitersuchen, bis wir noch mehr finden. Es ist nur eine Frage der Zeit.« Sein Blick scheint auf etwas in großer Ferne gerichtet.

»Sie mögen mich nicht, oder?«, frage ich.

»Nicht besonders.«

»Warum?«

»Weil Sie mich für einen tumben, unflätigen Trottel halten, der keine Bücher liest und glaubt, die Relativitätstheorie hätte etwas mit Inzucht zu tun.«

»Das ist nicht wahr.«

Er zuckt die Schultern und greift nach der Klinke.

»Wie viel von all dem ist persönlich?«, frage ich.

Seine Antwort dringt polternd durch die zufallende Tür. »Bilden Sie sich bloß nichts ein.«

Dieselbe Wachtmeisterin, die mich in den letzten achtundvierzig Stunden begleitet hat, überreicht mir meinen Tennisschläger und ein Päckchen, das meine Uhr, meine Brieftasche, meinen Ehering und meine Schnürsenkel enthält. Ich muss mein Geld inklusive der losen Münzen nachzählen und den Empfang quittieren.

Die Uhr an der Wand sagt, es ist 21.45 Uhr. Welcher Tag? Mittwoch. Noch sieben Tage bis Weihnachten. Auf dem Tresen steht ein kleiner silberner Baum, der mit Lametta und einem wackeligen Stern geschmückt ist. Dahinter hängt ein Spruchband an der Wand, auf dem steht: »Allen Menschen Friede und Wohlgefallen.«

Die Polizistin bietet an, mir ein Taxi zu bestellen. Ich warte im Empfangsbereich, bis der Fahrer draußen hupt. Ich bin müde, schmutzig und stinke nach abgestandenem Schweiß. Ich sollte nach Hause fahren, doch als ich auf die Rückbank des Taxis gleite, verlässt mich der Mut. Ich möchte dem Fahrer sagen, dass er in die andere Richtung fahren soll. Ich will Julianne nicht gegenübertreten. Bei ihr wird Wortklauberei nichts helfen, sondern nur die reine Wahrheit. Ich habe nie jemanden so sehr geliebt wie sie – nicht bis Charlie kam. Es gibt keine Rechtfertigung, sie zu betrügen. Ich weiß, was die Leute sagen werden. Sie werden es eine klassische Midlife-Crisis nennen. Ich bin vierzig geworden, habe meine eigene Sterblichkeit gespürt und einen One-Night-Stand gehabt. Vielleicht werden sie es auch dem Selbstmitleid zuschreiben. An demselben Tag, an dem ich von meiner fortschreitenden neurologischen Erkrankung erfahren habe, schlafte ich mit einer anderen Frau – um meinen Anteil an Sex und Abenteuer abzubekommen, bevor mein Körper kollabiert.

Ich habe keine Entschuldigung für das, was passiert ist. Es war kein Unfall oder ein Moment des Wahnsinns. Es war ein Fehler. Es war Sex, Tränen, Samen und jemand anderes als Julianne. Jock hatte mir gerade die schlechte Nachricht verkündet. Unfähig, mich zu rühren, saß ich in seiner Praxis, umgehauen von der Wucht seiner Worte.

Jock hat mich auf einen Drink eingeladen, doch ich habe abgelehnt. Ich brauchte frische Luft. In den nächsten paar Stunden bin ich im West End herumgelaufen, in ein paar Kneipen eingekehrt und habe versucht, mich zu fühlen, als wäre ich bloß ein weiterer Mensch, der ein paar Gläser trinkt, um runterzukommen.

Zuerst dachte ich, dass ich allein sein wollte. Dann wurde mir klar, dass ich unbedingt jemanden brauchte, mit dem ich reden konnte. Jemanden, der nicht Teil meines perfekten Lebens war; jemand, der weder Julianne noch Charlie noch sonst einen meiner Verwandten und Freunde kannte. So bin ich vor Elisas Tür gelandet. Es war kein Zufall. Ich habe sie ausgesucht.

Anfangs haben wir bloß geredet. Wir haben stundenlang geredet. (Julianne wird wahrscheinlich sagen, dass das meine Untreue noch schlimmer macht, weil es mehr war als bloß unstillbare männliche Lust.) Worüber haben wir geredet? Kindheitserinnerungen. Unsere schönsten Ferien. Besondere Lieder. Oder auch nichts von all dem. Die Worte waren nicht wichtig. Elisa wusste, dass mich irgendwas quälte, fragte jedoch nicht danach. Sie wusste, dass ich es ihr entweder sagen würde oder nicht. Ihr war es egal.

An das, was dann geschah, kann ich mich kaum erinnern. Wir haben uns geküsst. Elisa zog mich auf sich. Ihre Fersen gruben sich in meinen Rücken. Sie bewegte sich so langsam, als sie mich in sich aufnahm. Ich stöhnte, als ich kam, und der Schmerz leckte aus mir heraus.

Ich blieb über Nacht. Beim zweiten Mal nahm *ich* sie. Ich drückte Elisa nach unten und drang heftig in sie ein, sodass ihre Hüften bebten und ihre Brüste zitterten. Als es vorbei war, lagen weiße Papiertaschentücher voller Sperma auf dem Boden wie gefallene Blätter.

Das Seltsame ist, dass ich erwartet hatte, von Schuld oder Zweifeln zerfressen zu werden. Die Idee, dass ich mich ganz normal fühlen könnte, kam mir nicht. Ich war überzeugt, dass Julianne

mich auf der Stelle durchschauen würde. Sie würde es nicht an meinen Kleidern riechen oder Lippenstift an meinem Hemdkragen entdecken müssen. Sie würde es einfach intuitiv wissen, so wie sie alles andere über mich wusste.

Ich habe mich selbst nie als einen Menschen betrachtet, der Risiken eingeht oder einen Kitzel dabei empfindet, am Rande des Abgrunds zu leben. An der Universität hatte ich durchaus One-Night-Stands, bevor ich Julianne kennen lernte. Damals war das völlig normal. Jock hatte Recht – die linken Mädchen waren leichter flachzulegen. Aber dies war anders.

Der Taxifahrer ist froh, mich los zu sein. Auf dem Weg zur Tür bleibe ich stehen und starre auf mein Haus. Nur aus dem Küchenfenster schimmert ein Licht.

Mein Schlüssel gleitet ins Schloss. Als ich eintrete, sehe ich Juliannes Silhouette vor einem Rechteck aus Licht am Ende des Flures. Sie steht in der Küchentür.

»Warum hast du mich nicht angerufen? Ich hätte dich abgeholt ...«

»Ich wollte nicht, dass Charlie zur Polizeiwache kommt.«

Ich kann ihren Gesichtsausdruck nicht erkennen. Ihre Stimme klingt okay. Ich lege meine Tennissachen ab und gehe auf sie zu. Ihr kurzes Haar ist zerzaust, und ihre Augen sind vom Schlafmangel verquollen. Als ich meinen Arm um sie legen will, entzieht sie sich. Sie kann es kaum ertragen, mich anzusehen.

Es geht nicht nur um eine Lüge. Ich habe Polizisten in ihr Haus gebracht, die Schränke geöffnet, unter Betten nachgesehen und ihre persönlichen Dinge durchsucht haben. Unsere Nachbarn haben mich in Handschellen gesehen. Unser Garten ist umgegraben worden. Detectives haben sie zu unserem Sexleben befragt. Sie hat in der Hoffnung, mich zu sehen, stundenlang auf einer Polizeiwache gesessen, um dann abgewiesen zu werden – nicht von den Behörden, sondern von mir. All das und kein Anruf, keine Nachricht, die ihr helfen könnte zu verstehen.

Ich blicke zum Küchentisch und sehe einen Haufen verstreuter aufgeschlagener Zeitungen, die alle eine Geschichte bringen. »Psychologe im Mordfall Catherine McBride verhaftet«, lautet eine Schlagzeile, »Promi-Psychologe festgenommen« eine andere. Daneben Fotos, wie ich mit Simons Mantel über dem Kopf auf der Rückbank eines Polizeiwagens sitze. Ich sehe schuldig aus. Aber wenn man einen Mantel über ihren Kopf breiten würde, würde auch Mutter Teresa schuldig *aussehen*. Warum tun Verdächtige das? Bestimmt wäre es besser, zu lächeln und zu winken.

Ich lasse mich auf einen Stuhl sinken und blättere die Artikel durch. Eine Zeitung hat eine mit Teleobjektiv gemachte Aufnahme von mir und dem an meinen Körper gegurteten Malcolm auf dem Dach des Marsden Hospital neben das Foto mit dem Mantel über meinem Kopf gestellt.

Meine im Schoß liegenden Hände sind mit Handschellen gefesselt. Die Botschaft ist klar – vom Helden zum Verbrecher.

Julianne setzt den elektrischen Wasserkessel auf und nimmt zwei Becher aus dem Schrank. Sie trägt dunkle Leggins und einen zu großen Pullover, den ich ihr in Camden Market gekauft habe. Ich habe ihr gesagt, er wäre für mich, aber ich wusste, was geschehen würde. Sie lehnt sich immer meine Pullover aus. Sie sagt, sie mag ihren Geruch.

»Wo ist Charlie?«

»Sie schläft. Es ist fast elf.«

Als das Wasser kocht, gießt sie die Becher voll und schwenkt die Teebeutel. Ich rieche Pfefferminz. Julianne hat ein ganzes Regal voller verschiedener Kräutertees. Sie setzt sich mir gegenüber und sieht mich ausdruckslos an. Mit einer kleinen Drehung ihrer Handgelenke breitet sie ihre Hände vor mir aus und sagt mit dieser winzigen Bewegung, dass sie auf meine Erklärung wartet.

Ich möchte sagen, dass alles ein Missverständnis ist, aber ich fürchte, das würde banal klingen. Stattdessen halte ich mich an die Geschichte oder was ich davon weiß. Dass Ruiz denkt, ich hätte

etwas mit Catherines Ermordung zu tun, weil mein Name in ihrem Kalender stand, den sie aus dem Grand Union Canal gefischt haben, und dass Catherine zu einem Bewerbungsgespräch als meine Sekretärin nach London gekommen war, ohne dass ich eine Ahnung davon hatte. Meena hatte die engere Auswahl zusammengestellt. Catherine musste die Anzeige gesehen haben. Julianne ist mir einen Schritt voraus. »Das kann nicht der einzige Grund sein, weshalb sie dich verhaftet haben.«

»Nein. Ihre Telefonunterlagen belegen, dass sie am Abend ihrer Ermordung in meiner Praxis angerufen hat.«

»Hast du mit ihr gesprochen?«

»Nein. Ich hatte einen Termin bei Jock. Das war der Tag, an dem er mir gesagt hat ... aber das weißt du ja.«

»Wer hat den Anruf entgegengenommen?«

»Keine Ahnung. Meena ist früher nach Hause gegangen.«

Ich weiche ihrem Blick aus und schlage die Augen nieder. »Sie haben die Beschwerde wegen sexuellen Missbrauchs ausgegraben. Sie denken, ich hätte eine Affäre mit ihr gehabt – und dass sie gedroht hat, meine Karriere und unsere Ehe zu zerstören.«

»Aber sie hat die Anschuldigung doch zurückgezogen.«

»Ich weiß, aber du verstehst doch, wie es aussieht.«

Julianne schiebt ihren Becher in die Mitte des Tisches und steht von ihrem Stuhl auf. Ich spüre, wie ich mich entspanne, weil ihr Blick nicht auf mich gerichtet ist. Auch ohne sie anzusehen, weiß ich genau, wo sie ist – sie steht an der Tür zum Garten und starrt durch ihr Spiegelbild auf den Mann am Tisch, den sie zu kennen glaubte.

»Du hast mir erzählt, du wärst mit Jock zusammen gewesen. Du hast gesagt, ihr würdet euch betrinken. Ich wusste, dass du gelogen hast. Ich wusste es die ganze Zeit.«

»Ich habe mich betrunken, aber nicht mit Jock.«

»Mit wem warst du zusammen?« Die Frage ist kurz, präzise und auf den Punkt. Und so ist Julianne – spontan und direkt, jeder ihrer Kommunikationskanäle ein breiter Strom.

»Ich habe die Nacht mit Elisa Velasco verbracht.«

»Hast du mit ihr geschlafen?«

»Ja.«

»Du hattest Sex mit einer Prostituierten.«

»Sie ist keine Prostituierte mehr.«

»Hast du ein Kondom benutzt?«

»Hör mal, Julianne. Sie ist schon seit Jahren keine Prostituierte mehr.«

»HAST... DU... EIN... KONDOM... BENUTZT?« Sie artikuliert jedes Wort klar und deutlich. Sie steht neben meinem Stuhl, in ihren Augen schimmern Tränen.

»Nein.«

In ihrer Ohrfeige liegt die ganze Kraft ihres Körpers. Ich drehe mich zur Seite und fasse meine Wange. Ich schmecke Blut im Mund und höre ein schrilles Klingeln.

Julianne legt ihre Hand auf meinen Oberschenkel. »Habe ich zu fest zugeschlagen?«, fragt sie leise. »Ich bin so was nicht gewöhnt.«

»Alles okay, versichere ich ihr.

Sie schlägt mich erneut, diesmal noch härter. Ich lande auf den Knien und starre auf die polierten Bodendielen.

»Du egoistischer, dummer, feiger, falscher, verlogener Dreckskerl!« Sie schüttelt ihre schmerzende Hand.

Ich bin jetzt ein unbewegliches Ziel. Mit ihrer unversehrten Faust trommelt sie auf meinen Rücken ein und kreischt: »Eine Prostituierte! Ohne Kondom! Und dann bist du nach Hause

gekommen und hast mich gefickt!«

»Nein! Bitte! Du verstehst nicht – «

»Verschwinde! Du bist in diesem Haus unerwünscht! Du wirst mich *nicht* sehen. Und du wirst auch Charlie *nicht* sehen. «

Ich hocke auf dem Boden und fühle mich elend und erbärmlich. Sie dreht sich um und geht durch den Flur ins Wohnzimmer. Ich rappele mich hoch und folge ihr, weil ich verzweifelt auf ein Zeichen hoffe, dass dies nicht das Ende ist.

Ich finde sie mit einer Gartenschere in der Hand vor dem Weihnachtsbaum kniend. Sie hat das obere Drittel des Baumes sauber gekappt, sodass er jetzt aussieht wie ein überdimensionierter Lampenschirm.

»Es tut mir so Leid.«

Sie antwortet nicht.

»Bitte hör mir zu.«

»Warum? Was willst du mir sagen? Dass du mich liebst? Dass sie nichts bedeutet? Dass du sie *gebumst* und mich dann *geliebt* hast?«

Das ist das Problem bei Diskussionen mit Julianne. Sie lässt so viele Beschuldigungen gleichzeitig los, dass keine einzelne Antwort sie alle gemeinsam entkräftet. Und sobald man versucht, die Fragen zu unterteilen, feuert sie eine neue Salve ab.

Sie weint jetzt richtig. Ihre Tränen glitzern im Schein der Lampe wie eine über ihre Wangen gehängte Perlenkette.

»Ich habe einen Fehler gemacht. Als Jock mir das mit dem Parkinson gesagt hat, kam es mir vor wie ein Todesurteil. Alles würde sich ändern – all unsere Pläne. Die Zukunft... ich weiß, dass ich das Gegenteil behauptet habe. Aber es stimmt nicht. Warum bekomme ich erst dieses Leben und dann diese Krankheit? Warum erst die Freude und Schönheit von dir und von Charlie, um sie mir dann zu entreißen? Es ist, als würde man jemandem einen Blick darauf erlauben, wie das Leben sein könnte, um ihm im nächsten Moment zu erklären, dass es nie passieren wird.«

Ich knei neben ihr, sodass sich unsere Knie beinahe berühren.

»Ich wusste nicht, wie ich es dir sagen sollte. Ich brauchte Zeit zum Nachdenken. Ich konnte nicht mit meinen Eltern oder Freunden reden, denen ich nur Leid tun würde, die mir Kopf-hoch-Reden halten und tapfer lächeln würden. Deswegen bin ich zu Elisa gegangen. Sie ist eine Fremde, aber auch eine Freundin. In ihr steckt viel Gutes.«

Julianne wischt sich mit dem Pulloverärmel die Tränen ab und starrt in den Kamin.

»Ich hatte nicht vor, mit ihr zu schlafen. Es ist einfach passiert. Ich wünschte, ich könnte das ändern. Wir haben keine Affäre. Es war eine Nacht.«

»Was ist mit Catherine McBride? Hast du mit ihr geschlafen? «

»Nein.«

»Und warum hat sie sich dann als deine Sekretärin beworben? Wie kommt sie darauf, dass du ihr nach allem, was sie uns angetan hat, einen Job geben würdest?«

»Ich weiß es nicht.«

Julianne betrachtet ihre verletzte Hand und dann meine Wange.

»Was willst du, Joe? Willst du frei sein? Ist es das? Willst du dich dem alleine stellen?«

»Ich möchte dich und Charlie nicht mit mir runterziehen.«

Wütend über meinen sentimental Ton ballt sie die Fäuste.

»Warum bist du dir deiner immer so verdammt sicher? Warum kannst du nicht zugeben, dass du Hilfe brauchst? Ich weiß, dass du krank bist. Ich weiß, dass du müde bist. Aber ich habe eine Neuigkeit für dich: Damit stehst du nicht alleine. Ich habe es gründlich satt, an den Rand und beiseite gedrängt zu werden. Und jetzt möchte ich, dass du gehst.«

»Aber ich liebe dich.«

»Geh.«

»Was ist mit uns? Was ist mit Charlie?«

Sie wirft mir einen festen kalten Blick zu. »Vielleicht liebe ich dich noch, Joe, aber im Moment kann ich dich nicht ausstehen. «

Nachdem es vorbei ist – das Packen, das Verlassen des Hauses und die Taxifahrt zu Jock –, komme ich mir vor wie an meinem ersten Tag im Internat. Allein gelassen. Eine einzelne Erinnerung fällt mir ein, mit all dem Licht und Schatten der Realität: Ich stehe auf der Eingangstreppe von Charterhouse, mein Vater umarmt mich und spürt das unterdrückte Schluchzen in meiner Brust. »Nicht vor deiner Mutter«, flüstert er.

Dann wendet er sich ab und sagt zu meiner Mutter: »Nicht vor dem Jungen«, während sie sich die Augen abtupft.

Jock besteht darauf, dass ich mich besser fühlen werde, wenn ich mich rasiert, geduscht und anständig gegessen habe. Er bestellt bei einem Inder, doch ich bin schon auf dem Sofa eingeschlafen, bevor das Essen kommt. Er isst alleine.

Im scheckigen Halbdunkel, das durch die Jalousien fällt, sehe ich Aluminiumschalen mit gelben und orangefarbenen Saucenflecken am Rand, die sich neben dem Waschbecken stapeln. Die Fernbedienung des Fernsehers drückt mir ins Kreuz, die Programmzeitschrift klemmt unter meinem Kopf. Ich weiß nicht, wie ich es überhaupt geschafft habe zu schlafen.

Meine Gedanken kehren immer wieder zurück zu Julianne und dem Blick, den sie mir zugeworfen hat. Er ging weit über bloße Enttäuschung hinaus. Auch Traurigkeit ist als Wort nicht groß genug. Es war, als ob etwas in ihr gefroren wäre. Wir streiten nur sehr selten. Julianne kann mit Gefühl und Leidenschaft diskutieren. Wenn ich versuche, zu schlau zu sein, oder unsensibel werde, wirft sie mir Arroganz vor, und ich sehe die Verletzung in ihrem Blick. Dieses Mal habe ich nur Leere gesehen. Eine endlose, windgepeitschte Landschaft, bei deren Durchquerung ein Mann sterben könnte.

Jock ist schon wach, ich höre ihn unter der Dusche singen. Ich versuche, meine Füße auf den Boden zu setzen, doch nichts geschieht. Einen flüchtigen Moment habe ich Angst, gelähmt zu sein. Dann merke ich, dass ich das Gewicht der Decke spüre. Ich konzentriere mich, und meine Beine reagieren widerwillig.

Die Bradykinese wird deutlicher. Stress ist ein Faktor bei Parkinson. Ich soll viel schlafen, regelmäßig Sport treiben und versuchen, mir keine Sorgen zu machen. Ja, klar!

Jock lebt in einem Häuserblock mit Blick auf Hampstead Heath. Im Erdgeschoss gibt es einen Portier, der einen Schirm hält, wenn es regnet. Er trägt eine Uniform und nennt die Leute »Madam« und »Sir«. Früher gehörten Jock und seiner Frau das ganze oberste Stockwerk, aber seit der Scheidung kann er sich nur noch eine Zwei-Zimmer-Wohnung leisten. Außerdem musste er seine Harley verkaufen und ihr das Haus in den Cotswolds überlassen. Jedes Mal wenn er einen teuren Sportwagen sieht, behauptet er, dass er Natasha gehört.

»Rückblickend sind es nicht die Exfrauen, die mir Angst machen, es sind die Schwiegermütter«, sagt er. Seit seiner Scheidung ist er zu einer Art streunender Essensgast geworden, wie Jeffrey Bernard sagen würde, der von außen hereinschaut und eine Fliege an der Wand anderer Leute Ehen ist.

Jocks und meine Beziehung reicht viel weiter zurück als bis zu unserer Studienzeit. Derselbe Gynäkologe hat uns im selben Krankenhaus am gleichen Tag nur acht Minuten nacheinander zur Welt gebracht. Das war am 18. August 1960 im Queen Charlotte's Maternity Hospital in Hammersmith. Unsere Mütter haben denselben Kreißsaal benutzt, und der Gynäkologe musste zwischen den Vorhängen hin und her hetzen.

Ich kam zuerst. Jock hatte einen derart großen Kopf, dass er stecken blieb und mit einer Geburtszange geholt werden musste. Hin und wieder macht er noch heute Witze darüber, dass er als Zweiter gekommen ist und seither versucht aufzuholen. Aber in Wirklichkeit ist Wettbewerb für ihn nie ein Witz. Wahrscheinlich lagen wir in benachbarten Betten. Vielleicht haben wir uns

angesehen und gegenseitig wach gehalten.

Es sagt viel über die Verschiedenheit individueller Erfahrung, dass wir unser Leben nur Minuten nacheinander begannen, uns aber erst neunzehn Jahre später wieder trafen. Julianne sagt, dass uns das Schicksal zusammengeführt hat. Vielleicht hat sie Recht. Abgesehen davon, dass uns derselbe Arzt an den Füßen hochgehalten und einen Klaps auf den Hintern gegeben hatte, hatten wir wenig gemeinsam. Ich kann nicht erklären, warum Jock und ich Freunde geworden sind. Was hatte ich in die Partnerschaft einzubringen? Er war eine große Nummer auf dem Campus, immer zu den besten Partys eingeladen und stets mit den hübschesten Mädchen flirtend. Meine Dividende war offensichtlich. Aber was bekam er zurück? Vielleicht meinen die Leute das, wenn sie sagen, dass es zwischen Menschen einfach funk.

Politisch und bisweilen auch moralisch haben sich unsere Wege schon vor langer Zeit getrennt, aber unsere Geschichte können wir nicht abschütteln. Er war Trauzeuge bei meiner Hochzeit und ich bei seiner. Wir haben Schlüssel für die Häuser des anderen und Kopien unserer Testamente. Geteilte Erfahrung schmiedet einen zusammen, aber es ist nicht nur das.

Denn bei all seiner reaktionären Empörung ist Jock im Grunde ein großer Softie, der mehr Geld für wohltätige Zwecke gespendet hat, als er einer seiner beiden Exfrauen nach der Scheidung geben musste. Jedes Jahr organisiert er eine Benefiz-Gala für Great Ormond Street, und er hat seit fünfzehn Jahren keinen London-Marathon mehr verpasst. Im letzten Jahr hat er ein Krankenhausbett mit einem Haufen »unartiger« Krankenschwestern in Strapsen durch die Straßen geschoben und sah aus wie Benny Hill und nicht wie Dr. Kildane.

Jock kommt mit einem Handtuch um die Hüften aus dem Bad und tappt barfuß in die Küche. Ich höre, wie die Kühlschranktür geöffnet und wieder geschlossen wird. Er halbiert Orangen und startet eine großküchengeeignete Saftpresse. Die Küche ist voller Geräte. Er hat eine Maschine, um den Kaffee zu mahlen, eine andere, um ihn zu sieben, und eine Kaffeemaschine, die aussieht wie eine Kanonenkugel. Er kann auf ein Dutzend verschiedene Arten Waffeln, Muffins, Pfannkuchen und Eier machen.

Ich gehe ins Bad. Der Spiegel ist beschlagen. Mit einem Handtuchzipfel wische ich einen Kreis so groß wie mein Gesicht. Ich sehe erschöpft aus. Die Highlights des Fernsehprogramms vom Mittwochabend sind in Spiegelschrift auf meine Wange gedruckt. Ich reibe sie mit einem Waschlappen ab.

Auf der Fensterbank stehen weitere Geräte, darunter ein batteriebetriebener Nasentrimmer, der klingt wie eine in einer Flasche gefangene, durchgedrehte Biene. Daneben ein Dutzend verschiedener Shampoos. Das erinnert mich an zu Hause. Ich ziehe Julianne immer mit all ihren »Salben und Ölen« auf, die jeden Quadratzentimeter unseres Badezimmers einnehmen. Inmitten all der Kosmetika habe ich irgendwo einen Einwegrasierer, Rasierschaum und einen Deo-Stick. Ihre Bergung würde jedoch die Gefahr eines Domino-Effekts mit sich bringen, durch den jedes Fläschchen im Bad umkippen könnte.

Jock reicht mir ein Glas Orangensaft und wir sitzen schweigend da und starren auf die Kaffeemaschine.

»Ich könnte sie für dich anrufen«, schlägt er vor.

Ich schüttle den Kopf.

»Ich könnte ihr erzählen, dass du hier niedergeschlagen rumhängst ... nutzlos ... verloren... verzweifelt ...«

»Das würde nichts ändern.«

Er fragt nach unserem Streit. Er will wissen, was sie so aufgeregt hat. Die Verhaftung, die Schlagzeilen oder die Tatsache, dass ich sie angelogen habe?

»Das Lügen.«

»Das dachte ich mir.«

Er bedrängt mich und will weitere Einzelheiten hören. Eigentlich möchte ich nicht dorthin zurück, aber während mein Kaffee kalt wird, kommt die Geschichte doch heraus. Vielleicht kann Jock mir helfen, einen Sinn in dem Ganzen zu erkennen.

Als ich ihm von Catherines Leiche im Leichenschauhaus erzählen will, fällt mir plötzlich ein, dass er sie gekannt haben könnte. Er kannte sehr viel mehr Schwestern am Marsden Hospital als ich.

»Ja, das habe ich auch gedacht«, sagt er, »aber das Foto, das sie in der Zeitung abgedruckt haben, hat keinerlei Erinnerungen ausgelöst. Die Polizei wollte wissen, ob du in der Nacht ihres Todes bei mir warst«, fügt er hinzu.

»Das tut mir Leid.«

»Wo warst du?«

Ich zucke die Achseln.

»Dann *stimmst* es also. Du hast was nebenbei laufen.«

»So ist es nicht.«

»So ist es nie, alter Junge.«

Jock verfällt in eine Schuljungenmentalität und will alle »schmutzigen Details« wissen, aber ich spiele nicht mit, was ihn knurrig macht.

»Und warum konntest du der Polizei nicht erzählen, wo du warst?«

»Ich würde es lieber nicht sagen.«

Ein Hauch von Frustration huscht über sein Gesicht, aber er bedrängt mich nicht weiter.

Stattdessen wechselt er die Taktik und tadeln mich dafür, dass ich es ihm nicht früher erzählt habe. Wenn ich wollte, dass er mir ein Alibi liefert, hätte ich es ihm zumindest sagen können.

»Was, wenn Julianne mich gefragt hätte? Ich hätte dich auffliegen lassen können. Und ich hätte der Polizei sagen können, dass du mit mir zusammen warst, anstatt dich in die Scheiße zu reißen.«

»Du hast die Wahrheit gesagt.«

»Ich hätte für dich gelogen.«

»Was wenn ich sie *wirklich* umgebracht hätte?«

»Ich hätte trotzdem für dich gelogen. Du würdest dasselbe für mich tun.«

Ich schüttle den Kopf. »Ich würde nicht für dich lügen, wenn ich denken würde, dass du jemanden getötet hättest.«

Unsere Blicke treffen sich, und wir sehen uns wortlos an. Dann lacht er achselzuckend. »Das werden wir wohl nie erfahren. «

Als ich auf dem Weg in meine Praxis durch die Lobby komme, spüre ich, wie die Sicherheitsleute und die Empfangssekretärin mich anstarren. Ich nehme den Fahrstuhl nach oben, wo ich Meena an ihrem Schreibtisch und ein leeres Wartezimmer vorfinde.

»Wo sind alle?«

»Sie haben abgesagt.«

»Alle?«

Ich beuge mich über ihren Schreibtisch und blicke in den Terminplan für den heutigen Tag. Alle Namen sind rot durchgestrichen. Bis auf Bobby Moran.

Meena redet immer noch. »Mr. Lilleys Mutter ist gestorben. Hannah Barrymore hat die Grippe. Zoe muss auf die Kinder ihrer Schwester aufpassen ...« Ich weiß, dass sie sich Mühe gibt, damit ich mich besser fühle.

Ich zeige auf Bobbys Namen und erkläre ihr, dass sie ihn durchstreichen soll.

»Er hat nicht angerufen.«

»Glauben Sie mir.«

Trotz Meenas eifriger Anstrengungen aufzuräumen ist meine Praxis nach wie vor ein Chaos. Überall sieht man Spuren der polizeilichen Durchsuchung bis hin zu dem feinen Grafitpuder, mit dem man Fingerabdrücke nachweist.

»Sie haben keine Ihrer Akten mitgenommen, aber einige waren durcheinander.«

Ich sage ihr, dass sie sich keine Sorgen machen soll. Die Aufzeichnungen sind nicht mehr wichtig, wenn ich keine Patienten mehr habe. Sie steht in der Tür und versucht, etwas Positives zu sagen. »Habe ich Sie in Schwierigkeiten gebracht?«

»Wie meinen Sie das?«

»Das Mädchen, das sich um den Job beworben hat ... das ermordet wurde... hätte ich da anders verfahren sollen?«

»Auf gar keinen Fall.«

»Kannten Sie sie?«

»Ja.«

»Herzliches Beileid.«

Das ist das erste Mal, dass jemand die Tatsache anerkennt, dass Catherine Tod mich traurig gemacht haben könnte. Alle anderen haben sich benommen, als sei es mir so oder so gleichgültig. Vielleicht denken sie, ich würde Trauer besonders gut verstehen oder könnte sie kontrollieren. Wenn dem so ist, irren sie. Was ich mache, ist Patienten kennen lernen. Ich erfahre etwas über ihre tiefsten Ängste und Geheimnisse. Aus einer professionellen Beziehung wird eine persönliche. Es geht gar nicht anders.

Ich frage Meena nach Catherine. Wie klang sie am Telefon? Hat sie nach mir gefragt? Die Polizei hat ihre Briefe und die Bewerbung mitgenommen, aber Meena hat eine Kopie ihres Lebenslaufes behalten.

Sie holt sie für mich, und ich überfliege das Anschreiben. Das Problem mit Lebensläufen ist, dass sie einem praktisch nichts Relevantes über einen Menschen sagen. Schulen, Examen, Ergebnisse, Zusatzausbildungen, Berufserfahrung – nichts davon enthüllt etwas über die individuelle Persönlichkeit und das Temperament eines Bewerbers. Es ist, als wollte man eine Person nach ihrer Größe oder Haarfarbe beurteilen.

Bevor ich zu Ende gelesen habe, klingelt das Telefon im Büro. In der Hoffnung, es könnte Julianne sein, nehme ich den Anruf entgegen, bevor Meena abnehmen und ihn durchstellen kann. Die Stimme am anderen Ende ist wie ein Sturm von der Windstärke zehn. Zum Auftakt lässt Eddie Barrett eine Reihe farbenprächtiger Beschimpfungen los. Besonders fantasievoll zeigt er

sich, als es um mögliche Verwendungen meiner Doktorurkunde im Falle akuten Toilettenpapiermangels geht.

»Hören Sie, Sie überqualifizierter Köpfeverdreher, ich melde Sie bei der britischen Psychologischen Gesellschaft, der Gesundheitsbehörde und dem staatlichen Register für Fachgutachter. Bobby Moran wird Sie wegen Verleumdung, Pflichtverletzung und allem verklagen, was er sonst noch finden kann. Sie sind eine Schande! Man sollte Ihnen die Zulassung entziehen! Und vor allem sind Sie ein Arschloch!«

Ich habe keine Zeit zu antworten. Jedes Mal wenn es sich anfühlt, als würde er eine Pause in seiner Schmährede einlegen, wütet er einfach weiter. Vielleicht gewinnt er so seine Fälle – er hält einfach nicht lange genug die Klappe, als dass sonst irgendjemand ein Wort dazwischen bekommen könnte.

In Wahrheit habe ich auch gar nichts zu meiner Verteidigung vorzubringen. Ich habe mehr professionelle Richtlinien und persönliche Moralvorstellungen missachtet, als ich aufzählen kann, aber ich würde es wieder tun. Bobby Moran ist ein Sadist und notorischer Lügner. Aber gleichzeitig empfinde ich ein schreckliches Gefühl des Verlustes. Indem ich das Vertrauen eines Patienten verraten habe, habe ich eine Tür geöffnet und über ihre Schwelle ein Land betreten, das eigentlich tabu ist. Jetzt warte ich darauf, dass mir die Tür in den Arsch knallt.

Eddie legt auf und ich starre das Telefon an. Dann drücke ich auf eine Kurzwahlnummer und höre Juliannes Stimme auf dem Anrufbeantworter. Mein Magen zieht sich zusammen. Ein Leben ohne sie erscheint mir unvorstellbar. Ich habe keine Ahnung, was ich sagen soll. Ich versuche, fröhlich zu klingen, weil ich mir denke, dass Charlie die Nachricht hören könnte. Am Ende klinge ich wie der Weihnachtsmann. Ich rufe noch einmal an und hinterlasse eine zweite Nachricht, die sich noch schlimmer anhört.

Ich gebe es auf und fange an, meine Unterlagen zu ordnen. Auf der Suche nach irgendetwas hinter den Schubladen Verborgenem hat die Polizei sämtliche Aktenschränke geleert. Als Fenwick den Kopf durch die Tür steckt, blicke ich auf.

»Hast du einen Augenblick, alter Junge?«

»Ja?«

»Schreckliche Geschichte das Ganze. Ich wollte bloß ›Kopf hoch‹ und so sagen. Lass dich von den Mistkerlen nicht fertig machen.«

»Das ist sehr nett von dir, Fenwick.«

Er tritt von einem Fuß auf den anderen. »Schreckliche Geschichte, wie gesagt. Wirklich ärgerlich. Ich bin sicher, du verstehst. Mit der ganzen negativen Presse und dergleichen ...« Er sieht zum Erbarmen aus.

»Was ist los, Fenwick?«

»Unter den gegebenen Umständen, alter Junge, hat Geraldine vorgeschlagen, dass es vielleicht besser wäre, wenn du nicht mein Trauzeuge bist. Was würden die anderen Gäste sagen? Tut mir furchtbar Leid. Ich hasse es zuzutreten, wenn jemand schon am Boden liegt.«

»Das ist schon in Ordnung. Viel Glück.«

»Prima. Also ... ähm ... dann lasse ich dich mal wieder allein. Wir sehen uns heute Nachmittag auf der Versammlung.«

»Welche Versammlung?«

»Oje, hat dir das noch niemand gesagt? So ein Ärger!« Sein Gesicht läuft dunkelrosa an.

»Nun, es ist eigentlich nicht meine Aufgabe ...«, murmelt er kopfschüttelnd. »Die Partner treffen sich um vier. Einige von uns – ich selber natürlich nicht – sind ein wenig besorgt über mögliche Auswirkungen des Ganzen auf die Praxis. Die negative Presse und dergleichen. Es ist nie gut, wenn die Polizei Räumlichkeiten durchsucht und Reporter Fragen stellen. Das verstehst du doch.«

»Selbstverständlich.« Ich lächele mit zusammengebissenen Zähnen. Fenwick hat bereits den Rückzug angetreten, und Meena wirft ihm einen Blick zu, der ihn endgültig die Flucht ergreifen lässt.

Es gibt keine wohlwollende Betrachtungsweise. Meine geschätzten Kollegen wollen über meinen Status als Partner der Praxisgemeinschaft diskutieren – um mich zu verbannen. Man wird auf meine Kündigung drängen. Man wird sich auf eine Sprachregelung einigen, und in einem Gespräch mit dem Leiter der Buchhaltung wird das Ganze ohne großes Theater abgewickelt. Von wegen!

Fenwick ist schon auf halbem Weg den Flur hinunter. »Sag ihnen, dass ich die Praxis verklage, wenn sie versuchen, mich rauszudrängen«, rufe ich ihm nach. »Ich kündige nicht!«

Meena wirft mir einen solidarischen Blick zu. Darin liegt jedoch noch etwas anderes, das man für Mitleid halten könnte. Ich bin es nicht gewohnt, den Leuten Leid zu tun.

»Ich denke, Sie sollten nach Hause gehen. Es ist sinnlos, hier zu bleiben«, erkläre ich ihr.

»Und wer beantwortet das Telefon?«

»Ich erwarte keine Anrufe.«

Es dauert zwanzig Minuten, bis Meena tatsächlich geht, nachdem sie den Schreibtisch aufgeräumt und mich verdrießlich angesehen hat, als würde sie irgendeinen Loyalitätskodex für Sekretärinnen verletzen. Als ich alleine bin, lasse ich die Jalousien herunter, schiebe die unsortierten Akten beiseite und lehne mich in meinem Stuhl zurück.

Welchen Spiegel habe ich zerbrochen? Welche schwarze Katze hat meinen Weg gekreuzt? Ich glaube nicht an Gott oder Schicksal oder Bestimmung. Vielleicht ist es das »Gesetz des Durchschnitts«. Vielleicht hat Elisa Recht. Mein Leben war zu leicht. Nachdem ich bisher bei fast jedem wichtigen Münzwurf gewonnen habe, ist mir nun das Glück ausgegangen.

Die alten Griechen sagten immer, dass die Glücksgöttin ein sehr hübsches Mädchen sei, das sich unter die Menschen auf der Straße mischte. Vielleicht war ihr Name Karma. Sie ist eine launische Geliebte, eine kluge Frau, eine Landstreicherin und Manchester United Fan. Früher war sie die meine.

Auf dem Weg nach Covent Garden regnet es. In dem Restaurant schüttle ich meinen Mantel aus und reiche ihn einer Kellnerin. Elisa kommt eine Viertelstunde später in einem schwarzen Mantel mit Pelzkragen. Darunter trägt sie ein dunkelblaues Top mit Spaghetti-Trägern und einen dazu passenden Minirock und dunkle Strümpfe mit Naht. Sie tupft sich das Gesicht mit einer Leinenserviette ab und fährt sich mit den Fingern durchs Haar.

»Ich vergesse jedes Mal, einen Regenschirm mitzunehmen.«

»Wieso?«

»Früher hatte ich einen mit geschnitztem Griff und einem Stilett im Stiel... für alle Fälle. Siehst du, wie gut du mich gelehrt hast.« Sie lacht und zieht ihre Lippen nach. Ich möchte ihre Zungespitze mit dem Finger berühren.

Ich kann nicht erklären, wie es ist, mit einer so schönen Frau in einem Restaurant zu sitzen. Männer begehrn Julianne, aber mit Elisa ist es nackter Hunger, ein Flattern im Bauch und Herzklopfen. Sie strahlt etwas sehr Reines, sehr Impulsives und von Natur aus Erotisches aus. Es ist, als hätte sie ihre Sexualität so lange verfeinert, gefiltert und destilliert, dass ein Mann glauben kann, ein einziger Tropfen könnte reichen, um ihn ein Leben lang zu befriedigen.

Elisa dreht sich um und erregt sofort die Aufmerksamkeit eines Kellners. Sie bestellt einen Salat Nicoise und ich entscheide mich für die Penne Carbonara.

Normalerweise genieße ich das Selbstvertrauen, das man empfindet, wenn man Elisa gegenüber sitzt, aber heute fühle ich mich alt und gebrechlich, wie ein knorriger Olivenbaum mit brüchiger Rinde. Sie redet schnell, isst langsam und stochert in dem hellroten Tunfisch und den roten

Zwiebelringen herum.

Ich lasse sie reden, bin jedoch verzweifelt und ungeduldig. Meine Rettung muss heute beginnen. Sie beobachtet mich immer noch. Ihre Augen sind wie Spiegel in Spiegeln, in denen ich mich selber sehen kann. Mein Haar klebt auf meiner Stirn. Es kommt mir so vor, als hätte ich seit Wochen nicht mehr als ein paar Stunden geschlafen.

Elisa entschuldigt sich für ihr »Geplapper«, fasst über den Tisch hinweg meine Hand und drückt sie. »Worüber wolltest du mit mir reden?«

Ich zögere und beginne dann langsam, ihr von meiner Verhaftung und der Mordermittlung zu erzählen. Während ich Tiefpunkt für Tiefpunkt beschreibe, umwölkt sich ihr Blick mit Sorge. »Warum hast du der Polizei nicht einfach gesagt, dass du mit mir zusammen warst?«, fragt sie mich. »Mir ist es egal.«

»So leicht ist das nicht.«

»Ist es wegen deiner Frau?«

»Nein, sie weiß es.«

Elisa zuckt die Schultern, was ihre Ansichten über die Ehe prägnant zusammenfasst. Als kulturelle Institution hat sie nichts dagegen, weil sie ihr einige ihrer besten Kunden beschert hat. Verheiratete Männer waren unverheirateten vorzuziehen, weil sie öfter duschten und besser rochen.

»Und was hält dich dann davon ab, es der Polizei zu erzählen? «

»Ich wollte dich vorher fragen.«

Sie lacht darüber, wie altmodisch das klingt, und ich merke, dass ich rot werde.

»Ich möchte, dass du sehr sorgfältig nachdenkst, bevor du antwortest«, erkläre ich ihr. »Ich bin in einer sehr schwierigen Position, wenn ich zugebe, die Nacht mit dir verbracht zu haben. Es gibt Verhaltensregeln ... ethische Grundsätze. Du bist eine ehemalige Patientin.«

»Aber das ist doch Jahre her.«

»Das spielt keine Rolle. Es gibt Leute, die versuchen werden, das gegen mich zu verwenden. Die betrachten mich wegen meiner Arbeit mit Prostituierten und der TV-Dokumentation ohnehin als Außenseiter. Und sie sammeln sich zum Angriff, um mich darüber... über dich ... zur Strecke zu bringen.«

Ihre Augen blitzen. »Die müssen es doch gar nicht erfahren. Ich gehe zur Polizei und mache eine Aussage. Ich erkläre ihnen, dass du mit mir zusammen warst. Niemand muss davon wissen. « Ich versuche das mit aller mir noch zu Verfügung stehender Güte zu sagen, doch die Worte treffen dennoch. »Überleg doch mal einen Moment, was passieren wird, wenn ich angeklagt werde. Du musst eine Zeugenaussage machen. Die Staatsanwaltschaft wird alles Erdenkliche versuchen, um mein Alibi zu zerstören. Du bist eine ehemalige Prostituierte. Du bist wegen Körperverletzung verurteilt. Du hast im Gefängnis gesessen. Außerdem bist du eine ehemalige Patientin von mir. Ich habe dich kennen gelernt, als du erst fünfzehn warst. Egal wie oft wir versichern, dass es bloß eine Nacht war, sie werden denken, es war mehr ...« Mir geht der Dampf aus und ich stochere in meiner halb gegessenen Pasta herum.

Elisas Feuerzeug klickt an, und die Flamme spiegelt sich in ihren ohnehin lodernden Augen.

Noch nie habe ich sie so kurz davor gesehen, die Fassung zu verlieren. »Es ist deine Entscheidung«, sagt sie leise. »Aber ich bin bereit auszusagen. Ich habe keine Angst.«

»Danke.«

Wir sitzen schweigend da. Nach einer Weile streckt sie erneut die Hand aus und drückt meine.

»Du hast mir nie erzählt, warum du an diesem Abend so durcheinander warst.«

»Es spielt jetzt keine Rolle mehr.«

»Ist deine Frau sehr wütend?«

»Ja.«

»Sie kann glücklich sein, dass sie dich hat. Ich hoffe, das weiß sie.«

Als ich die Tür zu meiner Praxis öffne, spüre ich, dass jemand im Raum ist. Die Uhr mit dem Chromzifferblatt über den Aktenschränken zeigt halb vier an. Bobby Moran steht vor meinem Bücherregal.

Er dreht sich abrupt um, und ich weiß nicht, wer überraschter ist.

»Ich habe geklopft. Es hat niemand geantwortet.« Er lässt den Kopf sinken. »Ich habe einen Termin«, sagt er, meine Gedanken lesend.

»Solltest du den nicht lieber mit deinem Anwalt haben? Ich habe gehört, dass du mich wegen Verleumdung, Verletzung der Schweigepflicht und allem verklagen willst, was er sonst noch finden kann.«

Bobby wirkt verlegen. »Mr. Barrett hat gesagt, dass ich das machen soll. Er hat gesagt, ich könnte viel Geld bekommen.« Er drückt sich an mir vorbei und bleibt vor meinem Schreibtisch stehen. Er ist ganz nah. Ich rieche gebackene Donuts und Zucker. Feuchte Haare kleben in einem ausgefransten Pony auf seiner Stirn.

»Warum bist du hier?«

»Ich wollte Sie sehen.« In seiner Stimme liegt etwas Bedrohliches.

»Ich kann dir nicht helfen, Bobby. Du warst nicht ehrlich zu mir.«

»Sind Sie immer ehrlich?«

»Ich versuche es zumindest.«

»Wie? Indem Sie der Polizei sagen, ich hätte dieses Mädchen getötet?«

Er nimmt einen glatten Briefbeschwerer aus Glas und wiegt ihn erst in der rechten, dann in der linken Hand, bevor er ihn ins Licht hält. »Ist das Ihre Kristallkugel?«

»Bitte leg das weg.«

»Warum? Haben Sie Angst, ich könnte Ihnen damit den Schädel einschlagen?«

»Warum setzt du dich nicht?«

»Nach Ihnen.« Er weist auf meinen Stuhl. »Warum sind Sie Psychologe geworden? Sagen's mir nicht, lassen Sie mich raten ... Ein depressiver Vater und eine überbehütende Mutter. Oder ist es ein dunkles Familiengeheimnis? Ein Verwandter, der angefangen hat, den Mond anzuheulen, oder eine Lieblingstante, die man wegschließen musste?«

Ich werde ihm nicht die Befriedigung geben zu wissen, wie nahe er der Wahrheit gekommen ist.

»Ich bin nicht hier, um über mich zu reden.«

Bobby blickt auf die Wand hinter mir. »Wie können Sie dieses Examen aufhängen? Es ist ein Witz! Bis vor drei Tagen dachten Sie, dass ich jemand völlig anderes wäre. Sie wollten vor einem Gericht auftreten und einem Richter erklären, ob ich eingesperrt werden soll oder nicht. Was gibt Ihnen das Recht, das Leben eines anderen Menschen zu zerstören? Sie kennen mich gar nicht.« Ich höre zu und spüre, dass ich ausnahmsweise einmal mit dem echten Bobby Moran spreche. Er wirft den Briefbeschwerer auf den Tisch, wo er in Zeitlupe auf mich zurollt.

»Hast du Catherine McBride getötet?«

»Nein.«

»Kanntest du sie?«

Er fixiert mich. »Sie sind aber nicht besonders gut darin. Ich hatte mehr erwartet.«

»Das ist kein Spiel.«

»Nein. Es ist wichtiger.«

Wir betrachten uns schweigend.

»Weißt du, was ein notorischer Lügner ist, Bobby?«, frage ich schließlich. »Es ist jemand, dem es leichter fällt zu lügen, als die Wahrheit zu sagen, egal in welcher Situation und unabhängig davon, ob es wichtig ist oder nicht.«

»Leute wie Sie wissen doch angeblich, wann jemand lügt.«

»Das ändert nichts daran, was du bist.«

»Ich habe bloß ein paar Namen und Orte ausgetauscht – den Rest haben Sie sich ganz allein falsch zusammengereimt.«

»Was ist mit Arky?«

»Sie hat mich vor einem halben Jahr verlassen.«

»Du hast gesagt, du hättest einen Job.«

»Ich habe Ihnen erzählt, dass ich Schriftsteller bin.«

»Du kannst jedenfalls sehr gut Geschichten erzählen.«

»Jetzt machen Sie sich über mich lustig. Wissen Sie, was mit Leuten wie Ihnen nicht stimmt? Sie können der Versuchung einfach nicht widerstehen, in der Psyche von jemandem rumzuwühlen und seine Sicht der Welt zu verändern. Sie spielen Gott mit dem Leben anderer Menschen ...«

»Wer sind diese ›Leute wie ich‹? Wen hast du vor mir konsultiert? «

»Das spielt keine Rolle«, sagt Bobby abschätzig, »sie sind alle gleich. Psychologen, Psychiater, Psychotherapeuten, Tarotkartenleser, Hexendoktoren – «

»Du warst in einer Klinik. Hast du dort Catherine McBride kennen gelernt?«

»Sie halten mich wohl für einen Idioten.«

Bobby verliert beinahe die Fassung, fängt sich jedoch rasch wieder. Er zeigt beinahe null physiologische Reaktion auf Lügen. Die Weite seiner Pupillen, die Größe der Poren, die Durchblutung der Haut und die Atmung bleiben unverändert. Er ist wie ein Poker-Spieler ohne verräterische Ticks.

»Alles, was ich in meinem Leben getan habe und jeder, mit dem ich in Kontakt gekommen bin, ist wichtig – die Guten, die Schlechten und die Hässlichen«, erklärt er mit triumphierendem Unterton. »Wir sind alle die Summe unserer Teile oder Teil unserer Summen. Sie sagen, dass dies kein Spiel wäre, aber Sie irren sich. Es ist das Spiel Gut gegen Schlecht. Weiß gegen Schwarz. Manche Menschen sind Bauern und andere Könige.«

»Und was bist du?«, frage ich.

Er denkt darüber nach. »Früher einmal war ich ein Bauer, aber ich habe das Ende des Brettes erreicht. Jetzt kann ich alles sein.«

Bobby seufzt und steht auf. Das Gespräch fängt an, ihn zu langweilen. Die Sitzung dauert erst eine halbe Stunde, doch er hat schon genug. Die Sitzung hätte nie anfangen dürfen. Eddie Barrett wird sich freuen.

Ich folge Bobby ins Vorzimmer. Ein Teil von mir möchte, dass er bleibt. Ich möchte den Baum schütteln und sehen, was von den Zweigen fällt. Ich will die Wahrheit.

Bobby wartet am Fahrstuhl. Die Tür geht auf.

»Viel Glück.«

Er dreht sich um und sieht mich merkwürdig an. »Ich brauche kein Glück.« Seine nach oben gezogenen Mundwinkel wecken die Illusion eines Lächelns.

Als ich wieder an meinem Schreibtisch sitze und auf den leeren Stuhl starre, fällt mir ein Gegenstand auf dem Boden ins Auge. Er sieht aus wie eine kleine geschnitzte Figurine – eine Schachfigur. Als ich sie aufhebe, sehe ich, dass es ein handgeschnitzter hölzerner Wal ist, an dessen Rücken an einer winzigen Öse ein Schlüsselring befestigt ist. Es ist etwas, das man für gewöhnlich am Turnbeutel oder Ranzen eines Kindes hängen sieht.

Bobby muss es verloren haben. Ich kann ihn noch einholen. Ich kann unten im Foyer anrufen, damit der Wachmann ihn aufhält. Ich sehe auf die Uhr. Zehn nach vier, oben hat die Versammlung begonnen. Ich will nicht hier sein.

Bobby sticht schon durch seine schiere Größe hervor. Er ist einen Kopf größer als alle anderen, und die Fußgängerströme teilen sich, um ihn durchzulassen. Es regnet. Ich schiebe die Hände in die Manteltaschen und meine Finger schließen sich um den glatten Holzwal.

Bobby geht in Richtung U-Bahnstation Oxford Circus. Wenn ich dicht genug dran bleibe, werde ich ihn in den labyrinthischen Gängen des Bahnhofs hoffentlich nicht verlieren. Ich weiß nicht, warum ich das tue. Vermutlich will ich einfach Antworten statt Rätsel. Ich will wissen, wo er wohnt und mit wem er zusammenlebt.

Plötzlich verschwindet er von der Bildfläche. Ich unterdrücke den Impuls loszurennen und gehe im selben Tempo weiter an einem Spirituosenladen vorbei. Am Tresen sehe ich Bobby stehen. Ich betrete ein Reisebüro zwei Türen weiter. Ein Mädchen in rotem Rock und weißer Bluse mit Schleifenkragen lächelt mich an.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich gucke nur.«

»Wollen Sie dem Winter entfliehen?«

Ich greife einen Prospekt über die Karibik. »Ja, genau.« Bobby geht am Fenster vorbei. Ich gebe ihr den Prospekt. »Den können Sie mitnehmen«, schlägt sie vor.

»Vielleicht nächstes Jahr.«

Draußen sehe ich, dass Bobby etwa dreißig Meter Vorsprung hat. Seine Gestalt ist unverwechselbar. Er hat keine Hüften und sieht aus, als hätte man ihm den Hintern geklaut. Er hat die Hose bis zum Bauch hochgezogen und den Gürtel fest gezurrt.

Auf der Treppe in den U-Bahnhof hinunter scheint die Menschenmenge anzuschwellen. Bobby hat ein Ticket bereit. Vor jedem Fahrkartautomaten steht eine Schlange. Am Oxford Circus kreuzen sich drei U-Bahnlinien – wenn ich ihn jetzt verliere, kann er in sechs verschiedene Richtungen verschwinden.

Ich dränge mich zwischen den Menschen hindurch, ohne ihre Beschwerden zu beachten. Ich packe das Drehkreuz am Eingang diesseits und jenseits der Sperre und schwinge beide Beine über die Barriere, womit ich mich der Beförderungerschleichung schuldig mache. Die Rolltreppe fährt langsam abwärts. Ein abgestandener Wind weht, von den Zügen vor sich hergeschoben, aus den Tunneln nach oben.

Auf dem Bahnsteig der Bakerloo-Linie Richtung Norden bahnt sich Bobby einen Weg durch die wartende Menge bis zum anderen Ende. Ich bleibe ihm dicht auf den Fersen, obwohl ich ständig damit rechne, dass er sich umdreht und mich entdeckt. An der Bahnsteigkante rangeln vier oder fünf Schüler, menschliche Petrischalen voll Akne und Schuppen, schubsen sich gegenseitig und lachen. Alle anderen starren schweigend vor sich hin.

In einem Sturm aus Wind und Lärm fährt der Zug ein. Türen öffnen sich. Während ich mich vom Strom der Wartenden in den Waggon tragen lasse, schwebt Bobby am Rande meines Blickfelds. Die Türen schließen sich automatisch, und der Zug fährt ruckelnd an und beschleunigt. Alles riecht nach feuchter Wolle und abgestandenem Schweiß.

An der Station Warwick Avenue steigt Bobby aus. Es ist dunkel geworden. Schwarze Taxis rauschen vorbei, das Geräusch ihrer Reifen ist lauter als die Motoren. Der Bahnhof ist nur etwa einhundert Meter vom Grand Union Canal entfernt, etwa zwei Meilen vom Fundort von Catherines Leiche.

Weil in der Gegend weniger Fußgänger unterwegs sind, muss ich mich zurückfallen lassen, sodass ich Bobby nur noch als Silhouette vor mir ausmachen kann. Ich gehe mit gesenktem Kopf und hochgeschlagenem Kragen weiter. Als ich an einem Zementmischer vorbeikomme, taumele ich seitwärts und tapse in eine Pfütze. Mein Gleichgewichtsgefühl lässt mich im Stich.

Wir folgen der Bloomfield Road am Kanal entlang, bis Bobby eine Fußgängerbrücke am Ende der Formosa Street überquert. Im Licht der Scheinwerfer, die eine Kirche anstrahlen, glitzert

feiner Nebel. Bobby setzt sich auf eine Parkbank und betrachtet lange die Kirche. Ich lehne mich an einen Baumstamm, meine Füße sind taub vor Kälte.

Was macht er hier? Vielleicht wohnt er in der Nähe. Wer immer Catherine getötet hat, kannte den Kanal gut: Nicht nur von einem Stadtplan oder gelegentlichen Besuchen. Er war mit dem Viertel vertraut. Es war sein Territorium. Er wusste, wo er die Leiche deponieren musste, damit sie nicht zu schnell gefunden wurde. Er ist in seine Umgebung eingetaucht. Niemand hat ihn als Fremden erkannt.

Im Hotel kann Bobby Catherine nicht getroffen haben. Wenn Ruiz seine Arbeit vernünftig gemacht hat, wird er Personal und Gästen Fotos gezeigt haben, und Bobby ist kein Mensch, den man leicht vergisst.

Catherine hatte die Kneipe alleine verlassen. Sie hat bei Freunden in Shepherd's Bush übernachtet, zu weit entfernt, um zu laufen. Was hat sie gemacht? Nach einem Taxi Ausschau gehalten. Oder sie ist zu Fuß in Richtung U-Bahnhof Westbourne Park losgegangen. Von dort sind es nur drei Stationen bis Shepherd's Bush. Der Fußweg hätte sie über den Kanal geführt. Gegenüber ist ein Depot von London Transport. Ständig kommen und fahren Busse. Wen immer sie getroffen hat, er muss auf der Brücke auf sie gewartet haben. Ich hätte Ruiz fragen sollen, wo sie Catherines Kalender und Handy aus dem Kanal gefischt haben.

Catherine war 1,65 Meter groß und etwa 120 Pfund schwer. Chloroform wirkt erst nach einigen Minuten, aber eine Person von Bobbys Statur und Körperkraft würde kaum Probleme haben, sie zu überwältigen. Sie würde sich gewehrt und geschrien haben. Sie war nicht der Typ, der sich widerstandslos ergibt.

Aber wenn ich Recht habe und er sie kannte, hat er das Chloroform vielleicht gar nicht gebraucht – oder erst als Catherine die Gefahr erkannt und versucht hat zu fliehen.

Was ist dann geschehen? Es ist nicht leicht, einen Körper zu tragen. Vielleicht hat er sie zu dem Treidelpfad gezerrt. Nein, er brauchte ungestörte Privatsphäre, einen Ort, den er vorbereitet hatte. Eine Wohnung oder ein Haus? Nachbarn können neugierig sein. Entlang des Kanals gibt es eine ganze Reihe verfallener Fabrikgebäude. Hat er es riskiert, den Treidelpfad zu nehmen?

Manchmal schlafen Obdachlose unter der Brücke oder Pärchen benutzen sie für romantische Rendezvous.

Der Schatten eines schmalen Bootes gleitet an mir vorbei. Das Tuckern des Motors ist so leise, dass ich es kaum höre. Das einzige Licht auf dem Schiff ist am Steuer und wirft einen roten Schein auf das Gesicht des Steuermanns. Ich überlege. An Catherines Po und Haaren hat man Spuren von Öl und Diesel gefunden.

Ich spähe hinter dem Baum hervor. Die Parkbank ist leer. Verdammt! Wo ist er hin? Auf der anderen Seite der Kirche sehe ich eine Gestalt, die sich an dem Geländer entlangbewegt. Ich bin mir nicht sicher, ob es Bobby ist. Mein Verstand will lossprinten, doch meine Beine bleiben zurück, sodass ich mich bilderbuchmäßig auf die Nase lege. Nichts ist gebrochen. Nur mein Stolz ist verletzt.

Ich stolpere weiter und erreiche die Kirche, hinter der das eiserne Geländer eine 90-Grad-Biegung beschreibt. Die Gestalt folgt weiter dem Pfad, läuft jedoch viel schneller als ich, sodass mir Zweifel kommen, ob ich mithalten kann.

Was macht er? Hat er mich gesehen? Ich jogge langsam weiter und verliere ihn immer wieder aus den Augen. Meine Entschlossenheit bröckelt. Was, wenn er ein Stück weiter stehen geblieben ist? Vielleicht wartet er auf mich. Getragen von riesigen Betonpfeilern erstreckt sich über mir eine sechsspurige Kurve des Westway, doch das Licht der Scheinwerfer ist zu weit oben, um mir etwas zu nutzen.

Vor mir höre ich ein Platschen und einen gedämpften Schrei. Irgendjemand ist in den Kanal gefallen. Arme rudern im Wasser. Ich renne los. Unter der Brücke kann ich die blassen Umriss

einer Gestalt ausmachen. Hier sind die Ufermauern des Kanals höher, schwarz und rutschig. Ich versuche meinen Mantel abzustreifen, doch mein rechter Arm verfängt sich im Ärmel, und ich wedele damit herum, bis ich ihn befreit habe. »Hier entlang! Hier drüber!«, rufe ich. Er hört mich nicht. Er kann nicht schwimmen.

Ich schlüpfe aus meinen Schuhen und springe. Die Kälte trifft mich so hart, dass ich Wasser schlucke, das ich durch Mund und Nase wieder ausspucke. In drei Zügen habe ich ihn erreicht. Ich schiebe von hinten meinen Arm unter ihn und ziehe ihn, seinen Kopf über Wasser haltend, rückwärts, während ich sanft auf ihn einrede, dass er locker lassen soll. Wir werden schon eine Stelle finden, wo wir herauskommen. Seine nasse Kleidung zieht nach unten.

Ich schwimme weg von der Brücke. »Hier kommst du mit den Füßen bis zum Boden. Halt dich einfach am Rand fest.« Ich hangele mich auf die Steinmauer und ziehe ihn nach mir herauf. Es ist nicht Bobby. Zu meinen Füßen liegt hustend und spuckend irgendein armer Penner, der nach Bier und Erbrochenem stinkt. Ich untersuche seinen Kopf, seinen Hals und seine Gliedmaßen auf Prellungen. Sein Gesicht ist mit Tränen und Schnodder verschmiert.

»Was ist passiert?«

»Irgendein krankes Arschloch hat mich in den Kanal geworfen! In einem Moment schlafe ich noch friedlich, im nächsten fliege ich durch die Luft.« Er hockt vornübergebeugt auf den Knien und schwankt hin und her wie eine Unterwasserpflanze. »Ich sag Ihnen, es ist nicht mehr sicher. Es ist ein beschissener Dschungel ... Hat er meine Decke geklaut? Wenn er meine Decke geklaut hat, könn'se mich gleich wieder reinwerfen.«

Seine Decke liegt unversehrt unter der Brücke auf seinem provisorischen Bett aus geplätteten Kartons.

»Was ist mit meinem Gebiss?«

»Ich weiß nicht.«

Er sammelt fluchend seine Sachen ein und drückt sie eifersüchtig an seine Brust. Ich schlage vor, einen Krankenwagen und die Polizei zu rufen, doch er will nichts davon wissen. Mein ganzer Körper hat angefangen zu zittern, und ich habe das Gefühl, Eissplitter einzutauen.

Ich suche meinen Mantel und meine Schuhe, gebe ihm einen durchgeweichten Zwanzig-Pfund-Schein und sage ihm, dass er sich einen Platz zum Trocknen suchen soll. Wahrscheinlich kauft er sich eine Flasche Schnaps und wärmt sich von innen. Meine Füße quietschen in den Schuhen, als ich die Treppe zur Brücke hinaufsteige. Das Grand Union Hotel liegt an der Ecke.

Im Nachhinein kommt mir ein Gedanke und ich beuge mich über das Geländer. »Wie oft schlafen Sie hier?«, rufe ich nach unten.

Seine Stimme hallt unter dem steinernen Bogen wider. »Nur wenn das Ritz voll ist.«

»Haben Sie unter der Brücke je ein schmales Boot vor Anker liegen sehen?«

»Nee. Die machen ein Stück weiter da vorne fest.«

»Und was war vor ein paar Wochen?«

»Ich versuche, mich an nichts zu erinnern. Ich kümmere mich um meine eigenen Angelegenheiten.«

Dem hat er nichts hinzuzufügen, und ich habe keine Autorität, ihn zu bedrängen. Elisa wohnt ganz in der Nähe. Ich überlege, ob ich an ihre Tür klopfen soll, aber ich habe ihr schon genug Ärger gebracht.

Nach zwanzig Minuten gelingt es mir, ein Taxi heranzuwinken. Der Fahrer will mich nicht mitnehmen, weil ich ihm die Sitze versäue. Ich biete ihm zwanzig Pfund extra. Es ist schließlich nur Wasser. Ich bin sicher, er hat schon Schlimmeres gesehen.

Jock ist nicht zu Hause. Ich bin so müde, dass ich es kaum schaffe, die Schuhe

auszuziehen, bevor ich mich in das Gästebett fallen lasse. In den frühen Morgenstunden höre ich, wie Jock seinen Schlüssel ins Schloss schiebt. Eine Frau lacht betrunken, streift ihre Schuhe ab und macht eine Bemerkung über all die Gerätschaften.

»Warte, bis du siehst, was ich alles im Schlafzimmer habe«, sagt Jock, was ihr ein weiteres Kichern entlockt.

Ich frage mich, ob er Ohrstöpsel hat.

Es ist noch dunkel, als ich eine Sporttasche packe und eine Nachricht an die Mikrowelle klebe. Draußen fegt eine Kehrmaschine die Gosse. Weit und breit keine Hamburger-Verpackung zu sehen.

Auf der Fahrt durch die Stadt blicke ich immer wieder durchs Rückfenster. Ich wechsele zwei Mal das Taxi und hebe an zwei verschiedenen Automaten Geld ab, bevor ich den Bus zur Euston Road nehme.

Ich fühle mich, als würde die Wirkung eines Betäubungsmittels nachlassen. In den letzten paar Tagen habe ich Details übersehen und vergessen. Schlimmer noch, ich habe aufgehört, meinem Instinkt zu trauen.

Ich werde Ruiz nichts von Elisa erzählen. Ich möchte nicht, dass sie im Zeugenstand in die Mangel genommen wird. Diese Tortur möchte ich ihr wenn möglich ersparen. Und wenn das alles vorbei ist – und niemand von ihr erfahren hat –, habe ich vielleicht immer noch eine Karriere, die sich wieder beleben lässt.

Bobby Moran hatte etwas mit Catherine McBrides Tod zu tun, davon bin ich überzeugt. Wenn die Polizei ihn nicht unterm Mikroskop betrachten will, liegt es eben an mir. Die Menschen brauchen normalerweise ein Motiv, um zu töten, aber nicht, um frei zu bleiben. Ich werde nicht *zulassen*, dass man mich ins Gefängnis steckt. Ich werde mich *nicht* von meiner Familie trennen lassen.

Am Bahnhof Euston mache ich eine kurze Inventur. Neben Kleidung zum Wechseln habe ich meine Aufzeichnungen über Bobby Moran, Catherine McBrides Lebenslauf und eintausend Pfund bei mir. Ich habe vergessen, ein Foto von Charlie und Julianne mitzunehmen.

Ich bezahle die Fahrkarte in bar. In der verbleibenden Viertelstunde kaufe ich Zahnbürste, Zahnpasta, eine neue Karte für mein Handy und eins dieser Reisehandtücher, die aussehen wie ein Fensterleider.

»Verkaufen Sie auch Regenschirme?«, frage ich hoffnungsvoll. Der Ladenbesitzer sieht mich an, als hätte ich eine Schrotflinte verlangt.

Mit einem Pappbecher Kaffee besteige ich den Zug und finde einen Doppelsitz in Fahrtrichtung. Ich stelle meine Tasche neben mich und decke sie mit einem Mantel zu.

Der leere Bahnsteig gleitet am Fenster vorbei, gefolgt von den nördlichen Vororten Londons. Der Zug neigt sich im Höchsttempo auf seinen beweglichen Achsen, und wir donnern durch winzige Bahnhöfe, in denen offenbar keine Züge mehr halten. Auf Langzeitparkplätzen stehen vereinzelte Fahrzeuge, die im blassen Licht so weit entfernt und verlassen wirken, dass ich fast erwarte, einen Schlauch am Auspuff und eine über dem Steuer zusammengesunkene Leiche zu sehen.

Mein Kopf ist voller Fragen. Catherine hat sich als meine Sekretärin beworben. Sie hat zwei Mal mit Meena telefoniert und dann einen Zug nach London genommen, wo sie einen Tag zu früh eingetroffen ist.

Warum hat sie an jenem Abend meine Praxis angerufen? Wer hat den Anruf entgegengenommen? Hatte sie Zweifel bekommen, mich zu überraschen? Wollte sie absagen? Vielleicht war sie einfach versetzt worden und wollte ein Glas trinken gehen. Vielleicht wollte sie sich dafür entschuldigen, dass sie mir so viele Probleme bereitet hatte.

All das sind Vermutungen. Gleichzeitig passt es in den Rahmen der Details. Darauf lässt sich aufbauen. Man kann alle Teile zu einer Geschichte zusammensetzen bis auf eins – Bobby. Sein Mantel roch nach Chloroform. Er hatte Maschinenöl an den Hemdsärmeln. In Catherines Obduktionsbericht wurde Maschinenöl erwähnt. »Es dreht sich alles ums Öl«, hat Bobby mir erklärt. Wusste er, dass sie einundzwanzig Stichwunden hatte? Hat er mich zu dem Ort geführt, an dem sie verschwunden ist?

Vielleicht benutzt er mich, um eine Verteidigung auf Unzurechnungsfähigkeit aufzubauen. Indem er »verrückt« spielt, könnte er einer lebenslänglichen Haftstrafe entgehen. Stattdessen wird man ihn in eine geschlossene Anstalt wie Broadmoor schicken, wo er irgendeinen Gefängnispsychiater mit seiner Therapieaufgeschlossenheit beeindrucken kann. In fünf Jahren könnte er wieder draußen sein.

Ich klinge mehr und mehr wie er – ich konstruiere Verschwörungen aus Zufällen. Was immer der Kern der Sache ist, ich darf Bobby nicht unterschätzen. Er hat mit mir gespielt, und ich weiß nicht, warum.

Irgendwo muss ich meine Suche anfangen. Fürs Erste wird Liverpool reichen. Ich nehme Bobby Morans Akte aus der Tasche und beginne zu lesen. Ich klappe ein neues Notizbuch auf und notiere mir Stichpunkte – den Namen einer Grundschule, die Buslinie seines Vaters, einen Club, den seine Eltern besucht haben.

Das könnten auch weitere von Bobbys Lügen sein, aber irgendetwas sagt mir, dass dem nicht so ist. Ich denke, dass er gewisse Namen und Orte geändert hat, aber nicht alle. Die Ereignisse und Emotionen, die er beschrieben hat, waren echt. Ich muss die Fäden der Wahrheit finden und sie bis zum Zentrum des Netzes zurückverfolgen.

Die Uhr am Bahnhof Lime Street leuchtet weiß mit massiven schwarzen Zeigern, die auf elf Uhr zeigen. Ich gehe durch die Bahnhofshalle vorbei an Kaffeeständen und einer geschlossenen öffentlichen Toilette. In einer Qualmwolke steht eine Gruppe von Mädchen im Teenageralter, die sich mit 110 Dezibeln unterhalten.

Es ist schätzungsweise fünf Grad kälter als in London, von der Irischen See weht ein Wind direkt landeinwärts, sodass man beinahe erwartet, am Horizont Eisberge zu sehen. Dem Bahnhof gegenüber liegt St. George's Hall. Banner, die die jüngste Beatles-Retrospektive ankündigen, flattern im Wind.

Ich meide die großen Hotels an der Lime Street und mache mich in den Nebenstraßen auf die Suche nach einer kleineren Pension. Unweit der Universität finde ich das Albion. In der Eingangshalle liegt ein abgetretener Teppich, und auf dem Treppenabsatz im ersten Stock kampiert eine irakische Familie. Kleine Kinder verstecken sich hinter den Röcken ihrer Mutter und betrachten mich scheu. Die Männer sind nirgendwo in Sicht.

Mein Zimmer ist im zweiten Stock. Es ist gerade groß genug für ein Doppelbett und einen Kleiderschrank, dessen Türen mit einem Kleiderbügel zugehalten werden. Das Waschbecken hat einen tränenförmigen Rostfleck unter dem Hahn. Die Vorhänge lassen sich nur halb zuziehen, und die Fensterbank ist mit Brandlöchern gesprenkelt.

In meinem Leben hat es nur wenige Hotelzimmer gegeben, und dafür bin ich dankbar. Aus irgendeinem Grund scheinen Einsamkeit und Bedauern zur Standardeinrichtung zu gehören. Ich drücke auf die Memory-Taste meines Handys, höre den Singsang der Töne, als die Nummer automatisch gewählt wird, und dann Juliannes Stimme auf dem Anrufbeantworter. Ich weiß, dass sie mithört. Ich kann sie mir vorstellen. Ich entschuldige mich lahm und bitte sie abzunehmen. Ich erkläre ihr, dass es wichtig ist.

Ich warte ... und warte ...

Sie nimmt ab. Mein Herz macht einen Satz.

»Was ist so wichtig?«, fragt sie schroff.

»Ich möchte mit dir reden.«

»Dazu bin ich noch nicht bereit.«

»Du lässt mir keine Chance zu erklären.«

»Ich habe dir vorgestern Abend eine Chance gegeben, Joe. Ich habe dich gefragt, warum du mit einer Hure geschlafen hast, und du hast mir erklärt, dass du es leichter fandest, mit ihr zu reden als mit mir ...« Ihre Stimme bricht. »Das macht mich wohl zu einer ziemlich schlechten Ehefrau.«

»Du hast alles so perfekt geplant. Dein Leben läuft ab wie ein Uhrwerk – das Haus, die Arbeit, sogar Charlies Schule, du überlässt nichts dem Zufall. Ich bin das Einzige, was nicht funktioniert... nicht richtig ... nicht mehr ...«

»Und das ist meine Schuld?«

»Nein, das meine ich nicht.«

»Nun, entschuldige, dass ich mir solche Mühe gebe. Ich dachte, ich würde uns ein schönes Zuhause schaffen. Ich dachte, wir wären glücklich. Für dich ist das in Ordnung, Joe, du hast deine Karriere und Patienten, die glauben, du könntest übers Wasser wandeln. Wir waren alles, was ich hatte. Dafür habe ich alles aufgegeben, und ich habe es geliebt. Ich habe dich geliebt. Und du bist hingegangen und hast den Brunnen vergiftet. «

»Aber siehst du denn nicht – was ich habe, wird all das zerstören ...«

»Nein, untersteh dich, deine Krankheit dafür verantwortlich zu machen. Das hast du ganz alleine geschafft.«

»Es war nur eine Nacht«, sage ich wehleidig.

»Nein! Es war eine andere! Du hast sie geküsst, wie du mich küssst. Du hast sie gefickt! Wie konntest du?«

Selbst schluchzend und wütend schafft sie es, ihre Worte stechend präzise zu wählen. Ich bin egoistisch, unreif, verlogen und grausam. Ich versuche ein Adjektiv als unzutreffend von der Liste zu streichen, vergeblich. »Ich habe einen Fehler gemacht«, sage ich matt. »Es tut mir Leid.« »Das reicht nicht, Joe. Du hast mir das Herz gebrochen. Weißt du, wie lange ich warten muss, bevor ich einen AIDS-Test machen kann? Drei Monate!«

»Elisa ist sauber.«

»Und woher weißt du das? Hast du sie gefragt, bevor du beschlossen hast, kein Kondom zu benutzen? Ich lege jetzt auf.«

»Warte! Bitte! Wie geht es Charlie?«

»Gut.«

»Was hast du ihr erzählt?«

»Dass du ein betrügerischer Scheißkerl und ein schwaches, erbärmliches, selbstmitleidiges, egozentrisches Arschloch bist.«

»Das hast du nicht.«

»Nein, aber am liebsten hätte ich.«

»Ich bin für ein paar Tage unterwegs. Die Polizei könnte dich fragen, wo ich mich aufhalte. Deswegen ist es das Beste, wenn ich es dir nicht erzähle.«

Sie antwortet nicht.

»Du kannst mich über mein Handy erreichen. Ruf mich an, bitte. Und drück Charlie ganz fest von mir. Ich mach jetzt Schluss. Ich liebe dich.«

Ich lege rasch auf, weil ich Angst vor ihrem Schweigen habe.

Ich schließe meine Zimmertür ab und stecke den schweren Schlüssel tief in meine Hosentasche. Auf dem Weg die Treppe hinunter taste ich zwei Mal danach, finde jedoch stattdessen Bobbys Wal und fahre mit den Fingern über seine Konturen.

Draußen schiebt mich ein eisiger Wind die Hanover Street zu den Albert Docks hinunter. Liverpool erinnert mich an die Handtasche einer alten Frau, voller Kleinkram, Nippes und halb leeren Bonbonschachteln. Pubs aus dem Ende des vorletzten Jahrhunderts kauern zwischen gewaltigen Kathedralen und Büroblocks im Art-déco-Stil, die sich nicht entscheiden können, auf welchen Kontinent sie gehören. Einige der moderneren Gebäude sind so schnell gealtert, dass sie aussehen wie baufällige Bingo-Salons, denen nur noch ein Bulldozer helfen kann.

Die Baumwollbörse in der Old Hall Street ist ein grandioses Mahnmal an die Zeit, als Liverpool das Zentrum des internationalen Baumwollmarktes war, das die Webereien in Lancashire belieferte. Als die Börse 1906 eröffnet wurde, gab es Telefone, elektrische Fahrstühle, synchronisierte elektrische Uhren und eine direkte Kabelverbindung zur Terminbörse in New York. Jetzt beherbergt sie unter anderem dreißig Millionen Dokumente über Geburten, Todesfälle und Eheschließungen in Lancashire.

An den Verzeichnissen steht ein seltsam gemischtes Völkchen an – eine Schulklassie auf einer Exkursion, amerikanische Touristen auf den Spuren entfernter Verwandter, mütterliche Frauen in Tweedröcken, Menschen, die eine beglaubigte Kopie ihrer Dokumente brauchen, und Glücksritter auf der Suche nach einer guten Partie.

Ich habe ein Ziel, das mir recht realistisch erscheint. Ich stelle mich bei den farblich gekennzeichneten Bänden an, in denen ich den Eintrag von Bobbys Geburt zu finden hoffe. Damit kann ich seine Geburtsurkunde aufspüren, die mir wiederum den Namen seiner Eltern, deren Wohnort und Beruf verraten wird.

Die Bände stehen nach Monat und Jahr geordnet auf Metallregalen. Die 1970er und 1980er Jahrgänge sind quartalsweise zusammengefasst, die Nachnamen alphabetisch geordnet. Wenn Bobby mir sein richtiges Alter genannt hat, muss ich vielleicht nur vier Bände durchsehen. Das Jahr sollte 1980 sein, aber ich kann keinen Eintrag für einen Bobby oder Robert Moran finden. Ich beginne, die Jahre davor und danach durchzuarbeiten, von 1974 bis 1984. Zunehmend frustriert konsultiere ich meine Notizen. Ich frage mich, ob Bobby die Schreibweise oder gar seinen Namen offiziell geändert hat, denn dann habe ich ein Problem.

Bei der Information am Eingang leihe ich mir ein Telefonbuch aus. Ich weiß nicht, ob ich die Menschen mit meinem Lächeln bezaubere oder erschrecke. Das Parkinsonsche Maskengesicht ist unvorhersehbar.

Bobby hat zwar gelogen, was die Stadt betrifft, in der er zur Schule gegangen ist, aber vielleicht hat er sich den Namen nicht ausgedacht. In Liverpool gibt es zwei St.-Mary's-Schulen – und nur eine ist eine Grundschule. Ich notiere mir die Nummer und suche mir eine ruhige Ecke im Foyer, um sie anzurufen. Die Sekretärin hat einen Liverpoller Akzent und klingt wie eine Figur aus einem Ken-Loach-Film.

»Wir haben über Weihnachten zu«, sagt sie. »Ich sollte eigentlich gar nicht hier sein. Ich räume bloß das Büro auf.«

Ich erfinde eine Geschichte von einem kranken Freund, der seine alten Kumpel wieder finden will. Ich bin auf der Suche nach Jahrbüchern und Klassenfotos aus der Mitte der 80er Jahre. Sie nimmt an, dass die Bibliothek einen ganzen Schrank voll hat. Ich möge doch im neuen Jahr noch mal anrufen.

»So viel Zeit haben wir nicht. Mein Freund ist sehr krank. Es ist Weihnachten.«

»Vielleicht kann ich ja mal nachsehen«, sagt sie mitfühlend. »Nach welchem Jahr suchen Sie denn?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher.«

»Wie alt ist Ihr Freund?«

»Zweiundzwanzig.«

»Und wie heißt er?«

»Ich vermute, dass er damals vielleicht einen anderen Namen hatte. Deshalb muss ich ja die Fotos sehen. Auf denen würde ich ihn erkennen.«

Plötzlich ist sie sich, was mich betrifft, nicht mehr so sicher. Ihr Argwohn wächst noch, als ich vorschlage, in die Schule zu kommen. Sie möchte erst die Direktorin fragen. Und noch besser wäre es, wenn ich meine Anfrage schriftlich und per Post an sie richten könnte.

»Ich habe keine Zeit. Mein Freund – «

»Es tut mir Leid.«

»Warten Sie! Bitte! Können Sie bloß einen Namen für mich nachschauen? Bobby Moran.«

Vielleicht hatte er eine Brille. Er müsste so um 1985 eingeschult worden sein.«

Sie zögert. Nach einer längeren Pause schlägt sie schließlich vor, dass ich in zwanzig Minuten noch einmal anrufe.

Ich gehe nach draußen an die frische Luft. Vor dem Eingang einer Gasse steht ein Mann neben einem geschwärzten Karren und ruft immer wieder »Röööööstkastanien«. Bei ihm klingt es klagend wie der Schrei einer Möwe. Er gibt mir eine braune Papiertüte, ich setze mich auf die Stufen und entferne die rußige Schale von den warmen Kastanien.

Eine meiner liebsten Erinnerungen an Liverpool ist das Essen. Strudel mit Konfitüre, Brotpudding, Schwammpudding mit Sirup, Würstchen mit Kartoffelbrei ... außerdem mochte ich die seltsame Mischung von Menschen – Katholiken, Protestanten, Muslime, Iren, Afrikaner und Chinesen – gute Malocher, die extrem stolz sind und das Herz schnoddrig auf der Zunge tragen.

Diesmal ist die Schulsekretärin nicht mehr so vorsichtig. Ihre Neugier ist entfacht. Meine Suche ist zu ihrer geworden.

»Tut mir Leid, aber einen Bobby Moran konnte ich nicht finden. Sind Sie sicher, dass Sie nicht vielleicht Bobby Morgan meinen? Er war 1985 bis 1988 auf unserer Schule. Er hat uns während des dritten Schuljahrs verlassen.«

»Warum das?«

»Ich weiß nicht genau«, erwidert sie unsicher. »Damals war ich noch nicht hier. Vielleicht eine Familientragödie?« Sie könnte da jemanden fragen, sagt sie. Eine Lehrerin. Sie notiert den Namen meines Hotels und verspricht, eine Nachricht zu hinterlassen.

Zurück bei den farbig markierten Ordern gehe ich die Register noch einmal durch. Warum sollte Bobby seinen Nachnamen um einen einzigen Buchstaben verändern? Wollte er mit der Vergangenheit brechen oder sich vor ihr verstecken?

Im dritten Band finde ich einen Eintrag über einen Robert John Morgan. Geboren am 24. September 1980 in der Universitätsklinik Liverpool. Mutter: Bridget Elsie Morgan (geborene Aherne). Vater: Leonard Albert Edward Morgan (Matrose).

Ich kann mir nach wie vor nicht sicher sein, dass es Bobby ist, aber die Chancen stehen gut. Ich fülle ein rosa Formular aus, um eine Kopie seiner vollständigen Geburtsurkunde zu beantragen. Der Beamte hinter der Glasscheibe hat ein aggressives Kinn und geblähte Nüstern. Er schiebt mir das Formular wieder zurück. »Sie haben keinen Grund angegeben.«

»Ich erkunde die Geschichte meiner Familie.«

»Und was ist mit Ihrer Anschrift?«

»Ich hole die Kopie selbst ab.«

Ohne mich anzusehen, stempelt er das Formular mit einem faustgroßen Stempel ab. »Kommen Sie im neuen Jahr wieder. Wir schließen ab Montag über die Feiertage.«

»Aber so lange kann ich nicht warten.«

Er zuckt die Achseln. »Am Montag haben wir noch bis Mittag geöffnet. Dann könnten Sie es probieren.«

Zehn Minuten später verlasse ich das Gebäude mit einer Quittung in der Tasche. Drei Tage. So lange kann ich nicht warten. Als ich die Straße überquert habe, habe ich einen neuen Plan geschmiedet.

Die Büros des *Liverpool Echo* sehen aus wie ein verspiegelter Zauberwürfel, und das Foyer ist voller Rentner auf einem Tagesausflug. Jeder von ihnen hat einen Beutel mit Souvenirs und ein Namensschildchen.

Hinter einem dunklen Holztresen sitzt eine junge Empfangssekretärin auf einem hohen Hocker. Sie ist klein, blass und ihre Augen haben die Farbe von Curry. Links neben dem Tresen befindet sich eine Barriere, die den Zugang zu den Fahrstühlen versperrt und sich mit einer Magnetkarte öffnen lässt.

»Mein Name ist Professor Joseph O'Loughlin und ich hatte gehofft, Ihre Bibliothek benutzen zu können.«

»Tut mir Leid, aber die Bibliothek der Zeitung ist der Öffentlichkeit nicht zugänglich.« Auf dem Tresen steht ein großer Blumenstrauß.

»Die sind aber hübsch«, sage ich.

»Nicht für mich, fürchte ich. Die Moderedakteurin kriegt die ganzen Präsente.«

»Ich bin sicher, Sie kriegen auch mehr als genug.«

Sie weiß, dass ich mit ihr flirte, lacht aber trotzdem.

»Und wenn ich ein Foto bestellen will?«, frage ich.

»Müssen Sie dieses Formular ausfüllen.«

»Und was ist, wenn ich weder das Datum noch den Namen noch den Namen des Fotografen weiß?«

Sie seufzt. »Sie wollen eigentlich gar kein Foto, oder?«

Ich schüttle den Kopf. »Ich suche nach einer Todesanzeige oder Todesnachricht.«

»Wie lange ist das her?«

»Etwa vierzehn Jahre.«

Sie bittet mich zu warten, während sie einen Anruf macht. Dann fragt sie mich, ob ich irgendein offiziell aussehendes Dokument bei mir hätte, einen Sicherheitspass oder zur Not auch eine Visitenkarte. Damit kann ich dienen, und sie schiebt sie in eine Plastikhülle, die sie mir ans Hemd heftet.

»Die Bibliothekarin weiß, dass Sie kommen. Wenn irgendjemand fragt, was Sie machen, sagen Sie, dass Sie einen Artikel für die Gesundheitsseite recherchieren.«

Ich nehme den Aufzug in den vierten Stock und gehe die Flure hinunter. Hin und wieder kann ich durch Schwingtüren einen Blick in einen großen Redaktionsraum werfen. Ich halte den Kopf gesenkt und versuche entschlossen zu wirken. Immer wieder wird mein Bein steif und gleitet nur wie auf einer Schiene vorwärts.

Die Bibliothekarin ist Anfang sechzig mit gefärbtem Haar und einer halben Brille, die an einer Kette um ihren Hals hängt. Ihr Schreibtisch ist von Dutzenden von Kakteen umgeben.

Sie bemerkt meinen Blick. »Wir müssen den Raum so trocken halten, dass hier sonst nichts wächst«, erklärt sie. »Feuchtigkeit würde die Druckerschwärze beschädigen.«

Auf einem langen Tisch liegen Zeitungen verstreut. Ein Mensch schneidet Artikel aus und stapelt sie auf ordentliche Häufchen, ein anderer liest jeden Artikel und umringelt bestimmte Namen oder Begriffe, mit deren Hilfe sie ein Dritter in Aktenordner sortiert.

»Wir haben gebundene Ausgaben, die 150 Jahre zurückreichen«, sagt die Bibliothekarin. »So lange halten die Ausschnitte nicht. Irgendwann zerbröseln sie von den Rändern.«

»Ich dachte, mittlerweile wäre alles auf Computer«, sage ich.

»Nur die letzten zehn Jahre. Die ganzen gebundenen Ausgaben einzuscannen, wäre zu teuer. Die werden auf Mikrofilm kopiert.«

Sie schaltet einen Computer ein und fragt mich, was ich suche.

»Ich suche nach einer Todesnachricht, die um 1988 veröffentlicht worden sein müsste. Leonard Albert Edward Morgan ...«

»Benannt nach dem alten König.«

»Ich glaube, er war ein Busschaffner. Er hat möglicherweise in der Heyworth Street gewohnt oder gearbeitet.«

»Das ist in Everton«, sagt sie und tippt mit zwei Fingern etwas ein. »Die meisten städtischen Buslinien beginnen oder enden am Pier Head oder in der Paradise Street.«

Das notiere ich in meinem Block, wobei ich mich darauf konzentriere, gleichmäßig große Buchstaben zu schreiben. Es erinnert mich an die Vorschule – auf billigem Papier riesige Buchstaben mit Kreidestücken ausmalen, die mir so groß vorkamen, dass ich sie fast auf die Schultern stützen musste.

Die Bibliothekarin führt mich durch ein Labyrinth von Regalen, die sich vom Holzboden bis zu den Sprinklern an der Decke erheben. Schließlich kommen wir zu einem Holztisch voller Kerben, auf dem ein Mikrofichegerät steht. Sie schaltet es ein, und ein Motor beginnt zu summen. Mit einem weiteren Schalter knipst sie eine Birne an, worauf auf dem Bildschirm ein quadratisches Lichtfeld aufleuchtet.

Sie gibt mir sechs Kartons mit Mikrofilmen der Zeitungsausgaben von Januar bis Juni 1988. Sie fädelt den Film ein, spult im Schnellvorlauf durch die Seiten und weiß beinahe instinktiv, wo sie anhalten muss. Sie zeigt mir die Todesnachrichten, und ich notiere mir die Seitenzahl in der

Hoffnung, dass es jeden Tag in etwa die gleiche ist.

Ich fahre mit dem Finger über die alphabetische Liste bis zu dem Buchstaben M. Nachdem ich festgestellt habe, dass keine Morgans erwähnt sind, spule ich zum nächsten Tag vor ... und dem nächsten. Die Schärfeneinstellung ist empfindlich und muss ständig nachjustiert werden. Dann wieder muss ich hin und her schwenken, um alle Spalten auf dem Bildschirm lesen zu können. Nachdem ich die erste Ladung durchgearbeitet habe, hole ich mir bei der Bibliothekarin weitere sechs Kartons mit Mikrofilmen ab. Die Ausgaben um die Weihnachtszeit sind dicker, sodass ich länger brauche, um sie durchzusehen. Als ich mit dem November 1988 fertig bin, wächst meine Nervosität. Was, wenn ich nichts finde? Ich spüre vom langen vorgebeugten Sitzen Knoten in den Schulterblättern, und meine Augen brennen.

Der Film spult zu einem weiteren Tag vor. Ich finde die Todesnachrichten und lasse den Blick mehrere Sekunden lang weiter über die Spalten schweifen, bevor mir klar wird, was ich eben gelesen habe. Ich gehe zurück. Da ist es. Ich drücke meinen Finger auf den Namen, als hätte ich Angst, dass er wieder verschwinden könnte.

Lenny A. Morgan, 55, starb am 10. Dezember an Verbrennungen, die er bei einer Explosion in den Carnegie Engineering Works erlitten hat. Mr. Morgan, ein ehemaliger Matrose, war ein beliebter Schaffner am Green Lane Depot in Stanley und bekannter Gewerkschaftsvertreter. Er hinterlässt seine beiden Schwestern Ruth und Louise sowie die Söhne Dafyyd, 19, und Robert, 8. Ein Gedenkgottesdienst wird am Dienstag um 13 Uhr in der St. James' Church in Stanley abgehalten. Die Familie erbittet statt Blumen und Kränze Spenden für die Sozialistische Arbeiterpartei (SWP). Ich gehe noch einmal die Ausgaben der vorherigen Woche durch. Ein Unfall wie dieser muss in der Zeitung gestanden haben. Ich finde den Artikel unten auf der Seite 5. Die Titelzeile lautet: »Arbeiter stirbt bei Explosion im Depot.«

Bei einer Explosion in den Carnegie Engineering Works am Samstagnachmittag ist ein Busschaffner ums Leben gekommen. Lenny Morgan, 55, erlitt achtzigprozentige Verbrennungen, als durch einen Schweißbrenner eine Gasexplosion ausgelöst wurde. Die Explosion und der anschließende Brand zerstörten die Werkstatt und zwei Busse fast vollständig. Mr. Morgan wurde ins Rathbone Hospital gebracht, wo er am Samstagabend seinen Verletzungen erlag, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Die Polizei ermittelt die Ursache der Explosion. Gestern erwiesen Freunde und Kollegen Mr. Morgan die letzte Ehre. Er sei bei den Fahrgästen, die seine Schrullen geliebt hätten, ungemein populär gewesen, erklärten sie. »Weihnachten hat sich Lenny immer als Weihnachtsmann verkleidet und den Fahrgästen Weihnachtslieder vorgesungen«, erzählt sein Vorgesetzter Bert McCullen. Um drei Uhr spule ich den Mikrofilm zurück, packe ihn wieder in die Kiste und bedanke mich bei der Bibliothekarin für ihre Hilfe. Sie fragt mich nicht, ob ich gefunden habe, was ich gesucht habe. Sie ist viel zu beschäftigt damit, den Rücken eines Bandes zu reparieren, den irgendjemand fallen gelassen hat.

Obwohl ich die Zeitungsausgaben zweier weiterer Monate durchgesehen habe, habe ich keinen weiteren Hinweis auf den Unfall gefunden. Es muss eine Untersuchung gegeben haben. Im Fahrstuhl auf dem Weg nach unten blättere ich in meinen Notizen. Wonach suche ich? Nach irgendeiner Verbindung zu Catherine. Ich weiß nicht, wo sie aufgewachsen ist, aber ihr Großvater hat auf jeden Fall in Liverpool gearbeitet. Mein Instinkt sagt mir, dass sie und Bobby sich in einer Pflegeeinrichtung getroffen haben – entweder in einem Kinderheim oder in einer psychiatrischen Klinik.

Bobby hat nie erwähnt, dass er einen Bruder hat. Wenn man bedenkt, dass Bridget erst 21 war, als sie Bobby bekam, muss Dafyyd entweder adoptiert oder noch wahrscheinlicher ein Kind aus einer ersten Ehe von Lenny sein.

Lenny hatte zwei Schwestern, von denen ich jedoch nur den Geburtsnamen weiß, was es schwieriger macht, sie zu finden. Selbst wenn sie nicht geheiratet haben, wie viele Morgans

stehen wohl im Telefonbuch von Liverpool? Damit will ich gar nicht erst anfangen. Ich bin so in Gedanken versunken, dass ich zwei Runden absolviere, bevor ich durch die Drehtür ins Freie trete. Ich steige vorsichtig die Stufen hinunter, orientiere mich und mache mich auf den Weg zum Bahnhof Lime Street.

Ich gebe es nur ungern zu, aber es macht mir Spaß: die Suche. Ich bin motiviert. Ich habe eine Mission. Die Bürgersteige sind von Last-Minute-Einkäufern bevölkert, die an verschiedenen Bushaltestellen anstehen. Ich bin versucht, die Linie 96 zu finden und zu gucken, wohin sie mich führt. Aber Glücksfahrten sind etwas für Menschen, die Überraschungen mögen. Stattdessen winke ich mir ein Taxi heran. Mein Fahrziel ist das Green Lane Busdepot.

Ein Mechaniker hält in einer Hand einen verrußten Vergaser und begleitet mit der anderen gestenreich seine Wegbeschreibung. Der Pub heißt Tramway Hotel und Bert McCullen sitzt für gewöhnlich an der Bar.

»Und wie erkenne ich ihn?«

Der Mechaniker kichert, wendet sich wieder den Eingeweiden des Busses zu und beugt sich über den Motor.

Das Tramway ist leicht zu finden. Auf die Tafel vor der Tür hat jemand gekritzelt: »Beim nächsten Bier wird alles anders.« Ich stoße die Tür auf und trete in einen schwach beleuchteten Raum mit fleckigem Fußboden und kargen Holzmöbeln. Rote Glühbirnen über dem Tresen tauchen das Lokal in das schummrige Licht eines Wildwest-Bordells. An den Wänden hängen Schwarzweißfotos von Straßenbahnen und alten Bussen neben Plakaten für »Live«-Musik.

Ich lasse mir Zeit und zähle insgesamt acht Gäste, darunter eine Hand voll Teenager, die in einer Nische auf der Rückseite neben den Toiletten Poolbillard spielen. Ich trete an den Tresen und warte darauf, von einem Barkeeper bedient zu werden, der offenbar wenig Lust hat, von seiner *Racing Post* aufzublicken.

Bert McCullen sitzt am anderen Ende des Tresens. Er trägt ein zerknittertes Tweedjackett mit Ellenbogenflicken, das mit zahlreichen Plaketten und Ansteckern verziert ist, die alle etwas mit Bussen zu tun haben. In einer Hand hält er eine Zigarette, in der anderen ein leeres Pint-Glas, das er in den Fingern dreht, als würde er eine versteckte Gravur auf seinem Rand lesen.

»Was gaflen Sie so?«, knurrt er mich an. Sein buschiger Schnurrbart scheint direkt aus seiner Nase zu spritzen, und an den grauen und schwarzen Härchen kleben Schaum und Bier tropfen.

»Tut mir Leid. Ich wollte Sie nicht anstarren.« Ich biete an, ihm ein Bier zu spendieren. Er wendet sich halb um und mustert mich. An meinen Schuhen bleibt sein Blick wie aus wässrigen Glaseiern kleben. »Wie viel haben die Schuhe gekostet?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Schätzungsweise?«

Ich zucke die Achseln. »Hundert Pfund.«

Er schüttelt angewidert den Kopf. »Die würde ich nicht mit zwei dreckigen Stöcken anpacken. In denen können Sie keine zwanzig Meilen laufen, bevor die auseinander fallen.« Er starrt immer noch auf meine Schuhe und winkt den Barkeeper hinzu. »Hey, Phil, guck dir mal diese Schuhe an.«

Phil beugt sich über den Tresen und späht auf meine Füße. »Wie nennt man die?«

»Mokassins«, sage ich mittlerweile verlegen.

»Hör auf, Mann!« Die beiden Männer sehen sich ungläubig an. »Warum will man Schuhe tragen, die Mokassins heißen?«, meint Bert. »Wohl mehr Arsch in der Hose als Hirn im Schädel.«

»Sie sind italienisch«, entgegne ich, als ob das einen Unterschied machen würde.

»Italienisch! Was ist verkehrt an englischen Schuhen? Kanake, oder was?«

»Nein.«

»Aber Kanakenschuhe.« Bert rückt so nah an mich heran, dass ich Baked Beans rieche. »Ich schätze, jemand, der solche Schuhe trägt, hat in seinem ganzen Leben noch keinen Tag lang richtig gearbeitet. Stiefel muss man tragen, Junge, mit Stahlkappe und ordentlichem Profil. In einem echten Job würden die Schühchen keine Woche lang halten.«

»Es sei denn, er sitzt hinter einem Schreibtisch.«

Bert sieht mich besorgt an. »Gehören Sie etwa zu der Jackett-Faktion?«

»Was ist denn das?«

»Leute, die ihr Jackett nie ausziehen.«

»Ich arbeite hart genug.«

»Wählen Sie Labour?«

»Ich glaube nicht, dass Sie das etwas angeht.«

»Sind Sie ein Ave-Maria-Jünger?«

»Agnostiker.«

»Ag-was, verdammt noch mal?«

»Ein Agnostiker.«

»Jesus ist zu Tränen gerührt! Okay, das ist Ihre letzte Chance. Sind Sie ein Fan vom großen FC Liverpool?« Er bekreuzigt sich.

»Nein.«

Er seufzt angewidert. »Ab nach Hause, Kleiner, Mama wartet schon mit dem Vanillepudding.«

Ich blicke vom einen zum anderen. Das ist das Problem mit den Liverpoolern. Man weiß nie, ob sie Spaß machen oder es ernst meinen, bis man ein Glas im Gesicht hat.

Bert zwinkert dem Barkeeper zu. »Er darf mir einen Drink ausgeben, aber länger rumlungern ist nicht. Er hat fünf Minuten, dann kann er sich verpissen.«

Phil grinst mich an. Seine Ohrläppchen sind mit silbernen Ringen und baumelnden Anhängern beschwert.

Die Tische sind an den Wänden der Kneipe aufgereiht, um eine Tanzfläche in der Mitte frei zu lassen. Die Teenager spielen immer noch Billard. Das einzige Mädchen in der Gruppe sieht minderjährig aus und trägt enge Jeans und ein bauchfreies Top. Die Jungen versuchen, sie zu beeindrucken, aber ihr Freund ist leicht zu erkennen. Vom Hanteltraining muskelbepackt sieht er aus wie ein Abszess kurz vor der Explosion.

Bert beobachtet die Blasen, die an die Oberfläche seines Guiness steigen. Minuten verstreichen, in denen ich das Gefühl habe, immer kleiner zu werden. Schließlich hebt er sein Glas, und sein Adamsapfel hüpfst auf und ab, als er einen Schluck trinkt.

»Ich wollte Sie nach Lenny Morgan fragen. Ich habe mich im Depot erkundigt. Da hat man mir gesagt, dass Sie mit ihm befreundet waren.«

Er zeigt keine Regung.

»Ich weiß, dass er bei einem Brand ums Leben gekommen ist«, rede ich weiter. »Und dass Sie mit ihm zusammen gearbeitet haben. Ich will bloß herausfinden, was geschehen ist.«

Bert zündet sich eine Zigarette an. »Ich kann mir nicht vorstellen, warum Sie das etwas angehen sollte.«

»Ich bin Psychologe. Lennys Sohn hat ein bisschen Ärger. Ich versuche, ihm zu helfen.« Als ich das sage, empfinde ich kurz ein stechendes Schuldgefühl. Ist es das, was ich versuche? Ihm helfen?

»Wie heißt er?«

»Bobby.«

»Ich erinnere mich an ihn. Lenny hat ihn in den Ferien immer mit ins Depot gebracht. Er hat immer hinten gesessen und geläutet, um dem Fahrer das Haltezeichen zu geben. Und was hat er angestellt?«

»Er hat eine Frau verprügelt. Ihm droht eine Verurteilung.«

Bert grinst spöttisch. »So was kommt vor. Da können Sie meine alte Dame fragen. Ich habe sie auch ein oder zwei Mal geschlagen, aber sie teilt härter aus als ich. Und am nächsten Morgen ist alles vergessen.«

»Die Frau wurde schwer verletzt. Bobby hat sie aus einem Taxi gezerrt und auf einer belebten Straße bewusstlos getreten.«

»Hat er sie gebumst?«

»Nein. Er kannte sie gar nicht.«

»Und auf welcher Seite sind Sie?«

»Ich soll ihn begutachten.«

»Das heißtt, Sie versuchen dabei zu helfen, ihn einzusperren?«

»Ich will ihm helfen.«

Bert schnaubt. Autoscheinwerfer von der Straße huschen über die Wand. »Also für mich ist das alles Kauderwelsch, aber ich verstehe nicht, was Lenny damit zu tun hat. Er ist seit vierzehn Jahren tot.«

»Seinen Vater zu verlieren, kann sehr traumatisch sein. Vielleicht hilft es, ein paar Dinge zu erklären.«

Darüber denkt Bert eine Weile nach. Ich weiß, dass er seine Vorurteile gegen seinen Instinkt abwägt. Er mag meine Schuhe nicht, er mag meine Kleidung nicht, und er mag keine Fremden. Er will mich anknurren und mir seinen Kopf ins Gesicht rammen, aber dafür braucht er einen hinreichenden Grund. Ein weiteres Pint Guiness ist die ausschlaggebende Stimme.

»Wissen Sie, was ich jeden Morgen mache?«, fragt Bert.

Ich schüttle den Kopf.

»Ich liege eine Stunde im Bett, weil mein Rücken so am Arsch ist. Ich kann mich nicht mal zur Seite drehen, um nach meinen Kippen zu greifen. Ich starre an die Decke und überlege, was ich heute mache. Das Gleiche wie jeden Tag: Ich stehe auf, humpele ins Bad, dann in die Küche, und nach dem Frühstück hinke ich hierher und setze mich auf diesen Hocker. Wissen Sie, warum?« Ich schüttle wieder den Kopf.

»Weil ich das Geheimnis der Rache entdeckt habe. Man muss die Schweine überleben. Ich werde auf ihren Gräbern tanzen. Nehmen Sie Maggie Thatcher. Sie hat die Arbeiterklasse in diesem Land zerstört. Sie hat die Bergwerke dichtgemacht, die Werften und die Fabriken. Aber jetzt rostet sie vor sich hin – genau wie die Schiffe da draußen. Sie hatte vor nicht allzu langer Zeit einen Schlaganfall. Es spielt keine Rolle, ob man ein Zerstörer ist oder eine Jolle – am Ende kriegt einen das Salz so oder so. Und wenn sie abtritt, werde ich auf ihr Grab *pissen*.«

Er leert sein Glas, als würde er einen schlechten Geschmack herunterspülen. Ich nicke dem Barkeeper zu. Er beginnt, ein weiteres Bier zu zapfen.

»Sah Bobby aus wie sein Vater?«

»Nee, er war ein großer Pudding mit Brille. Er hat Lenny verehrt, ist ihm nachgelaufen wie ein kleines Hündchen, hat ihm den Laufburschen gemacht und ihm immer Tee geholt. Wenn Lenny ihn mit zur Arbeit gebracht hat, hat er draußen gesessen und Limonade getrunken, während Lenny sich ein paar Pints genehmigt hat, und dann sind sie zusammen nach Hause geradelt.« Bert kommt langsam in Fahrt. »Lenny war früher Matrose. Seine Unterarme waren voll mit Tätowierungen. Er hat nicht viel Worte gemacht, aber wenn man ihn zum Reden brachte, hat er einem Geschichten über seine Tätowierungen erzählt und wie er jede Einzelne bekommen hat. Alle mochten Lenny. Die Leute haben gelächelt, wenn sie seinen Namen ausgesprochen haben. Er war einfach zu nett. Manchmal nutzen die Leute das aus ...«

»Wie meinen Sie das?«

»Nehmen Sie seine Frau. Ich kann mich nicht mehr an ihren Namen erinnern. Sie war eine irisch-katholische Verkäuferin mit breiten Hüften und einer Reißleine im Höschen. Ich habe reden hören, dass Lenny sie nur das eine Mal gebumst hat. Er selbst war zu sehr Gentleman, um ein Wort darüber zu verlieren. Sie wird schwanger und erklärt Lenny, das Kind wäre von ihm. Jeder andere wäre misstrauisch gewesen. Aber Lenny heiratet sie auf der Stelle und kauft ihr mit dem ganzen Geld, das er von der Seefahrt gespart hat, ein Haus. Wir wussten alle, wie seine Frau war: eine echte Allzeit-bereit-Annie. Das halbe Depot muss sie bestiegen haben. Wir haben ihr den Spitznamen ›Nummer 22‹ gegeben, das ist unsere beliebteste Linie.«

Bert sieht mich traurig an und schnippt Asche von seinem Ärmel.

Er erzählt mir, dass Lenny als Mechaniker in der Werkstatt angefangen und dann eine Lohnkürzung in Kauf genommen hatte, um auf die Straße zu kommen. Die Fahrgäste liebten seine witzigen Hüte und seine improvisierten Lieder. Als Liverpool 1981 im Finale des Europacups Real Madrid besiegte, färbte er sich die Haare rot und dekorierte den Bus mit Toilettenpapier.

Laut Bert wusste Lenny von den Eskapaden seiner Frau. Sie trug ihre Untreue förmlich zur Schau – in Miniröcken und auf hohen Absätzen. Jede Nacht zum Tanzen im Empire Ballroom und dem Grafton.

Ohne Warnung rudert Bert plötzlich mit den Armen durch die Luft, als wollte er jemanden schlagen. »Er war zu weich – im Herz und im Kopf. Wenn es Suppe regnen würde, wäre Lenny der Typ mit der Gabel in der Hand. Es gibt Frauen, die einfach einen ordentlichen Klaps verdient haben. Sie hat ihm alles genommen... sein Herz, sein Haus, seinen Jungen. Die meisten Männer hätten sie umgebracht. Die meisten Männer waren nicht Lenny. Sie hat ihn ausgesaugt, all seinen Mut genommen. Sie hat hundert Pfund mehr im Monat ausgegeben, als er verdient hat. Er hat Doppelschichten gemacht und auch noch die Hausarbeit erledigt. Ich habe gehört, wie er sie am Telefon angefleht hat – >Bleibst du heute Abend zu Hause, Schatz?< Sie hat ihn einfach ausgelacht.«

»Warum hat er sie nicht verlassen?«

Er zuckt die Achseln. »Er hatte da vermutlich einen blinden Fleck. Vielleicht hat sie gedroht, ihm das Kind wegzunehmen. Lenny war kein Weichei. Ich habe einmal erlebt, wie er vier Hooligans aus seinem Bus geworfen hat, weil sie die anderen Fahrgäste erschreckt haben. Lenny konnte schon auf sich aufpassen. Er konnte nur nicht auf *sie* aufpassen.«

Bert verstummt. Erst jetzt fällt mir auf, dass sich die Kneipe gefüllt hat und der Lärmpegel gestiegen ist. In der Ecke baut die Freitagabendband ihre Anlage auf. Menschen mustern mich und versuchen zu ergründen, was ich hier mache. Wenn man derjenige ist, der von allen anderen absticht, gibt es keine Anonymität.

Die roten Lichter haben begonnen zu schwanken, und es hallt von den Holzdielen am Boden wider. Ich habe versucht Drink für Drink mit Bert zu halten.

Ich frage nach dem Unfall. Bert erklärt, dass Lenny am Wochenende manchmal die Werkstatt benutzt hätte, um an seinen eigenen Erfindungen zu basteln. Der Chef drückte ein Auge zu. Zwar fuhren die Wochenendbusse, aber die Werkstatt stand leer.

»Wie viel wissen Sie übers Schweißen?«, fragt Bert.

»Nicht viel.«

Er schiebt sein Bier zur Seite und nimmt zwei Bierdeckel. Dann erklärt er mir, wie zwei Metallstücke durch konzentrierte Hitze miteinander verbunden werden. Die Hitze wird normalerweise auf zwei Arten erzeugt. Ein Lichtbogenschweißer funktioniert mit einem starken Lichtbogen aus Elektrizität bei geringer Voltzahl und hoher Spannung, mit der Temperaturen von 6000 Grad und mehr erzeugt werden. Zum anderen gibt es Gasschweißer, bei denen ein Gas wie Acetylen oder ein natürliches Gas mit reinem Sauerstoff vermischt und verbrannt wird, um eine Flamme zu erzeugen, die durch Metall schneiden kann.

»Mit den Dingern murkst man besser nicht rum«, sagt er. »Aber Lenny war einer der besten Schweißer, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Die Kollegen haben gesagt, er könnte auch zwei Papierstücke aneinander schweißen.«

Wir haben in der Werkstatt immer alle möglichen Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Die entflammmbaren Flüssigkeiten wurden in einem anderen Raum gelagert. Alle brennbaren Materialien waren zehn Meter entfernt. Wir hatten den Abfluss abgedichtet und Feuerlöscher in Griffweite.

Ich weiß nicht, was Lenny gebaut hat. Manche haben Witze gemacht, dass es eine Rakete wäre,

um seine Exfrau zum Mond zu schießen. Die Explosion hat einen Acht-Tonner-Bus umgeworfen. Der Acetylen-Tank hat ein Loch in die Decke gerissen. Man hat ihn hundert Meter entfernt gefunden.

Lenny ist am Rolltor gelandet. Der einzige Teil seines Körpers, der nicht verbrannt war, war seine Brust. Man nahm an, dass er am Boden gelegen hat, als der Feuerball ihn erfasste, weil dieser Teil seines Hemdes nur ein bisschen versengt war.

Ein paar Fahrer haben ihn ins Freie gezerrt. Ich weiß bis heute nicht, wie sie das geschafft haben... bei der Hitze und allem. Ich weiß noch, dass sie hinterher erzählt haben, dass Lennys Stiefel gedampft haben und seine ganze Haut verkrustet war. Er war noch bei Bewusstsein, konnte aber nicht sprechen. Er hatte keine Lippen mehr. Ich bin froh, dass ich es nicht gesehen habe. Ich hätte immer noch Albträume davon.« Bert stellt sein Glas ab und tut einen kleinen Seufzer.

»Es war also ein Unfall?«

»So sah es am Anfang aus. Jeder dachte, dass ein Funken aus dem Schweißgerät den Acetylen-Tank entzündet hatte. Vielleicht hatte der Schlauch ein Loch oder es war sonst irgendwas defekt. Auch möglich, dass sich in dem Kessel, an dem er geschweißt hat, Gas angestaut hatte.«

»Was meinen Sie mit ›am Anfang‹?«

»Als man Lenny das Hemd vom Körper gepellt hatte, entdeckte man auf seiner Brust einen Schriftzug. Angeblich war jeder Buchstabe auf den Zentimeter genau – aber das glaube ich nicht, wo er doch verkehrt herum und von links nach rechts schreiben musste. Er hatte sich mit dem Lötkolben das Wort ›SORRY‹ in die Haut gebrannt. Er hat wie gesagt nie viele Worte gemacht.«

Ich kann mich nicht erinnern, wie ich das Tramway verlassen habe. Nacht acht Pints habe ich aufgehört mitzuzählen. Kalte Luft schlägt mir entgegen, und ich finde mich auf allen vieren wieder, während ich meinen Mageninhalt auf dem Geröll vor einem leer stehenden Wohnblock hinterlasse.

Offenbar ist es eine Art provisorischer Parkplatz für die Kneipe, in der immer noch die Country-and-Western-Band spielt. Sie bringen gerade eine Cover-Version eines Willie-Nelson-Songs über Mütter, die ihre Kinder nicht Cowboys werden lassen.

Als ich versuche aufzustehen, schubst mich jemand von hinten, und ich lande in einer Öllache. Die vier Teenager aus der Bar umringen mich.

»Hast du Geld?«, fragt das Mädchen.

»Verpiss dich!«

Ein Tritt verfehlt meinen Kopf nur knapp, ein weiterer trifft meinen Unterleib. Meine Eingeweide erschlaffen, und ich will mich erneut übergeben. Ich sauge Luft ein und versuche nachzudenken.

»Mein Gott, Baz, du hast gesagt, dass niemand verletzt würde!«, sagt das Mädchen.

»Halt deine beschissene Klappe! Keine Namen.«

»Du kannst mich mal!«

»Ruhe, ihr zwei«, schaltet sich der Junge namens Ozzie ein, ein Linkshänder, der Rum-Cola trinkt.

»Fang du nicht auch noch an, Wichser.« Baz starrt ihn an, bis er den Blick abwendet.

Irgendjemand zieht die Brieftasche aus meinem Jackett.

»Keine Karte, bloß das Bargeld«, sagt Baz. Er ist älter als die anderen – Anfang zwanzig – und hat ein Hakenkreuz auf den Hals tätowiert. Er hebt mich mühelos hoch und hält sein Gesicht dicht vor meins. Ich rieche Bier, Erdnüsse und Zigarettenqualm.

»Hey, pass auf, Wichser! Du bist hier nicht willkommen.«

Ich werde zurückgestoßen und lande an einem Zaun mit Stacheldrahtkrone. Baz baut sich vor mir auf. Er ist knapp zehn Zentimeter kleiner und massiv wie ein Fass. In seiner Hand glänzt die Klinge eines Messers.

»Ich will meine Brieftasche zurück. Wenn du sie mir gibst, erstatte ich keine Anzeige«, sage ich. Er lacht und imitiert meine Stimme. *Klinge ich wirklich so verängstigt?*

»Ihr seid mir aus dem Pub gefolgt. Ich habe euch Billard spielen sehen. Du hast das letzte Spiel mit der Schwarzen verloren.«

Das Mädchen rückt ihre Brille zurecht. Ihre Fingernägel sind bis aufs Nagelbett abgekaut.

»Was meint er, Baz?«

»Halt's Maul! Und hör auf, mich mit Namen anzureden.« Er holt zu einem Schlag aus, doch sie wirft ihm einen lodern den Blick zu. Die Stille wird spürbarer. Ich fühle mich kein bisschen mehr betrunken.

Ich konzentriere mich auf das Mädchen. »Du hättest auf deinen Instinkt hören sollen, Denny.«

Sie starrt mich mit aufgerissenen Augen an. »Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Du bist Denny und minderjährig – dreizehn, vielleicht vierzehn. Das ist Baz, dein Freund, und die beiden sind Ozzie und Carl – «

»Halt dein beschissenes Maul!«

Baz stößt mich gegen den Zaun. Er spürt, dass ihm die Initiative entgleitet.

»Willst du das wirklich, Denny? Was wird deine Mum sagen, wenn die Polizei dich suchen kommt? Sie denkt, dass du bei einer Freundin übernachtest, oder? Sie mag es nicht, dass du mit Baz rumhängst. Sie denkt, er ist ein Versager, ein hoffnungsloser Fall.«

»Mach, dass er aufhört, Baz.« Denny schlägt sich die Hand vor den Mund.

»Halt dein beschissenes Maul!«

Niemand sagt etwas. Sie beobachten mich. Ich mache einen Schritt auf Baz zu und flüstere:

»Benutz deine grauen Zellen, Baz. Ich will bloß meine Brieftasche.«

Denny unterbricht mich, den Tränen nahe. »Gib ihm einfach die Scheißbrieftasche. Ich will nach Hause.«

Ozzie wendet sich an Carl. »Los, komm.«

Baz weiß nicht, was er machen soll. Er könnte mich im Handumdrehen abstechen, aber er ist jetzt alleine. Die anderen schlendern johlend davon.

Er presst mich fest an den Zaun, drückt mir das Messer an den Hals und beugt sich ganz dicht zu mir. Seine Zähne schließen sich um mein Ohrläppchen. Ich spüre ein weißes Brennen und einen stechenden Schmerz. Er reißt den Kopf zur Seite, spuckt in eine Pfütze und schubst mich weg.

»Das ist ein kleines Andenken von Bobby!«

Er wischt sich den blutigen Mund ab, bevor er großspurig abzieht und im Gehen gegen die Tür eines geparkten Wagens tritt. Ich sitze an den Zaun gelehnt in einer Pfütze, die Brieftasche zu meinen Füßen. Am anderen Ufer des Mersey blinken Navigationslichter auf den Spitzen der Kräne.

Ich ziehe mich langsam an dem Zaun hoch und versuche zu stehen. Mein rechtes Bein gibt nach, und ich sinke auf die Knie. Blut sickert warm an meinem Hals hinunter.

Ich stolpere auf die Hauptstraße, doch es ist kein Auto in Sicht. Aus Sorge, dass sie zurückkommen könnten, drehe ich mich immer wieder um. Eine halbe Meile die Straße hinunter entdecke ich eine Mini-Taxi-Zentrale mit Metallgittern vor Türen und Fenstern. In dem Raum hängt eine dichte Wolke aus Zigarettenqualm und Fast-Food-Gerüchen.

»Was ist denn mit Ihnen passiert?«, fragt ein dicker Mann hinter dem Gitter.

In der Scheibe sehe ich mein Spiegelbild. Der untere Teil meines Ohres fehlt, und mein Hemdkragen ist blutdurchtränkt.

»Ich bin überfallen worden.«

»Von wem?«

»Ein paar Jugendlichen.«

Ich klappe meine Brieftasche auf. Das Bargeld ist noch da.

Der dicke Mann verdreht die Augen und vergisst alle Sorge um mich. Ich bin bloß ein Betrunkener, der in eine Schlägerei geraten ist. Über Funk ruft er einen Wagen und lässt mich draußen auf dem Bürgersteig warten. Auf der Hut vor Baz blicke ich nervös die Straße hinauf und hinunter.

Ein Andenken! Bobby hat ja charmante Freunde. Warum haben sie das Geld nicht genommen? Was sollte das Ganze? Es sei denn, sie wollten mich warnen. Liverpool ist eine Stadt, die so groß ist, dass man darin verloren gehen kann, und so klein, dass man bemerkt wird, vor allem wenn man Fragen stellt.

Ich sitze mit geschlossenen Augen zusammengesunken auf dem Rücksitz eines Mazda 626 und spüre, wie mein Herzschlag sich beruhigt. Der Schweiß zwischen meinen Schulterblättern ist getrocknet, und mein Nacken fühlt sich steif an.

Das Mini-Taxi setzt mich an der Universitätsklinik ab, wo ich eine Stunde warten muss, bis das Ohr mit sechs Stichen genäht wird. Als der Assistenzarzt mir mit einem Handtuch das Blut aus dem Gesicht wischt, fragt er, ob die Polizei informiert worden ist. Ja, lüge ich, weil ich nicht will, dass Ruiz weiß, wo ich bin.

Hinterher laufe ich mit einer Dosis schmerzstillendem Paracetamol im Körper durch die Stadt bis zum Pier Head, wo gerade die letzte Fähre aus Birkenhead anlegt. Die Motoren lassen die Luft vibrieren. Ich starre aufs Wasser und bilde mir ein, dunkle Umrisse zu sehen. Leichen. Als ich erneut hinschaue, sind sie verschwunden. Warum suche ich immer nach Leichen?

Als Kind bin ich mit meinen Schwestern manchmal mit einem Boot auf der Themse gefahren. Eines Tages entdeckte ich einen Sack mit fünf toten Kätzchen. Patricia erklärte mir immer wieder, dass ich den Sack weglegen sollte. Sie schrie mich regelrecht an. Rebecca hingegen wollte hineinsehen. Sie hatte wie ich außer Insekten und Eidechsen noch nie ein totes Lebewesen gesehen.

Ich leerte den Sack und die Kätzchen fielen ins Gras. Ihr nasses Fell war gesträubt. Ich war zugleich fasziniert und abgestoßen. Sie hatten weiches Fell und noch warmes Blut. Sie waren nicht groß anders als ich.

Als Teenager stellte ich mir dann vor, dass ich bis dreißig tot sein würde. Das war mitten im Kalten Krieg, als die Welt am Rande des Abgrunds schwankte, der Gnade der Verrückten ausgeliefert, die jeweils im Weißen Haus und im Kreml saßen und sich jederzeit fragen konnten, »wozu dieser Knopf eigentlich gut ist«.

Seitdem ist mein persönlicher Jüngster Tag wild vor und zurück verlegt worden, ganz wie die offizielle Version. Die Heirat mit Julianne hat mich ungeheuer optimistisch gemacht, was mit Charlies Geburt noch verstärkt wurde. Ich freute mich sogar auf ein beschauliches Alter, in dem wir unsere Rucksäcke gegen Rollkoffer eintauschen, mit den Enkeln spielen, sie mit nostalgischen Geschichten langweilen und exzentrische Hobbys anfangen würden...

Jetzt wird die Zukunft anders sein. Ich sehe keine strahlende Straße der Entdeckungen, sondern ein zuckendes, stammelndes, sabberndes Etwas in einem Rollstuhl. »Müssen wir Dad heute wirklich besuchen?«, wird Charlie fragen. »Er merkt doch sowieso nicht, wenn wir nicht kommen.«

Eine Windböe lässt meine Zähne klappern, und ich stoße mich vom Geländer ab. Als ich den Pier verlasse, mache ich mir keine Sorgen mehr, mich zu verlaufen. Gleichzeitig fühle ich mich verletzlich. Ausgeliefert.

Am Empfang des Albion Hotel sitzt eine Frau, die strickt und beim Mitzählen der Maschen stumm die Lippen bewegt. Aus der Höhe ihrer Füße ertönt Lachen vom Band. Sie wendet sich mir erst zu, als sie die Reihe fertig gestrickt hat, und gibt mir eine Nachricht. Darauf stehen Name und Telefonnummer einer Lehrerin, die Bobby an der St.-Mary's-Schule unterrichtet hat. Morgen früh ist früh genug.

Die Treppe kommt mir steiler vor als am Morgen. Ich bin müde und betrunken. Ich will einfach aufs Bett sinken und schlafen.

Schwer atmend schrecke ich hoch. Ich taste instinktiv nach Julianne. Sie wacht meistens auf, wenn ich im Schlaf schreie. Dann legt sie die Hand auf meine Brust und flüstert, dass alles gut ist.

Ich atme tief ein, bis mein Herzschlag sich wieder beruhigt hat, steige dann aus dem Bett und schleiche auf Zehenspitzen zum Fenster. Bis auf einen Laster, der Zeitungen ausliefert, ist die Straße leer. Ich berühre behutsam mein Ohr und spüre die raue Naht.

Auf meinem Kissen ist Blut.

Ohne Anklopfen oder warnende Schritte geht die Tür auf. Ich bin mir völlig sicher, dass ich sie abgeschlossen habe. Eine Hand mit langen Fingern und roten Nägeln taucht auf, gefolgt von einem Gesicht mit Rouge und Lippenstift. Die Frau ist blass und dünn und hat kurze blonde Haare.

»Pssst.«

Hinter ihr kichert jemand.

Sie tastet nach dem Lichtschalter. Meine Umrisse zeichnen sich vor dem Fenster ab. »Dieses Zimmer ist belegt.«

Unsere Blicke treffen sich, und sie stößt einen kurzen entsetzten Kraftausdruck aus. Hinter ihr

steht ein großer, ramponiert aussehender Mann in einem schlecht sitzenden Anzug und greift in ihr Oberteil. »Sie haben mir einen Scheißschrecken eingejagt«, sagt sie und schiebt seine Hand weg, worauf er erneut betrunken nach ihrer Brust grabscht.

»Wie sind Sie ins Zimmer gekommen?«

Sie rollt entschuldigend mit den Augen. »Ein Irrtum.«

»Die Tür war abgeschlossen.«

Sie schüttelt den Kopf. Ihr männlicher Freund blickt über ihre Schulter. »Was macht der in *unserem* Zimmer?«

»Es ist sein Zimmer, du Vollidiot!« Sie schlägt mit einer strassbesetzten Handtasche gegen seine Brust und schiebt ihn aus der Tür. Bevor sie sie schließt, dreht sie sich noch einmal um und lächelt. »Wollen Sie Gesellschaft? Ich kann den Typen abwimmeln.«

Sie ist so dünn, dass man die Knochen über ihrer Brust sehen kann. »Nein danke.«

Sie zuckt die Achseln und zieht die Strumpfhose unter ihrem Minirock hoch. Dann wird die Tür geschlossen, und ich höre, wie sie versuchen, den Flur hinunterzuschleichen und ins nächste Stockwerk zu steigen.

Für einen Moment kocht Wut in mir auf. Habe ich wirklich vergessen, die Tür abzuschließen?

Ich war betrunken, vielleicht sogar verwirrt.

Es ist kurz nach sechs. Julianne und Charlie schlafen bestimmt noch. Ich hole mein Handy aus der Tasche, schalte es ein und starre in der Dunkelheit auf das leuchtende Display. Keine Nachrichten. Das ist meine Buße ... beim Einschlafen und beim Aufwachen an meine Frau und meine Tochter zu denken.

Ich sitze auf der Fensterbank und beobachte, wie der Himmel heller wird. Tauben flattern über die Dächer. Sie erinnern mich an Varanasi in Indien, wo hoch über den Scheiterhaufen Geier kreisen und darauf warten, dass die verkohlten Überreste des Toten in den Ganges geworfen werden. Varanasi ist ein trauriger Slum von einer Stadt mit verfallenden Gebäuden und schielenden Kindern, in dem es außer den bunten Saris und den wiegenden Hüften der Frauen keine Schönheit gibt. Es hat mich abgestoßen und fasziniert, und das Gleiche gilt auch für Liverpool.

Ich warte bis sieben, bevor ich Julianne anrufe. Eine männliche Stimme antwortet. Erst denke ich, dass ich mich verwählt habe, aber dann erkenne ich Jocks Stimme.

»Ich habe gerade an dich gedacht«, sagt er mit dröhnender Stimme. Im Hintergrund fragt Charlie:

»Ist das Dad? Kann ich mit ihm reden? Bitte lass mich.«

Jock hält die Hand über die Sprechmuschel, aber ich höre ihn trotzdem. Er sagt Charlie, dass sie Julianne holen soll. Sie protestiert, gehorcht dann aber doch.

Derweil ist Jock ganz kumpelhafte Leutseligkeit. Ich unterbreche ihn. »Was machst du dort, Jock? Ist alles in Ordnung?«

»Deine Installation ist nach wie vor Murks.«

Was weiß er über meine beschissene Installation? Er passt sich meiner Kälte an. Ich kann mir vorstellen, wie seine Miene sich verändert. »Jemand hat versucht einzubrechen. Julianne hat einen kleinen Schrecken gekriegt und wollte nicht allein im Haus sein. Ich habe ihr angeboten zu bleiben.«

»Wer? Wann?«

»Wahrscheinlich bloß irgendein Junkie. Er ist durch die Haustür gekommen. Die Klempner hatten sie offen stehen lassen. D. J. hat ihn im Arbeitszimmer entdeckt und die Straße hinunter verfolgt. In der Nähe des Kanals hat er ihn verloren.«

»Ist irgendetwas gestohlen worden?«

»Nein.«

Ich höre Schritte auf der Treppe. Jock legt wieder die Hand über den Hörer.

»Kann ich mit Julianne sprechen? Ich weiß, dass sie da ist.«

»Sie sagt nein.«

Ich spüre einen Anflug von Wut. Jock versucht, wieder in lockeres Geplauder zu verfallen. »Sie will wissen, warum du um drei Uhr morgens ihre Mutter angerufen hast.«

Eine vage Erinnerung daran, die Nummer gewählt zu haben, dringt in mein Bewusstsein; der eisige Tadel, bevor sie aufgelegt hat.

»Lass mich einfach mit Julianne reden.«

»Nein, das geht nicht, alter Junge. Sie fühlt sich nicht besonders. «

»Was soll das heißen?«

»Genau das, was ich gesagt habe. Sie ist ein wenig angegriffen. «

»Stimmt irgendwas nicht?«

»Nein. Sie ist kerngesund. Ich habe sie einer gründlichen körperlichen Untersuchung unterzogen.« Er will mich auf die Palme bringen, und es funktioniert.

»Gib ihr das *Scheiß*telefon – «

»Ich glaube nicht, dass du in einer Position bist, mir Befehle zu erteilen, Joe. Du machst alles nur noch schlimmer.«

Ich möchte meine Faust in seinen 100-Liegestützen-pro-Tag-Bauch rammen. Dann höre ich ein verräterisches Klicken. Irgendjemand hat das Telefon in meinem Arbeitszimmer abgehoben. Jock hat es nicht gemerkt.

Ich versuche, versöhnlich zu klingen, und sage, dass ich später noch einmal anrufe. Er legt auf, doch ich bleibe dran und warte.

»Dad, bist du das?«, fragt Charlie nervös.

»Wie geht's dir, mein Schatz?«

»Gut. Wann kommst du nach Hause?«

»Ich weiß es nicht. Ich muss noch ein paar Sachen mit Mummy klären.«

»Habt ihr beiden euch gestritten?«

»Woher weißt du das?«

»Wenn Mum wütend auf dich ist, sollte ich sie nie an meine Haare lassen.«

»Tut mir Leid.«

»Das ist okay. War es deine Schuld?«

»Ja.«

»Warum sagst du dann nicht einfach, dass es dir Leid tut? Das erklärst du mir doch auch immer, wenn ich mich mit Taylor Jones gestritten habe.«

»Ich glaube, das wird diesmal nicht reichen.«

Ich kann förmlich hören, wie sie darüber nachdenkt. Ich kann mir sogar vorstellen, wie sie sich konzentriert auf die Unterlippe beißt.

»Dad?«

»Ja.«

»Also ... ähm ... ich wollte dich was fragen. Es geht... also ...« Sie setzt mehrmals neu an. Ich sage, dass sie sich die ganze Frage erst im Kopf ausdenken und mir dann stellen soll.

Schließlich platzt es aus ihr heraus. »Da war dieses Foto in der Zeitung... jemand mit einem Mantel über dem Kopf. Ein paar Kinder haben darüber geredet ... in der Schule. Lachlan O'Brien hat gesagt, das wärst du. Ich habe ihm erklärt, dass er lügt. Dann habe ich gestern Abend eine Zeitung aus dem Müllheimer gezogen. Mum hatte sie weggeworfen. Ich habe mich nach oben in mein Zimmer geschlichen – «

»Hast du den Artikel gelesen?«

»Ja.«

Mein Herz rutscht mir in die Knie. Wie soll ich einer Achtjährigen das Konzept einer

irrtümlichen Verhaftung aufgrund einer Verwechslung erklären? Wir haben Charlie beigebracht, der Polizei zu vertrauen. Gerechtigkeit und Fairness sind wichtig – sogar auf dem Spielplatz.

»Es war ein Fehler, Charlie. Die Polizei hat einen Fehler gemacht.«

»Und warum ist Mum dann wütend auf dich?«

»Weil ich auch einen Fehler gemacht habe. Einen anderen. Er hat nichts mit der Polizei oder mit dir zu tun.«

Sie verstummt. Wieder kann ich sie denken hören.

»Was fehlt Mummy denn?«

»Ich weiß nicht. Ich habe gehört, dass sie Onkel Jock gesagt hat, sie wäre überfällig.«

»Was hat sie damit gemeint?«

»Das hat sie nicht gesagt. Sie hat nur gesagt, sie wäre ein bisschen überfällig.«

Ich fordere sie auf, den Satz Wort für Wort zu wiederholen. Sie versteht nicht, warum. Mein Mund ist trocken, und das liegt nicht nur an meinem Kater. Ich höre, wie Julianne im Hintergrund nach Charlie ruft.

»Ich muss jetzt Schluss machen«, flüstert Charlie. »Komm bald nach Hause.«

Sie legt eilig auf, sodass ich keine Gelegenheit habe, mich zu verabschieden. Mein erster Instinkt ist, direkt wieder anzurufen, und zwar so lange, bis Julianne mit mir redet. Bedeutet »überfällig« das, was ich glaube? Mir ist flau im Magen und trübe im Kopf.

Ich könnte in drei Stunden zu Hause sein, wenn ich einen Zug erwische. Ich könnte vor der Tür stehen bleiben, bis sie einwilligt, mit mir zu reden. Vielleicht ist es das, was sie will – dass ich nach Hause renne und um sie kämpfe.

Wir haben sechs Jahre gewartet. Julianne hat nie aufgehört, daran zu glauben. Ich war derjenige, der die Hoffnung aufgegeben hat.

Als ich den Laden betrete, läutet über meinem Kopf ein Glöckchen. Die Aromen von Duftölen und -kerzen und Kräutersäckchen steigen mir in die Nase. Schmale Holzregale erstrecken sich vom Boden bis zur Decke, voll gestopft mit Weihrauch, Seife, Ölen und kleinen Gefäßen gefüllt mit allem Möglichen von Bimsstein bis Seegras.

Eine große Frau tritt hinter einem Vorhang hervor. Sie trägt einen bunten Kaftan, der sich von ihrem Hals über riesige Brüste wölbt. Um ihren Hals hängen Perlenketten, die beim Gehen klackern.

»Kommen Sie rein, kommen Sie rein, nicht so schüchtern«, sagt sie und winkt mich heran. Sie heißt Louise Elwood. Ich erkenne ihre Stimme vom Telefon wieder. Manche Menschen sehen aus, wie ihre Stimmen klingen. Sie ist einer dieser Menschen – kräftig, tief und laut. Ihre Armreifen klimpern, als sie meine Hand schüttelt. In der Mitte ihrer Stirn klebt ein roter Punkt. »Oje, oje«, sagt sie und fasst mein Kinn mit einer Hand. »Sie kommen gerade noch rechtzeitig. Man muss sich bloß diese Augen ansehen. Matt. Trocken. Sie haben in letzter Zeit nicht gut geschlafen, was? Toxine im Blut. Zu viel rotes Fleisch. Vielleicht eine Getreideallergie. Was ist denn mit Ihrem Ohr passiert? «

»Ein übereifriger Frisör.«

Sie zieht eine Braue hoch.

»Wir haben telefoniert«, erklärt sie. »Ich bin Professor O’Loughlin.«

»Typisch. Gucken Sie sich Ihren Zustand an! Ärzte und Akademiker sind die schlimmsten Patienten. Sie hören nie auf ihre eigenen guten Ratschläge.«

Erstaunlich agil dreht sie sich um die eigene Achse und geht weiter nach hinten durch, ohne dabei für einen Moment aufzuhören zu reden. Es gibt keine offensichtlichen Anzeichen für einen Mann in ihrem Leben. Die Kinder auf den Fotos an der Pinnwand sind wahrscheinlich Neffen und Nichten. Sie hat eine Birmakatze (Katzenhaare), eine Schublade voller Schokolade (Stanniolpapier auf dem Fußboden) und eine Vorliebe für Liebesromane (*Zeit ohne Worte* von Catherine Cookson).

Hinter dem Vorhang befindet sich ein kleiner Raum mit gerade genug Platz für einen Tisch, drei Stühle und einen Tresen mit einem kleinen Waschbecken. Ein Radio und ein elektrischer Wasserkocher sind in eine einsame Steckdose gestöpselt. Auf dem Tisch liegt eine bei dem Kreuzworträtsel aufgeschlagene Frauenzeitschrift.

»Kräutertee?«

»Haben Sie auch Kaffee?«

»Nein.«

»Dann gerne einen Tee.«

Sie rattert eine Liste mit einem Dutzend Sorten herunter. Bis sie fertig ist, habe ich die ersten schon wieder vergessen.

»Kamille.«

»Ausgezeichnete Wahl. Gut zum Abbau von Stress und Spannungen.« Sie macht eine Pause.

»Sie glauben nicht daran, oder?«

»Ich habe nie verstanden, warum Kräutertee so wunderbar riecht und so fade schmeckt.«

Sie lacht, und ihr ganzer Körper bebt. »Der Geschmack ist subtil. Er entfaltet sich in Harmonie mit dem Körper. Der Geruchssinn ist der unmittelbarste unserer Sinne. Vielleicht entwickelt sich der Tastsinn früher und geht später wieder, aber ein Geruch wird unmittelbar ans Gehirn übertragen.«

Sie deckt zwei Porzellantassen und füllt eine Keramikkanne mit kochendem Wasser. Die Teeblätter werden zwei Mal durch ein silbernes Sieb gefiltert, bevor sie mir die Tasse über den

Tisch schiebt.

»Sie lesen also keine Teeblätter?«

»Sie wollen sich wohl über mich lustig machen, Professor.« Sie ist nicht beleidigt.

»Vor fünfzehn Jahren waren Sie Lehrerin an der St.-Mary's-Schule. «

»Für meine Sünden.«

»Erinnern Sie sich an einen Jungen namens Bobby Morgan?«

»Selbstverständlich.«

»An was erinnern Sie sich?«

»Er war ziemlich intelligent, aber ein wenig verlegen wegen seiner Größe. Einige der anderen Jungen haben ihn ständig gehänselt, weil er nicht gut in Sport war, aber er hatte eine wunderbare Singstimme.«

»Sie haben den Chor geleitet.«

»Ja. Einmal habe ich vorgeschlagen, dass er Gesangsunterricht nehmen sollte, aber seine Mutter war nicht besonders zugänglich. Ich habe sie nur einmal in der Schule gesehen. Sie hat sich darüber beschwert, dass Bobby ihr Geld aus dem Portemonnaie gestohlen hatte, um damit für einen Ausflug ins Liverpool Museum zu bezahlen.«

»Was ist mit seinem Vater?«

Sie sieht mich fragend an. Offenbar sollte ich etwas wissen. Sie überlegt, ob sie weitersprechen soll.

»Bobbys Vater durfte nicht in die Schule kommen«, sagt sie. »Gegen ihn wurde eine gerichtliche Verfügung erlassen, als Bobby in der zweiten Klasse war. Hat Bobby Ihnen das alles nicht erzählt?«

»Nein.«

Sie schüttelt den Kopf. Perlen schwingen hin und her. »Ich habe damals Alarm geschlagen. Bobby hat sich im Verlauf weniger Wochen zwei Mal während des Unterrichts eingenässt. Dann hat er seine Hose beschmutzt und sich den halben Nachmittag in der Jungentoilette versteckt. Er wirkte verstört. Als ich ihn gefragt habe, warum, wollte er nichts sagen. Ich habe ihn zur Krankenschwester der Schule gebracht. Sie hat eine saubere Hose für ihn aufgetrieben. Dabei hat sie die Schwiegen an seinen Beinen entdeckt. Es sah aus, als wäre er geschlagen worden.«

Die Krankenschwester informierte vorschriftsgemäß die stellvertretende Direktorin, die wiederum das Jugendamt benachrichtigte. Ich kenne das Verfahren in- und auswendig. Eine Sozialarbeiterin würde den Fall aufgenommen und mit ihrem Abschnittsleiter erörtert haben. Die Dominosteine begannen zu fallen – medizinische Untersuchungen, Befragungen, Vorwürfe, Leugnen, Fallbesprechungen, Erkenntnisse zum »Gefährdungspotential«, vorübergehender Entzug des Sorgerechts, Einsprüche – und so fiel ein Stein gegen den nächsten.

»Erzählen Sie mir von der gerichtlichen Anordnung«, bitte ich sie.

Sie erinnert sich nur an ein paar karge Details. Vorwürfe sexuellen Missbrauchs, die der Vater abstritt. Gerichtliche Aussetzung des Umgangsrechts. Die Begleitung von Bobby zwischen den Unterrichtsstunden.

»Die Polizei hat ermittelt, aber ich weiß nicht, wie es ausgegangen ist. Die stellvertretende Direktorin hat mit den Sozialarbeitern und Polizisten gesprochen.«

»Ist sie noch an der Schule?«

»Nein. Sie ist vor eineinhalb Jahren aus familiären Gründen in den Ruhestand gegangen.«

»Was geschah mit Bobby?«

»Er hat sich verändert. Er hatte eine Stille an sich, die man bei Kindern nur selten sieht. Viele der Lehrer fanden das sehr entnervend.« Sie starrt in ihre Teetasse und neigt sie vorsichtig hin und her. »Als sein Vater starb, hat er sich noch mehr zurückgezogen. Es war, als würde er das Gesicht von außen an die Scheibe pressen.«

»Glauben Sie, dass Bobby missbraucht wurde?«

»St. Mary's ist eine sehr arme Gegend, Professor O'Loughlin. In manchen Haushalten ist es schon eine Form von Missbrauch, morgens einfach aufzuwachen.«

Ich weiß praktisch nichts über Autos. Ich kann sie voll tanken, Luft in die Reifen und Wasser in den Kühler füllen, aber Marken, Modelle und die Dynamik moderner Verbrennungsmotoren interessieren mich nicht. Normalerweise nehme ich andere Fahrzeuge auf der Straße kaum wahr, ganz im Gegensatz zu heute. Ständig sehe ich einen weißen Transporter. Ich habe ihn am Morgen bemerkt, als ich das Albion Hotel verließ. Er parkte gegenüber. Die anderen Autos waren mit Staub bedeckt, aber auf der Windschutzscheibe und dem Heckfenster des Transporters war jeweils ein kreisrunder Ausguck freigewischt worden.

Derselbe weiße Transporter – oder ein anderer, der genauso aussieht – parkt an einer Lieferrampe gegenüber von Louise Elwoods Laden. Die Hecktüren stehen offen. Auf der Ladefläche stehen Leinensäcke. Wahrscheinlich gibt es in Liverpool hunderte von weißen Transportern; möglicherweise eine ganze Flotte, die alle zu demselben Kurierdienst gehören.

Nach der vergangenen Nacht sehe ich in jedem Türeingang und jetzt auch in parkenden Wagen Schatten. Ich überquere den Marktplatz und bleibe vor dem Schaufenster eines Warenhauses stehen, in dem ich den Platz in meinem Rücken studiere. Niemand folgt mir.

H. L. Mencken – Journalist, Biertrinker und Weiser – hat einmal gesagt, dass es für jedes komplexe Problem eine Lösung gibt, die einfach, ordentlich und falsch ist. Ich teile sein Misstrauen gegenüber dem Offensichtlichen.

An der Uni habe ich meine Dozenten immer damit wahnsinnig gemacht, nahe liegende Vermutungen in Frage zu stellen. »Warum können Sie die Dinge nicht einfach als das akzeptieren, was sie sind?«, fragten sie mich. »Warum *kann* die einfache Antwort nicht richtig sein?«

Die Natur ist nicht so. Wenn es bei der Evolution um einfache Antworten gegangen wäre, hätten wir alle größere Gehirne und würden nicht *Versteckte Kamera* gucken. Mütter hätten vier Arme, und Babys würden ihr Zuhause nach sechs Wochen verlassen. Wir würden alle über Knochen aus Titan, UV-resistente Haut, einen Röntgenblick und die Fähigkeit verfügen, eine dauerhafte Erektion und mehrfache Orgasmen zu haben.

Bobby Morgan – ich werde ihn ab jetzt bei seinem richtigen Namen nennen – wies viele klassische Symptome von sexuellem Missbrauch auf. Trotzdem will ich, dass es nicht wahr ist. Lenny Morgan ist mir ans Herz gewachsen. Er hat vieles richtig gemacht bei der Erziehung von Bobby. Die Leute mochten ihn. Bobby bewunderte ihn.

Vielleicht hatte Lennys Persönlichkeit zwei Seiten. Nichts hält einen Missbraucher davon ab, gleichzeitig eine liebevolle Vertrauensperson zu sein. Das würde auf jeden Fall seinen Selbstmord erklären. Und es könnte auch der Grund dafür sein, dass Bobby zwei Persönlichkeiten braucht, um zu überleben.

11

Das Jugendamt führt Akten über Kinder, die sexuell missbraucht worden sind. Früher konnte ich sie unbeschränkt einsehen, aber ich gehöre nicht mehr zum System. Die Datenschutzbestimmungen sind zwingend.

Ich brauche die Hilfe eines Menschen, den ich seit mehr als zehn Jahren nicht mehr gesehen habe. Sie heißt Melinda Cossimo, und ich habe Angst, dass ich sie vielleicht nicht erkenne. Wir verabreden uns in einem Café gegenüber dem Amtsgericht.

Als ich nach Liverpool kam, war Mel eine einfache Sozialarbeiterin. Jetzt leitet sie die Abteilung (und darf sich »Kinderschutz-Referentin« nennen). Es gibt nicht viele, die es so lange in der Sozialarbeit aushalten. Entweder sie brennen aus oder sie explodieren.

Mel war ein klassischer Punk mit stacheligen Haaren, ramponierten Lederjacken und zerrissenen Jeans. Sie widersprach aus Prinzip jedem, weil sie es gern sah, wenn sich jemand für seine Überzeugungen stark mache, egal ob sie eine Meinung teilte oder nicht.

Sie war in Cornwall aufgewachsen und hatte ihren Vater, einen einheimischen Fischer, über »Männer- und Frauenarbeit« dozieren hören. Sie wurde fast vorhersehbar zur flammenden Feministin und Autorin von »Wenn Frauen die Hosen anhaben« – ihre Doktorarbeit. Ihr Vater dreht sich wahrscheinlich im Grab um.

Mels Ehemann Boyd war ein Junge aus Lancashire, der Khakihosen und Rollkragenpullover trug und selbst gedrehte Zigaretten rauchte. Er war groß und dünn und bekam mit neunzehn graue Haare, die er jedoch weiter lang und zu einem Pferdeschwanz gebunden trug. Ich habe es nur einmal offen gesehen, in der Dusche nach dem Badminton.

Sie waren großartige Gastgeber. Meistens trafen wir uns am Wochenende zum Essen auf Boyds heruntergekommener Terrasse mit dem »Windspiel«-Garten und den Cannabispflanzen, die in einem alten Fischteich wuchsen. Wir waren alle überarbeitet, ungewürdigt und immer noch idealistisch. Julianne spielte Gitarre, und Mel konnte singen wie Joni Mitchell. Wir verspeisten vegetarische Festessen, tranken zu viel Wein, rauchten ein bisschen Gras und retteten wortreich die Welt. Der Kater dauerte bis zum Montag, die Flatulenz bis Mitte der Woche.

Mel steht vor dem Fenster und zieht eine Grimasse. Ihr Haar ist glatt und nach hinten gesteckt. Sie trägt eine dunkle Hose und eine taillierte beigegebogene Jacke, an dessen Revers eine weiße Schleife geheftet ist. Ich kann mich nicht erinnern, für welche Wohltätigkeitsorganisation sie steht.

»Ist das dein Abteilungsleiter-Outfit?«

»Nein, nur das Alter«, sagt sie, dankbar, sich setzen zu können. »Diese Schuhe bringen mich um.« Sie streift sie ab und reibt ihre Knöchel.

»Shopping?«

»Ein Termin beim Familiengericht. Vorübergehender Sorgerechtsentzug wegen akuter Gefährdung des Kindeswohls.«

»Und ist es gut gelaufen?«

»Es hätte schlimmer sein können.«

Ich besorge Kaffee, während sie den Tisch besetzt hält. Ich weiß, dass sie mich abcheckt, um festzustellen, wie stark ich mich verändert habe. Haben wir noch etwas gemeinsam? Warum bin ich plötzlich aufgetaucht? Die Fürsorge ist eine argwöhnische Zunft.

»Und was ist mit deinem Ohr passiert?«

»Von einem Hund gebissen worden.«

»Man sollte nie mit Tieren arbeiten.«

»Das habe ich auch gehört.«

Mel beobachtet mich, während ich versuche, mit der linken Hand umzurühen. »Bist du noch mit

Julianne zusammen? «

»Hm-hm. Wir haben jetzt Charlie. Sie ist acht. Ich glaube, Julianne ist vielleicht wieder schwanger.«

»Bist du dir nicht sicher?«, fragt sie lachend.

Ich lache mit ihr, habe jedoch plötzlich heftige Schuldgefühle.

Ich frage nach Boyd, den ich mir als alternden Hippie vorstelle, der noch Leinenhemden und weite indische Hosen trägt. Mel wendet das Gesicht ab, aber ich sehe noch, wie ein Ausdruck von Schmerz ihren Blick trübt wie ein Wolke.

»Boyd ist tot.«

Sie sitzt reglos da, damit sich die Stille an die Neuigkeit gewöhnen kann.

»Wann?«

»Vor über einem Jahr. Einer dieser Allrad-Jeeps mit Bullenfänger hat ein Stoppschild überfahren und ihn platt gemacht.«

Ich erkläre ihr, dass es mir Leid tut. Sie lächelt traurig und leckt den Milchschaum von ihrem Löffel.

»Man sagt, das erste Jahr wäre das schlimmste. Ich sag dir, es ist, als ob man von fünfzig Bullen mit Schlagstöcken und Schutzschilden verprügelt wird. Ich habe die Tatsache, dass er nicht mehr da ist, noch immer nicht so richtig verarbeitet. Eine Zeit lang habe ich sogar *ihm* die Schuld gegeben. Ich dachte, er hätte mich verlassen. Ich weiß, das klingt albern, aber ich habe aus Trotz seine Plattensammlung verkauft. Es hat mich mehr als das Doppelte gekostet, sie zurückzukaufen.« Sie lacht über sich und röhrt in ihrem Kaffee.

»Du hättest dich melden sollen. Wir hatten keine Ahnung.«

»Boyd hatte eure Adresse verloren. Er war hoffnungslos. Ich weiß, dass ich euch hätte finden können.« Sie lächelt entschuldigend. »Aber eine Zeit lang wollte ich einfach niemanden sehen. Es hätte mich an die gute alte Zeit erinnert.«

»Wo ist er jetzt?«

»Zu Hause in einem silbernen Gefäß auf meinem Aktenschrank. « So wie sie es sagt, klingt es, als ob er im Gartenschuppen vor sich hin werkelt. »Ich kann ihn nicht hier beerdigen. Es ist zu kalt. Was, wenn es schneit? Er hat die Kälte gehasst.« Sie sieht mich traurig an. »Ich weiß, dass das dumm ist.«

»Finde ich nicht.«

»Ich dachte, ich spare und bringe seine Asche nach Nepal. Ich könnte sie von einem Berg streuen.«

»Er hatte Höhenangst.«

»Ja. Vielleicht sollte ich ihn einfach in die Mersey kippen.«

»Darf man das?«

»Ich weiß nicht, wie mich jemand davon abhalten sollte.« Sie lacht wehmütig. »Und was führt dich zurück nach Liverpool? Du konntest doch gar nicht schnell genug von hier wegkommen. «

»Ich wünschte, ich hätte euch mitnehmen können.«

»Nach Süden! Wohl kaum! Du weißt doch, was Boyd von London gehalten hat. Er hat immer gesagt, es wäre voller Leute, die etwas suchen, was sie sonst nirgends finden könnten, weil sie sich nie die Mühe gemacht haben hinzugucken.«

Ich kann förmlich hören, wie Boyd genau das sagt.

»Ich muss eine Fürsorgeakte einsehen.«

»Einen Rotrand!«

»Ja.«

Den Ausdruck habe ich seit Jahren nicht mehr gehört. So nennen Sozialarbeiter in Liverpool Fürsorgeakten, weil das Antragsformular zur Inobhutnahme einen dunkelroten Rand hat.

»Um welches Kind geht es?«

»Bobby Morgan.«

Mel weiß sofort, von wem die Rede ist, das erkenne ich in ihren Augen. »Ich habe um zwei Uhr morgens einen Familienrichter aus dem Bett geklingelt, damit er den vorübergehenden Entzug des Sorgerechts unterschreibt. Der Vater hat Selbstmord begangen. Daran musst du dich doch erinnern.«

»Nein.«

Sie runzelt die Stirn. »Vielleicht war es einer von Erskines Fällen.« Rupert Erskine war der leitende Psychologe unserer Abteilung. Ich war die untergebene Hälfte unseres Teams, eine Tatsache, auf die er mich bei jeder Gelegenheit hinwies. Mel war die mit Bobbys Fall betraute Sozialarbeiterin gewesen.

»Der erste Hinweis kam von einer Lehrerin«, erklärt sie. »Die Mutter wollte zuerst nichts sagen. Als sie die medizinischen Beweise gesehen hat, ist sie zusammengebrochen und hat uns erklärt, dass sie ihren Mann verdächtigt.«

»Kannst du mir die Akte besorgen?«

Ich sehe, dass sie mich fragen will, warum. Gleichzeitig weiß sie, dass es wahrscheinlich sicherer ist, ahnungslos zu bleiben. Geschlossene Familienakten werden in Hatton Gardens gelagert, wo Sozial- und Jugendamt der Stadt Liverpool ihren Hauptsitz haben. Die Akten werden achtzig Jahre aufbewahrt und können nur von entsprechenden Mitarbeitern der Behörde, befugten Einrichtungen oder Mitarbeitern des Gerichts eingesehen werden. Jede Akteneinsicht wird protokolliert.

Mel betrachtet ihr Spiegelbild in dem Teelöffel. Sie muss eine Entscheidung treffen. Wird sie mir helfen oder ablehnen? Sie sieht auf die Uhr. »Ich muss ein paar Anrufe machen. Komm um halb zwei in mein Büro.«

Sie küsst mich zum Abschied auf die Wange, und ich bestelle für die Wartezeit einen weiteren Kaffee. Inaktivität ist am schlimmsten, weil man zu viel Zeit zum Nachdenken hat. Dann titzen wahllose Gedanken durch meinen Kopf wie Tischtennisbälle in einem Krug, Julianne ist schwanger. Wir brauchen ein Sicherheitsgatter vor der Treppe. Charlie will im Sommer zelten gehen. Welche Verbindung besteht zwischen Bobby und Catherine?

Ein weiterer Transporter – aber er ist nicht weiß. Der Fahrer wirft einen Packen Zeitungen auf den Bürgersteig vor dem Café. Die Schlagzeile lautet: »Belohnung im Mordfall McBride.«

Mel hat einen aufgeräumten Schreibtisch mit jeweils einem Stapel zu erledigender Dokumente auf jeder Seite. An ihrem Computer kleben Sticker, ausgeschnittene Schlagzeilen und Cartoons. Einer zeigt einen bewaffneten Räuber mit einer Pistole, der sagt: »Geld oder Leben!« Das Opfer antwortet: »Ich habe weder Geld noch Leben. Ich bin Sozialarbeiter.«

Wir befinden uns im dritten Stock der Abteilung für soziale Dienste. Die meisten Büros sind leer, die Mitarbeiter im Wochenende. Aus Mels Fenster blickt man auf ein halb errichtetes Warenhaus aus Fertigmodulen. Sie hat mir drei Akten besorgt, die alle von einem roten Band zusammengehalten werden. Sie gibt mir eine Stunde, bis sie vom Einkaufen zurückkommt.

Ich weiß, was ich zu erwarten habe. Wenn man an irgendetwas herumbastelt, ist es die oberste Regel, alle Einzelteile aufzubewahren, und so verfahren auch die sozialen Dienste. Wenn sie im Leben anderer Menschen herumpfuschen, werden alle Entscheidungen sorgfältig dokumentiert. Es gibt Befragungen, Familiengutachten, psychologische Berichte und medizinische Diagnosen. Es gibt sowohl Protokolle jeder Fallkonferenz und Strategiebesprechung als auch Kopien der Polizeiakten und Gerichtsbeschlüsse.

Wenn Bobby also eine Zeit lang in einem Heim oder einer psychiatrischen Abteilung untergebracht war, wird das irgendwo festgehalten sein. Es wird Namen, Daten und Orte geben,

durch die ich mit ein wenig Glück eine Verbindung zu Catherine McBrides Fall herstellen kann. Die erste Seite ist ein Protokoll des Anrufs von der St.-Mary's-Schule. Ich erkenne Mels Handschrift. Bobby hat »in letzter Zeit Verhaltensauffälligkeiten gezeigt«. Er hat sich nicht nur eingänssst und die Hose beschmutzt, sondern auch »unangemessen sexuelles Verhalten« an den Tag gelegt, indem er sich die Unterhose ausgezogen und mit einem siebenjährigen Mädchen Geschlechtsverkehr simuliert hat.

Mel hat die Informationen an den Bereichsleiter gefaxt und gleichzeitig bei einem Mitarbeiter des zuständigen Ortsamts nachgefragt, ob Bobby, seine Eltern oder irgendwelche Geschwister bereits aktenkundig geworden waren. Da diese Nachfrage ohne Ergebnis blieb, eröffnete sie eine neue Akte. Die Verletzungen beunruhigten sie am meisten. Sie konsultierte den stellvertretenden Leiter Lucas Dutton, der die Entscheidung traf, eine Ermittlung einzuleiten.

Das entsprechende Formular ist wegen seines roten Randes leicht zu finden. Darauf sind Bobbys Name, Geburtsdatum, Adresse und Angaben zu Eltern, Schule, Hausarzt und bekannten gesundheitlichen Problemen erfasst. Auch die Personalien der stellvertretenden Direktorin, die die Erstmeldung gemacht hatte, sind aufgenommen.

Mel hatte eine gründliche medizinische Untersuchung veranlasst. Dr. Richard Legende fand »zwei bis drei etwa 15 Zentimeter lange Striemen auf beiden Pobacken«, die von »zwei oder drei Schlägen mit einem harten Gegenstand wie z. B. einem nielenbesetzten Gürtel« herrühren könnten.

Bobby hatte während der gesamten Untersuchung verstört gewirkt und sich geweigert, irgendwelche Fragen zu beantworten. Dr. Legende stellte darüber hinaus älteres vernarbtes Gewebe im Analbereich fest. »Ob diese Verletzung durch einen Unfall oder durch vorsätzliche Penetration verursacht wurde, ist nicht klar«, schrieb er. In einem späteren Bericht legte er sich dann auf die entschiedenere Diagnose fest, dass die Narben »für einen Missbrauch sprechen«. Bridget Morgan wurde befragt. Sie reagierte zunächst feindselig und warf den Sozialarbeiterin Übereifer vor. Als man ihr von Bobbys Verletzungen und Verhalten berichtete, begann sie, ihre Antworten zu relativieren und Entschuldigungen für ihren Mann vorzubringen.

»Er ist ein guter Mann, aber er kann nicht anders. Wenn er wütend wird, verliert er die Kontrolle.«

»Hat er Sie jemals geschlagen?«

»Ja.«

»Und was ist mit Bobby?«

»Er kriegt das Schlimmste davon ab.«

»Womit schlägt er Bobby?«

»Mit einem Hundehalsband ... Er bringt mich um, wenn er erfährt, dass ich hier bin ... Sie wissen ja nicht, wie er ist...«

Als man sie nach dem unangemessenen sexuellen Verhalten Bobbys befragt, bestreitet Bridget kategorisch, dass ihr Mann etwas derartiges getan haben könnte. Ihre Proteste wurden im Laufe der Befragung schriller, bis sie unter Tränen verlangte, Bobby zu sehen.

Alle Beschuldigungen von sexuellem Missbrauch müssen der Polizei gemeldet werden. Nachdem man ihr das erklärt hatte, wurde Bridget Morgan noch ängstlicher. Sichtlich verzweifelt gab sie zu, dass sie sich Sorgen über die Beziehung ihres Mannes zu Bobby machen würde, was sie jedoch nicht weiter ausführen konnte oder wollte.

Bobby und seine Mutter wurden zur offiziellen Zeugenvernehmung in die Polizeiwache in der Marsh Lane gebracht. Dort wurde auch eine Strategiebesprechung abgehalten. Anwesend waren Mel Cossimo, ihr direkter Vorgesetzter Lucas Dutton, Detective Sergeant Helena Bronte und Bridget Morgan. Nachdem sie einige Minuten mit Bobby allein verbracht hatte, akzeptierte Mrs. Morgan die Notwendigkeit einer Ermittlung.

Ich blättere ihre Aussage vor der Polizei durch und versuche, den Kernpunkt ihrer Vorwürfe herauszuarbeiten. Sie behauptete, dass sie Bobby vor zwei Jahren ohne Unterhose auf dem Schoß ihres Mannes hatte sitzen sehen. Ihr Mann hatte nur ein Handtuch um die Hüften und schien Bobbys Hand zwischen seine Beine zu schieben.

Im vergangenen Jahr hatte sie häufig festgestellt, dass Bobby keine Unterwäsche trug, wenn sie ihn zum Baden auszog. Nach dem Grund gefragt, hatte er geantwortet: »Daddy mag es nicht, wenn ich eine Unterhose anhabe.«

Des weiteren behauptete die Mutter, dass ihr Mann nur badete, wenn Bobby wach war, und immer die Badezimmertür offen stehen ließ. Häufig lud er Bobby ein, mit ihm zu baden, aber der Junge machte Ausflüchte.

Obwohl das für sich genommen keine besonders belastende Aussage war, konnte sie in den Händen eines guten Staatsanwalts hinreichend vernichtend sein. Als Nächstes erwarte ich Bobbys Aussage zu finden, doch sie ist nicht da. Ich blättere einige Seiten weiter, finde jedoch nirgendwo eine Erwähnung einer offiziellen Befragung, was wiederum erklären konnte, warum nie Anklage gegen Lenny Morgan erhoben wurde. Stattdessen stoße ich auf ein Videoband und einen Stapel handschriftlicher Notizen.

Die Zeugenaussage des Kindes ist entscheidend. Wenn es nicht zugibt, belästigt worden zu sein, ist der Erfolg einer Verurteilung gering. Entweder müsste der Täter den Missbrauch selber gestehen oder der medizinische Befund so eindeutig sein, dass er nicht widerlegt werden kann. Mel hat in ihrem Büro einen Videorekorder und einen Fernseher. Ich ziehe die Kassette aus dem Pappkarton. Auf dem Etikett steht Bobbys Name sowie Ort und Datum der Befragung. Als die ersten Bilder über den Bildschirm flimmern, sehe ich in der unteren linken Ecke die Uhrzeit eingeblendet.

Ein Gutachten in einem Fall von Kindesfürsorge unterscheidet sich schon durch die zeitliche Beschränkung stark von einer normalen Patientenkonsultation. Häufig dauert es Wochen, um das Vertrauen aufzubauen, das ein Kind braucht, um seine innere Welt langsam zu offenbaren. Eine Begutachtung muss hingegen schnell erfolgen, deshalb müssen die Fragen direkter sein.

Das kinderfreundliche Vernehmungszimmer hat bunte Wände und auf dem Boden liegt Spielzeug. Auf dem Tisch liegt Papier und Wachsmalkreide. Ein kleiner Junge sitzt nervös auf seinem Stuhl und starrt auf ein leeres Blatt. Er trägt eine Schuluniform mit ausgebeulten Shorts und ausgetretene Schuhe. Als er in die Kamera blickt, kann ich sein Gesicht deutlich sehen. Er hat sich in vierzehn Jahren stark verändert, aber ich erkenne ihn trotzdem. Er sitzt ausdruckslos da, als hätte er sich mit seinem Schicksal abgefunden.

Und da ist noch etwas, noch mehr. Die Einzelheiten kommen zurück wie ausgelieferte Soldaten. Ich habe diesen Jungen schon einmal gesehen. Rupert Erskine hatte mich in einem Fall hinzugezogen, ein kleiner Junge, der auf keine seiner Fragen reagierte. Ein neuer Ansatz wurde gebraucht. Vielleicht ein neues Gesicht.

Das Videoband läuft weiter, und ich höre *meine* Stimme. »Wirst du lieber Robert, Rob oder Bobby genannt?«

»Bobby.«

»Weißt du, warum du hier bist, Bobby?«

Er antwortet nicht.

»Ich muss dir ein paar Fragen stellen. Ist das okay?«

»Ich will nach Hause.«

»Noch nicht sofort. Sag mal, Bobby, du verstehst doch den Unterschied zwischen der Wahrheit und einer Lüge, oder nicht?«

Er nickt.

»Wenn ich behaupten würde, dass ich anstelle einer Nase eine Möhre habe, was wäre das?«

»Eine Lüge.«

»Genau.«

Die Kassette läuft weiter. Ich stelle ihm allgemeine Fragen über die Schule und sein Zuhause. Bobby spricht über seine Lieblingssendungen im Fernsehen und seine Lieblingsspielsachen. Er entspannt sich und beginnt beim Reden auf das Blatt zu kritzeln.

Wenn er drei Wünsche frei hätte, was würde er sich wünschen? Nach zwei Fehlstarts und mehrfachem Sortieren kam er auf: 1. der Besitz einer Schokoladenfabrik; 2. ein Campingurlaub; 3. die Konstruktion einer Maschine, die alle glücklich machen würde. Wer würde er am liebsten sein? Sonic, der Igel, weil der »echt schnell rennen kann und seine Freunde rettet«.

Beim Betrachten des Videos erkenne ich einige Manierismen und die Körpersprache des erwachsenen Bobby wieder. Er lächelt oder lacht kaum und hält immer nur kurz direkten Blickkontakt.

Ich frage ihn nach seinem Vater. Zunächst wirkt Bobby lebhaft und offen. Er will nach Hause, um ihn zu sehen. »Wir machen zusammen eine Erfindung. Damit Einkaufstüten im Kofferraum von Autos nicht mehr umkippen können.«

Bobby malt ein Bild von sich selbst, und ich fordere ihn auf, seine einzelnen Körperteile zu benennen. Als er seine Geschlechtsteile benennt, murmelt er unverständlich.

»Badest du gern mit deinem Dad zusammen?«

»Ja.«

»Was magst du denn daran?«

»Er kitzelt mich.«

»Wo kitzelt er dich?«

»Überall.«

»Berührt er dich auch manchmal auf eine Art, die du nicht magst?«

Bobby runzelt die Stirn. »Nein.«

»Berührt er je deine Geschlechtsteile?«

»Nein.«

»Auch nicht, wenn er dich wäscht?«

»Vielleicht schon.« Er murmelt etwas, was ich nicht verstehe.

»Was ist mit deiner Mum? Berührt sie manchmal deine Geschlechtsteile? «

Er schüttelt den Kopf und bittet, nach Hause gehen zu dürfen. Er zerknüllt das Blatt und weigert sich, weitere Fragen zu beantworten. Er ist nicht erregt oder ängstlich. Es ist ein weiteres Beispiel für die »Distanzierung«, die man bei missbrauchten Kindern häufig beobachten kann, wenn sie versuchen, sich kleiner und damit weniger angreifbar zu machen.

Die Befragung endet – mit offensichtlich unschlüssigem Ausgang. Bobbys Sprache und seine Manierismen reichten nicht aus, um eine Meinung zu formulieren.

Ich wende mich wieder der Akte zu und rekonstruiere die weitere Geschichte des Falles. Mel empfahl, dass Bobby in das Kinderschutzregister aufgenommen wurde – ein Liste von Kindern des Bezirks, die als gefährdet galten. Sie beantragte eine Inobhutnahme – und klingelte dafür um zwei Uhr früh einen Familienrichter aus dem Bett.

Die Polizei verhaftete Lenny Morgan. Sein Haus, sein Spind im Depot und eine Garage in der Nachbarschaft, die er als Werkstatt angemietet hatte, wurden durchsucht. Er beteuerte die ganze Zeit seine Unschuld und beschrieb sich als liebevollen Vater, der nie etwas Verkehrtes getan oder Ärger mit der Polizei gehabt hatte. Er behauptete, nichts von Bobbys Verletzungen zu wissen, gab allerdings zu, ihm »eine Tracht Prügel« gegeben zu haben, als er einen funktionierenden Wecker auseinander genommen und kaputtgemacht hatte.

Von all dem wusste ich nichts. Meine Beteiligung endete nach einer einzigen Befragung. Es war Eskines Fall.

Am Freitag, dem 15. August, wurde eine Helferkonferenz abgehalten. Den Vorsitz führte Lucas Dutton, weitere Teilnehmer waren der zuständige Sozialarbeiter, der beratende Psychologe Rupert Erskine, Bobbys Hausarzt, die stellvertretende Direktorin seiner Schule und Detective Sergeant Helena Bronte.

Das Protokoll der Sitzung lässt erkennen, dass Lucas Dutton das Verfahren bestimmte. Ich erinnere mich an ihn. Bei meiner ersten Fallkonferenz machte er mich restlos nieder, als ich eine andere Lösung als die von ihm favorisierte vorschlug. Abteilungsleiter werden nur selten in Frage gestellt – schon gar nicht von einem jungen Psychologen, auf dessen Diplom die Tinte kaum getrocknet war.

Die Polizei hatte nicht genug Beweise, um eine Anklage gegen Lenny Morgan zu unterstützen. Aufgrund der Indizien und der Aussage von Bridget Morgan entschied die Konferenz, dass Bobby von seiner Familie getrennt und in einem Heim untergebracht werden sollte, wenn sein Vater sich nicht freiwillig bereit erklären würde, sich vom Haus fern zu halten. Ein täglicher Kontakt sollte ermöglicht werden, wobei Vater und Sohn nie alleine bleiben dürften.

Bobby verbrachte fünf Tage in einem Heim, bevor Lenny einwilligte, zu Hause auszuziehen und von der Familie getrennt zu leben, bis die Vorwürfe vollständig geklärt waren.

Der zweite Ordner beginnt mit einem Inhaltsverzeichnis, das ich kurz überfliege, bevor ich weiterlese. Die Morgan-Familie wurde drei Monate lang von Sozialarbeitern und Psychologen beschattet, die zu ergründen suchten, wie sie funktionierte. Bobbys Verhalten vor allem während der Besuche seines Vaters wurde beobachtet und evaluiert. Gleichzeitig befragte Erskine Bridget, Lenny und Bobby einzeln und nahm eine detaillierte Fallgeschichte auf. Außerdem befragte er die Großmutter mütterlicherseits, Pauline Aherne, sowie Bridgets jüngere Schwester.

Beide schienen Bridgets Verdacht gegen Lenny zu bestätigen. Vor allem Pauline Aherne behauptete, ein Beispiel unangemessenen Verhaltens beobachtet zu haben, als Vater und Sohn vor dem Schlafengehen miteinander gerungen hatten, wobei Lenny eine Hand in Bobbys Schlafanzug gesteckt hätte.

Als ich ihre Aussage mit Bridgets vergleiche, fällt mir auf, dass sie häufig dieselben Phrasen und Beschreibungen benutzt hatten. Das hätte mich beunruhigt, wenn es mein Fall gewesen wäre.

Blut ist dicker als Wasser – das gilt nirgends mehr als in Sorgerechtsstreitigkeiten.

Lenny Morgans erste Frau war bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Ein Sohn aus erster Ehe, Dafyyd Morgan, hatte das Elternhaus mit achtzehn verlassen, ohne dass das Jugendamt auf ihn aufmerksam geworden wäre.

Es wurden diverse Versuche unternommen, ihn aufzuspüren. Sozialarbeiter trieben seine Lehrer und einen Schwimmlehrer auf, die in seinem Verhalten keinerlei Anlass zur Sorge gesehen hatten. Dafyyd hatte die Schule mit fünfzehn verlassen und eine Lehre bei einer einheimischen Baufirma gemacht. Dann war er ausgestiegen, seine letzte bekannte Adresse war ein Hotel für Rucksacktouristen im Süden Australiens.

In der Akte finden sich zwar Erskines Schlussfolgerungen, nicht jedoch die Notizen der einzelnen Sitzungen. Er beschrieb Bobby als »ängstlich, nervös, leicht erregbar und empfindlich« und erkannte »Symptome posttraumatischer Stressstörungen«.

»Nach Begebenheiten sexuellen Missbrauchs befragt, zeigte Bobby sich zunehmend defensiv und erregt«, schrieb Erskine. »Außerdem reagiert er mit Abwehr, wenn irgendjemand andeutet, dass seine Familie nicht perfekt ist. Er macht den Eindruck, als würde er hart daran arbeiten, etwas zu verbergen.«

Über Bridget Morgan schrieb er: »Ihre erste Sorge gilt stets ihrem Sohn. Sie weigert sich vor allem, weitere Befragungen Bobbys zuzulassen, weil sie dem Jungen Angst machen. Offenbar hat Bobby mehrfach ins Bett gemacht und leidet unter Schlafstörungen.«

Ihre Sorge war verständlich. Grob geschätzt wurde Bobby mehr als ein dutzend Mal von

Therapeuten, Psychologen und Sozialarbeiter befragt. Fragen wurden endlos wiederholt und umformuliert.

Während des freien Spiels wurde beobachtet, wie er Puppen entkleidete und Körperteile benannte. Die Sitzungen wurden nicht aufgezeichnet, doch ein Therapeut berichtete, dass Bobby zwei Puppen aufeinander gelegt und dazu Grunzgeräusche gemacht habe.

Erskine hat zwei von Bobby gemalte Bilder zu der Akte gelegt, die ich mit ausgestrecktem Arm vor mich halte und betrachte. Auf eine abstrakte Art sind sie ziemlich gut – eine Kreuzung zwischen Picasso und den Feuersteins. Die Gestalten sind roboterartig mit verkniffenen Gesichtern. Die Erwachsenen sind übermäßig groß und die Kinder sehr klein.

Erskine kam zu folgendem Schluss:

M. E. gibt es mehrere signifikante Indizien, die die Möglichkeit eines sexuellen Kontakts zwischen Mr. Morgan und seinem Sohn nachdrücklich unterstützen. Erstens die Zeugenaussagen von Bridget Morgan und der Großmutter mütterlicherseits, Mrs. Pauline Aherne. Keine der beiden Frauen hat einen erkennbaren Grund für Voreingenommenheit oder Ausschmückung. Beide haben zu mehreren Anlässen beobachtet, wie sich Mr. Morgan vor seinem Sohn entblößt und ihm die Unterwäsche ausgezogen hat. Zweitens der Untersuchungsbericht von Dr. Richard Legende, der »zwei bis drei etwa 15 Zentimeter lange Striemen auf beiden Pobacken« festgestellt hat. Noch beunruhigender ist der Befund von vernarbtem Gewebe im Analbereich. Außerdem wurden bei Bobby Verhaltensänderungen beobachtet. Er hat ein ungesundes Interesse an Sexualität sowie ein weit über den Altershorizont eines Achtjährigen hinausreichendes, diesbezügliches praktisches Wissen. Aufgrund dieser Tatsachen halte ich es für sehr nahe liegend, dass Bobby sexuell missbraucht wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach von seinem Vater. Mitte November muss es eine weitere Fallkonferenz gegeben haben, aber ich kann kein Protokoll finden. Die polizeilichen Ermittlungen wurden eingestellt, der Fall jedoch nicht für abgeschlossen erklärt.

Die dritte Akte ist voller juristischer Dokumente – einige mit einer Kordel zusammengebunden. Ich erkenne die Formulare. Überzeugt, dass Bobby akut gefährdet war, hatte das Jugendamt eine Vormundschaft beantragt. Die Anwälte wurden von der Leine gelassen.

»Was murmelst du da vor dich hin?« Mel ist vom Einkaufen zurück und balanciert zwei Becher Kaffee auf einem Aktenordner. »Tut mir Leid, dass ich dir nichts Kräftigeres anbieten kann. Weißt du noch, wie wir Weihnachten immer kistenweise Wein reingeschmuggelt haben?« »Ich weiß noch, wie Boyd betrunken die Plastikpflanzen im Foyer gegossen hat.« Wir lachen beide.

»Hat es irgendwelche Erinnerungen geweckt?«, fragt sie und weist mit dem Kopf auf die Akten. »Leider.« Meine linke Hand zittert, ich lege sie in den Schoß. »Was hast du von Lenny Morgan gehalten?«

Sie setzt sich und streift ihre Schuhe ab. »Meiner Meinung nach war er ein Schwein. Er war ausfallend und gewalttätig.«

»Was hat er getan?«

»Er hat mir vor dem Gericht aufgelauert, als ich in der Halle telefoniert habe. Er hat mich gefragt, warum ich das mache – als ob es eine persönliche Sache wäre. Als ich versucht habe, mich an ihm vorbeizudrücken, hat er eine Hand um meinen Hals gelegt und mich an die Wand gedrückt...« Sie schüttelt sich.

»Du hast ihn nicht angezeigt?«

»Nein.«

»War er wütend und erregt?«

»Ja.«

»Was ist mit der Frau?«

»Bridget. Sie war oben hui und unten pfui. Eine echte Aufsteigerin. «

»Aber du mochtest sie?«

»Ja.«

»Was ist wegen der Vormundschaft passiert?«

»Ein Richter hat den Antrag befürwortet, zwei haben behauptet, die vorgelegten Beweise seien unzureichend.«

»Du hast also versucht, eine Amtsvormundschaft für Bobby zu erwirken?«

»Und ob. Ich wollte dafür sorgen, dass sein Vater nicht mehr in seine Nähe kommt. Wir sind direkt zur nächsten Instanz gegangen und haben noch am selben Tag eine Anhörung bekommen. Die Unterlagen sollten alle da drin sein.« Sie weist auf die Akten.

»Wer hat vor Gericht als Gutachter ausgesagt?«

»Ich.«

»Was ist mit Erskine?«

»Ich habe seinen Bericht benutzt.«

Mel wird langsam ärgerlich über die Fragen. »Jeder Sozialarbeiter hätte das Gleiche getan. Wenn der erste Familienrichter nicht kapieren will, geht man zum nächsten. In neun von zehn Fällen bekommt man die Amtsvormundschaft.«

»Heute nicht mehr.«

»Nein.« Sie klingt enttäuscht. »Sie haben die Bestimmungen geändert.«

Von dem Moment an, in dem Bobby der Vormundschaft des Jugendamts unterstellt wurde, wurde jede wichtige Entscheidung über sein Wohlbefinden statt von seiner Familie vom Amt getroffen. Ohne amtliche Zustimmung konnte er weder die Schule wechseln noch einen Pass beantragen, sich der Armee anschließen oder heiraten. Außerdem war dadurch garantiert, dass sein Vater nie in sein Leben zurückkehren konnte.

Ich blättere die Akte durch, bis ich auf das Urteil stoße. Es ist acht Seiten lang, die ich rasch überfliege, bis ich zum Resümee komme.

Der Ehemann und die Ehefrau sind ehrlich besorgt um das Wohlergehen des Kindes. Ich bin überzeugt, dass sie in der Vergangenheit auf ihre Art ihre elterlichen Verpflichtungen nach besten Kräften erfüllt haben. Meines Erachtens ist im Falle des Ehemannes die Fähigkeit, seine Pflichten gegenüber dem Kind angemessen und ordentlich zu erfüllen, jedoch durch die über ihm schwebenden Beschuldigungen negativ beeinflusst worden. Bei der Urteilsfindung sind auch die Gegenbeweise in Betracht gezogen worden – nämlich die Tatsache, dass der Ehemann die Tat bestreitet. Gleichzeitig ist sich das Gericht des Umstands bewusst, dass das Kind mit beiden Elternteilen leben will. Dieser Wunsch muss offensichtlich mit anderen für Bobbys Wohlbefinden relevanten Faktoren abgewogen werden. Die Richtlinien und Bestimmungen der Kinder- und Jugendhilfe sind eindeutig. Bobbys Interessen haben Vorrang. Das Gericht kann einem Elternteil weder das Sorgerecht noch das Umgangsrecht für ein Kind zusprechen, wenn damit das Kind der inakzeptablen Gefahr eines Missbrauchs ausgesetzt wird. Ich hoffe, dass Bobby nach Erreichen eines angemessenen Grades von Selbstschutz, Reife und Verständnis die Möglichkeit bekommen wird, Zeit mit seinem Vater zu verbringen. Bis zu diesem Zeitpunkt, der nach Ansicht des Gerichts bedauerlicherweise erst in einiger Zukunft absehbar ist, sollte er keinen Umgang mit seinem Vater haben. Das Urteil trägt einen Gerichtsstempel und ist unterzeichnet vom Familienrichter Alexander McBride, Catherines Großvater.

Mel beobachtet mich von der anderen Seite des Schreibtischs. »Hast du gefunden, wonach du suchst?«

»Eigentlich nicht. Hattest du je mit Richter McBride zu tun?«

»Er ist einer von den Guten.«

»Ich nehme an, du hast das mit seiner Enkelin gehört.«

»Schreckliche Geschichte.«

Sie dreht sich langsam mit ihrem Stuhl um und streckt die Beine aus, bis ihre Schuhe auf der Fußleiste Halt finden, ohne ihren Blick von mir zu wenden.

»Weißt du, ob Catherine McBride eine Akte hatte?«, frage ich beiläufig.

»Komisch, dass du das fragst.«

»Warum?«

»Vor kurzem wollte sie schon mal jemand einsehen. Das sind gleich zwei interessante Anfragen an einem Tag.«

»Wer hat nach der Akte gefragt?«

»Ein Detective von der Mordkommission. Er wollte wissen, ob *dein* Name darin auftaucht.« Ihr Blick wird bohrend. Sie ist wütend, dass ich ihr etwas verschwiegen habe. Sozialarbeiter neigen nicht dazu, sich den Menschen schnell anzuvertrauen. Sie lernen, nicht zu vertrauen ... nicht wenn man mit missbrauchten Kindern, geschlagenen Frauen, Drogensüchtigen, Alkoholikern und Eltern im Streit um das Sorgerecht zu tun hat. Nichts darf man für bare Münze nehmen, nie einem Verteidiger oder einem verängstigten Elternteil glauben. Nie dem Befragten den Rücken zuwenden oder einem Kind etwas versprechen. Und sich auf gar keinen Fall auf Pädagogen, Richter, Politiker und hohe Beamten verlassen. Mel hatte mir vertraut, und ich hatte sie enttäuscht.

»Der Detective sagt, dass gegen dich ermittelt wird. Er sagt, Catherine hätte eine offizielle Beschwerde wegen sexueller Belästigung gegen dich erhoben. Er hat mich gefragt, ob vorher schon ähnliche Vorwürfe bekannt geworden sind.«

Das ist Mels Terrain. Sie hat nichts gegen Männer, nur gegen die Dinge, die sie tun.

»Dieser sexuelle Übergriff ist eine Fiktion. Ich habe Catherine nicht angerührt.«

Ich kann den Zorn in meiner Stimme nicht unterdrücken. Die andere Wange hinhalten ist etwas für Menschen, die den Blick abwenden wollen. Ich bin es leid, für etwas beschuldigt zu werden, das ich nicht getan habe.

Auf dem Rückweg ins Albion Hotel versuche ich, die Einzelteile zusammenzusetzen. Die Naht an meinem Ohr pocht, aber das hilft mir, meine Gedanken zu sammeln. Es ist, als ob man sich konzentriert, während bei voller Lautstärke der Fernseher läuft.

Bobby war etwa so alt wie Charlie, als er seinen Vater verloren hat, eine Tragödie, die einen schrecklichen Tribut verlangen kann, aber es braucht mehr als einen Menschen, um die Psyche eines Kindes zu formen. Es gibt Großeltern, Onkel, Tanten, Brüder, Schwestern, Freunde und eine riesige Schar von Nebendarstellern. Wenn ich all diese Menschen besuchen und befragen könnte, würde ich vielleicht dahinter kommen, was mit ihm passiert ist.

Welches Glied fehlt? Ein Kind wird unter die Vormundschaft des Amts gestellt. Sein Vater begeht Selbstmord. Eine traurige Geschichte, aber nicht einzigartig. Heutzutage läuft das Verfahren anders. Das Gesetz wurde Anfang der 90er Jahre geändert, weil das alte System zum Missbrauch eingeladen hatte. Man brauchte nur herzlich wenig Beweise, und es gab keine funktionierenden Kontrollinstanzen.

Bobby hatte alle Symptome eines missbrauchten Kindes gezeigt. Missbrauchte Kinder entwickeln Schutzmechanismen. Einige leiden unter traumatischem Gedächtnisverlust, andere vergraben ihren Schmerz im Unbewussten und weigern sich, das Geschehene zu reflektieren. Gleichzeitig gibt es manchmal Sozialarbeiter, die Missbrauchsvorwürfe eher »verifizieren« als in Frage stellen. Sie glauben, dass die Ankläger nie lügen und die Missbraucher immer.

Je mehr Bobby bestritt, dass irgendetwas vorgefallen war, desto mehr glaubten die Leute, es müsse stimmen. Diese eine in Eisen gegossene Vermutung lag der gesamten Ermittlung zugrunde.

Und wenn wir uns irren?

Forscher der Universität Michigan haben einmal die Synopse des tatsächlichen Falles eines zweijährigen Mädchens genommen und sie einem Gremium von Experten präsentiert, darunter acht Psychologen, 23 Doktoranden und fünfzig Sozialarbeiter und Psychiater. Dabei wussten die Forscher von vornherein, dass das Kind *nicht* sexuell missbraucht worden war.

Die Mutter gründete ihren Vorwurf des Missbrauchs auf ihre Entdeckung eines Blutergusses am Bein ihrer Tochter sowie einem einzigen Schamhaar (das ihrer Ansicht nach aussah wie das ihres Mannes) in einer Windel. Vier medizinische Untersuchungen erbrachten keinen Beweis für einen Missbrauch. Zwei Lügendetektortests und eine gemeinsame Ermittlung der Polizei und des Jugendamtes sprachen den Vater von allen Anschuldigungen frei.

Trotzdem empfahlen drei Viertel der Experten, dass der Kontakt des Vaters mit seiner Tochter entweder unter strenger Bewachung erfolgen oder ganz unterbunden werden sollte. Etliche von ihnen kamen sogar zu dem Schluss, dass das Mädchen anal missbraucht worden sei.

In Fällen von Kindesmissbrauch gilt so etwas wie die Unschuldsvermutung nicht. Der Angeklagte ist bis zum Beweis des Gegenteils schuldig. Der Makel ist unsichtbar, aber unauslöschlich.

Ich kenne all die Gegenargumente. Falsche Beschuldigungen sind selten. Wir liegen öfter falsch als richtig.

Erskine ist ein guter Psychologe und ein guter Mensch. Er hat seine an MS erkrankte Frau bis zum Tod gepflegt und viel Geld für ein Forschungsstipendium in ihrem Namen gesammelt. Und Mel hat ein soziales Bewusstsein, das mich immer wieder beschämt. Gleichzeitig hat sie aber auch nie vorgegeben, neutral zu sein. Sie weiß, was sie weiß. Der Instinkt zählt.

Ich weiß nicht, wo ich damit stehe. Ich bin müde und habe Hunger. Ich habe nach wie vor keinen Beweis, dass Bobby Catherine McBride überhaupt *kannte*, geschweige denn ermordet hat.

Schon ein Dutzend Schritte vor Erreichen meines Zimmers spüre ich, dass etwas nicht stimmt. Die Tür steht offen. Ein dunkler Weinfleck breitet sich auf dem Teppich Richtung Treppenhaus aus. Eine Topfpflanze liegt umgekippt in der Tür. Der Tontopf muss zerbrochen sein, als er die Türklinke abgeschlagen hat.

Auf dem Treppenabsatz parkt der Wagen einer Putzfrau mit zwei Eimern, Mops, Bürsten und einer Sammlung feuchter Lappen. Die Putzfrau steht mitten in meinem Zimmer. Das Bett ist umgestülpt und mit den Überresten einer zertrümmerten Schublade übersät. Das aus der Wand gerissene Waschbecken liegt unter dem abgebrochenen Rohr, aus dem ein stetiges Rinnensal tröpfelt.

Meine Kleidung ist auf dem besudelten Teppich verteilt, dazwischen liegen zerrissene Aktendeckel und Seiten aus meinem Notizbuch. Meine Sporttasche klemmt in der Kloschüssel, verziert mit einem Kothaufen.

»Es geht doch nichts über einen ordentlichen Zimmerservice, was?«, sage ich.

Die Putzfrau starrt mich ungläubig an.

Die mit Zahnpasta auf den Spiegel geschriebene Nachricht atmet einheimischen Flair: »VERPISS DICH ODER FRESSE POLIERT«. Schlicht, bündig und auf den Punkt.

Der Hoteldirektor will die Polizei rufen, und ich muss meine Brieftasche öffnen, um ihn davon abzubringen. Ich krame durch den Schutt, obwohl sich kaum etwas zu retten lohnt. Vorsichtig hebe ich ein Bündel mit Tinte verschmierter Zettel hoch. Lesbar ist nur noch die letzte Seite von Catherines Lebenslauf. Ich hatte im Büro das Anschreiben gelesen, war jedoch nicht weiter gekommen. Unten auf der Seite lese ich die Namen von drei Vertrauenspersonen, die Referenz geben können. Eine davon ist wichtig: Dr. Emlyn R. Owens. Daneben Jocks Adresse in der Harley Street und seine Telefonnummer.

Reparaturarbeiten, Blätter auf den Gleisen, Signalversagen, defekte Weichen... egal, letztendlich läuft es immer auf ein und dasselbe hinaus – der Zug trifft verspätet in London ein. Der Schaffner entschuldigt sich in regelmäßigen Durchsagen, sodass kein Mensch schlafen kann.

Ich kaufe mir im Speisewagen eine Tasse Tee und ein »Gourmet«-Sandwich, das ein Beleg dafür ist, wie man kulinarische Begriffe entwerten kann. Es schmeckt nur nach Mayonnaise. Wahllose Gedanken nagen an meiner Müdigkeit. Fehlende Puzzleteile. Neue Puzzleteile. Überhaupt keine Teile.

Es gibt kleine Lügen, die so winzig sind, dass es nicht besonders wichtig ist, ob man sie glaubt oder nicht. Andere Lügen wirken klein, haben jedoch gewaltige Konsequenzen. Und manchmal geht es nicht darum, was man sagt, sondern was man nicht sagt. Jocks Lügen liegen immer dicht bei der Wahrheit.

Catherine hatte am Marsden Hospital eine Affäre – mit einem verheirateten Mann. Sie liebte ihn und reagierte heftig, als er die Sache beendete. Am Abend ihres Todes war sie mit jemandem verabredet. War es Jock? Vielleicht hatte sie deswegen in meiner Praxis angerufen – weil er nicht gekommen war. Oder vielleicht war er doch gekommen. Er ist schließlich nicht mehr verheiratet. Eine wieder entflamme alte Affäre.

Es war Jock, der mich mit Bobby bekannt gemacht hatte. Er sagte, es wäre ein Gefallen für Eddie Barrett.

Herrgott! Ich dringe einfach nicht zum Grund der Sache vor. Ich wünschte, ich könnte einschlafen und in einem anderen Körper wieder aufwachen – oder in einem anderen Leben. Jedes Szenario wäre besser als dieses. Mein bester Freund – ich will, dass ich mich über ihn irre. Wir waren von Anfang an zusammen. Ich hatte immer das Gefühl, dass das Teilen eines Kreißsaals uns zu so etwas wie Brüdern machte; ungenetische Zwillinge, die bei Betreten dieser Welt dieselbe Luft geatmet und dasselbe Licht gesehen hatten.

Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich denken soll. Er hat mich belogen. Er ist in meinem Haus und nutzt das Geschehene aus. Ich habe beobachtet, wie er Julianne ansieht – mit einem Gefühl, das weit tiefer geht als Neid.

Für Jock ist alles ein Wettbewerb. Ein Duell. Und er hasst es besonders, wenn er denkt, dass man sich nicht anstrengt, weil das seine Siege schmälert.

Catherine wäre eine leichte Beute für ihn gewesen. Jock hatte schon immer die Gabe, sich die Verwundbaren herauszupicken, obwohl sie ihn nicht so reizten wie die coolen und selbstsicheren Mädchen. Seine Affären waren der Grund für zwei Scheidungen. Er konnte nicht anders.

Warum sollte Catherine den Kontakt zu jemandem halten, der ihr das Herz gebrochen hatte? Und warum sollte sie Jock als Referenz in ihrem Lebenslauf angeben?

Irgendjemand musste ihr erzählt haben, dass ich eine Sekretärin suche. Es wäre ein zu großer Zufall, dass sie auf eine Anzeige reagierte und erst später entdeckte, dass sie sich darum bewarb, für mich zu arbeiten. Vielleicht hatte Jock sich wieder mit ihr getroffen. Diesmal musste er es auch nicht mehr geheim halten. Es sei denn, dass ihm der Ärger, den Catherine mir bereitet hatte, peinlich war.

Was übersehe ich?

Sie hat das Grand Union Hotel alleine verlassen. Jock kam nicht oder verabredete sich vielleicht später am Abend mit ihr. Nein! Das ist albern! Jock ist nicht dazu fähig, einen Menschen zu foltern – eine Frau dazu zu zwingen, sich ein Messer ins eigene Fleisch zu stoßen. Er kann ein Rüpel sein, aber er ist kein Sadist.

Ich drehe mich im Kreis. Was weiß ich mit Gewissheit? Er kannte Catherine. Er wusste von ihren Selbstverstümmelungen. Und er hat darüber gelogen.

Ein Hauch von Angst streift mein Bewusstsein wie ein leichtes Fieber. Tante Gracie hätte gesagt, dass jemand über mein Grab gelaufen ist.

Der Euston Station an einem klaren kalten Abend. Die Warteschlange für Taxis erstreckt sich über den Bürgersteig bis auf die Stufen zur Bahnhofshalle. Während ich auf der Fahrt nach Hampstead zusehe, wie die roten Zahlen auf dem Taxometer klettern, lege ich mir einen Plan zurecht.

Der Portier von Jocks Wohnkomplex hat schon Feierabend, aber der Hausmeister erkennt mein Gesicht und drückt die Tür zum Foyer auf.

»Was ist denn mit Ihrem Ohr passiert?«

»Ein entzündeter Insektenstich.«

Die Treppe ist dunkel mahagonifarben, und die Stangen des Geländers glitzern hell im Licht der Kronleuchter. Jocks Wohnung ist dunkel. Als ich die Tür öffne, sehe ich das blinkende rote Licht der Alarmanlage. Sie ist nicht scharf, weil Jock sich den Code nicht merken kann.

Ich mache kein Licht an, sondern gehe im Dunkeln in die Küche. Die schwarzweißen Marmorfliesen wirken wie ein überdimensioniertes Schachfeld. Das Licht über dem Herd beleuchtet Fußboden und Unterschränke. Ich weiß nicht, warum ich Angst davor habe, das Deckenlicht einzuschalten. Vermutlich weil ich mich mehr wie auf einem Einbruch als bei einem Hausbesuch fühle.

Zuerst ziehe ich die Schublade unter dem Telefon heraus auf der Suche nach einem Beweis, dass er Catherine kannte – ein Adressbuch, ein Brief oder eine alte Telefonrechnung. Als Nächstes nehme ich mir den Kleiderschrank im Schlafzimmer vor, wo Jock seine Hemden, Anzüge und Krawatten nach Farben sortiert aufgehängt hat. Auf Regalen liegt ein weiteres Dutzend noch eingepackte Hemden.

In einer Ecke des Kleiderschranks finde ich einen Kasten mit Hängeregistratur, in dem sich auch ein Ordner für Rechnungen findet. Die jüngste Telefonrechnung liegt in einer Klarsichthülle. Sie listet sämtliche Orts-, Fern- und Auslands- sowie Mobilfunkgespräche auf.

Ich überfliege die Liste auf der Suche nach der Vorwahl 0151 für Liverpool. Ich habe keine von Catherines Nummern.

Habe ich wohl! In ihrem Lebenslauf!

Ich ziehe die immer noch feuchten Blätter aus meiner Tasche und breite sie vorsichtig auf dem Teppich aus. An den Rändern ist die Tinte verlaufen, aber ich kann den Absender noch lesen. Ich vergleiche die angegebenen Telefonnummern mit denen auf der Rechnung und suche nach den Telefonaten vom 13. November. Die Nummer fällt mir sofort ins Auge – zwei Anrufe auf Catherines Handy, der zweite um 17.24 Uhr hat etwas länger als drei Minuten gedauert – zu lange, um sich verwählt zu haben, und lange genug, um sich zu verabreden.

Irgendetwas ergibt keinen Sinn. Ruiz hat Catherines Telefonunterlagen. Er muss von diesen Anrufen wissen.

Ruiz' Karte steckt noch in meiner Brieftasche, ist aber nach meinem Bad im Kanal fast völlig durchgeweicht. Zunächst meldet sich ein Anrufbeantworter, aber bevor ich auflegen kann, verflucht eine knurrige Stimme die Technik und bittet mich, dran zu bleiben. Ich höre, wie er versucht, das Gerät abzuschalten.

»Detective Inspector Ruiz.«

»Ah, der Professor ist zurück.« Er liest Jocks Nummer im Display. »Wie war's in Liverpool?«

»Woher wissen Sie das?«

»Ein kleines Vögelchen hat mir gezwitschert, dass Sie sich medizinisch behandeln lassen mussten. Jeder Verdacht auf Körperverletzung muss gemeldet werden. Wie geht es Ihrem Ohr?«

»Nur leicht erfroren.«

Ich höre, dass er isst. Wahrscheinlich schaufelt er sich ein Curry aus der Mikrowelle oder zum Mitnehmen rein.

»Es wird Zeit, dass wir beide uns mal wieder unterhalten. Ich schicke sogar einen Wagen, um Sie abzuholen.«

»Darauf würde ich vielleicht später gern zurückkommen.«

»Vielleicht verstehen wir uns nicht richtig. Um zehn Uhr heute Morgen wurde Haftbefehl gegen Sie erlassen.«

Ich blicke zur Wohnungstür und frage mich, wie lange Ruiz brauchen würde, um sie von jemandem eintreten zu lassen.

»Warum?«

»Erinnern Sie sich, dass ich Ihnen gesagt habe, ich würde noch etwas finden? Catherine McBride hat Ihnen Briefe geschrieben. Sie hat Kopien aufbewahrt. Wir haben sie auf der Festplatte ihres Computers gefunden.«

»Das ist unmöglich. Ich habe nie irgendwelche Briefe bekommen.«

»Nun, dann haben Sie ja bestimmt nichts dagegen, vorbeizukommen und alles zu erklären.«

»Das muss ein Irrtum sein. Das ist verrückt.« Einen Moment lang bin ich versucht, ihm alles zu erzählen – von Elisa und Jock und Catherines Lebenslauf. Stattdessen halte ich wieder etwas zurück und feilsche um Informationen. »Sie haben mir erklärt, dass der letzte Anruf, den Catherine gemacht hat, zu meiner Praxis war. Aber sie muss an dem Tag doch noch weitere Telefonate gemacht haben. Das haben Sie doch überprüft, oder? Sie haben doch nicht alles andere fallen gelassen, sobald Sie meine Nummer auf der Liste entdeckt hatten?«

Ruiz antwortet nicht.

»Sie kannte außer mir noch jemanden am Marsden Hospital. Ich glaube, sie hatte eine Affäre mit ihm. Und ich glaube, dass er an jenem Tag mit ihr Kontakt aufgenommen hat – am Dreizehnten. Hören Sie mir überhaupt zu?«

Ich klinge verzweifelt. Ruiz lässt nicht mit sich feilschen. Er sitzt mit seinem schiefen Lächeln da und denkt sich, dass es unter der Sonne nichts Neues gibt. Vielleicht ist er auch nur gerissen und quetscht mich bis zum letzten Tropfen aus.

»Sie haben mir einmal erklärt, dass Sie Informationen sammeln, bis zwei oder drei Teile zusammenpassen. Also, ich versuche, Ihnen zu helfen. Ich versuche, die Wahrheit herauszufinden.«

Nach einer weiteren Ewigkeit bricht Ruiz sein Schweigen. »Sie fragen sich, ob ich Ihren Freund Dr. Owens zu seiner Beziehung zu Catherine McBride befragt habe. Die Antwort ist ja. Ich habe mit ihm gesprochen. Ich habe ihn gefragt, wo er an jenem Abend war, und im Gegensatz zu Ihnen hatte er ein Alibi. Soll ich Ihnen sagen, mit wem er zusammen war? Oder wenn ich Sie lange genug herumstolpern lasse, stoßen Sie vielleicht selbst über die Wahrheit. Fragen Sie Ihre Frau, Professor.«

»Was hat sie denn damit zu tun?«

»Sie ist sein Alibi.«

13

Das schwarze Taxi setzt mich in der Primrose Hill Avenue ab, und ich gehe die letzte Viertelmeile zu Fuß. In meinem Kopf dreht sich alles, aber ein kalter, alles beherrschender Energieschub hat meine Müdigkeit vertrieben.

Meine vergeblichen Bemühungen, Menschen vor etwas zu schützen, was ich nicht verstehе, sind lächerlich gemacht worden. Irgendwo lacht irgendwer über mich. Was für ein Idiot! Ich bin die ganze Zeit von den völlig falschen Vorstellungen ausgegangen, dass ab morgen alles anders wird. »Wach auf und rieche die Rosen«, hat Jock mir immer erklärt. Okay, ich habe kapiert – es wird jeden Tag schlimmer.

Am Ende meiner Straße bleibe ich stehen, ordne meine Kleidung und schleiche rasch über den Fußweg, immer auf der Hut vor unebenen Platten. Die erste Etage meines Hauses liegt bis auf das Schlafzimmer und ein Badezimmerlicht auf halber Treppe im Dunkeln.

Irgendetwas lässt mich stehen bleiben. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite sehe ich im dunkleren Schatten der Platanen das schwache Leuchten eines Zifferblattes, das sich irgendjemand vors Gesicht hält. Das Zifferblatt verschwindet wieder im Dunkeln. Niemand bewegt sich. Der Besitzer wartet offenbar auch.

Ich ducke mich hinter einen geparkten Wagen und bewege mich über die Kühlerhauben spähend von Fahrzeug zu Fahrzeug, kann jedoch nur eine Gestalt im Schatten erkennen. Ein weiterer Mann sitzt in einem Wagen. Die Glut einer Zigarette beleuchtet seine Lippen.

Ruiz hat sie geschickt. Sie warten auf mich.

Ich trete den Rückzug an und halte mich im Schatten, bis ich die Straßenecke erreiche. Von dort schleiche ich in die Parallelstraße auf der Rückseite unseres Hauses, bis ich vor dem Haus der Franklins stehe, das direkt hinter unserem Garten liegt.

Ich springe über das Tor und meide auf dem Weg durch den Garten die hellen Rechtecke auf dem Rasen vom Licht aus den Fenstern. Daisy Franklin steht in der Küche und röhrt in einem Topf, der auf dem Ofen steht. Unter ihrem Rock tauchen zwei Katzen auf und verschwinden wieder. Vielleicht versteckt sich eine ganze Familie dort.

Ich steuere einen knorriegen Kirschbaum in der hinteren Ecke des Gartens an, ziehe mich an einem Ast hoch und schwinge ein Bein über den Zaun. Das andere Bein wird steif und will nicht folgen. Mein ganzes Gewicht drängt nach vorne, und ich kann der Schwerkraft nur für den Bruchteil einer Sekunde trotzen, bevor ich mit rudernden Armen kopfüber und in Zeitlupe in den Komposthaufen falle.

Fluchend und Schnecken unter meinen Handflächen zermalmend krieche ich auf allen vieren, bis ich durch die Fuchsien breche. Aus der Tür von der Küche in den Garten fällt Licht. Julianne sitzt am Küchentisch, ein Handtuch um die frisch gewaschenen Haare gewickelt.

Ihre Lippen bewegen sich. Sie spricht mit jemandem. Ich recke den Hals, um zu erkennen, wer es ist, und stütze mich dabei auf einen großen italienischen Olivenkrug, der meinem Gewicht nicht standhält und nur durch eine innige Umarmung vor dem Umkippen gerettet werden kann.

Eine Hand streckt sich über den Tisch aus und ergreift ihre. Es ist Jock. Mir wird übel. Sie zieht ihre Hand weg und gibt ihm einen Klaps aufs Handgelenk wie einem unartigen Kind. Dann steht sie auf und stellt die Kaffeetassen in die Geschirrspülmaschine. Jock beobachtet jede ihrer Bewegungen. Ich möchte Nadeln in seine Augen stechen.

Ich war nie der eifersüchtige Typ, aber plötzlich blitzt die bizarre Erinnerung an einen ehemaligen Patienten auf, der zwanghafte Angst hatte, seine Frau zu verlieren. Sie hatte eine tolle Figur, und er bildete sich ständig ein, dass andere Männer auf ihre Brüste starrten. In seinen Augen wurden ihre Brüste immer größer und ihre Tops immer knapper. Jede ihrer Bewegungen erschien ihm provokativ. Das alles war natürlich Unsinn, aber nicht für ihn.

Jock ist ein Busen-Mann. Beide seiner Ehefrauen haben ihre Brust plastisch vergrößern lassen. Warum soll man sich mit der mageren Beute der Natur zufrieden geben, wenn man alles sein kann, was sich mit Geld kaufen lässt?

Julianne ist nach oben gegangen, um sich die Haare zu trocknen. Jock kramt in den Taschen seiner Lederjacke. Sein Schatten taucht im Rahmen der Tür zum Garten auf, bevor er hinaustritt. Ein Feuerzeug flammt auf, eine Zigarrenspitze glüht.

Ich trete ihm von hinten die Beine weg, sodass er unsanft und in einem Schauer von Zigarrenglut auf dem Hintern landet.

»Joe!«

»Verschwinde aus meinem Haus!«

»Mein Gott! Wenn ich auf dem Pullover einen Brandflecken habe – «

»Und halt dich von Julianne fern!«

Er rutscht von mir weg und versucht aufzustehen.

»Bleib unten!«

»Warum schleichst du denn hier draußen rum?«

»Weil vor der Haustür die Polizei wartet.« Wie ich das sage, klingt es so offensichtlich.

Er starrt seine Zigarette an und überlegt, ob er sie wieder anzünden soll.

»Du hattest eine Affäre mit Catherine McBride. Dein Name steht in ihrem beschissenen Lebenslauf!«

»Ganz ruhig, Joe. Ich weiß nicht, was du – «

»Du hast mir erzählt, du würdest sie nicht kennen. Du hast sie an jenem Abend gesehen.«

»Nein.«

»Aber du hast dich mit ihr verabredet.«

»Kein Kommentar.«

»Was soll das heißen, ›kein Kommentar‹?«

»Genau das: Kein Kommentar.«

»Das ist doch alles Scheiße! Du hast dich mit ihr verabredet. «

»Ich bin aber nicht gekommen.«

»Du lügst.«

»Meinetwegen lüge ich«, sagt er sarkastisch. »Was immer du gerne glauben willst, Joe.«

»Hör auf mit dem Getue.«

»Was soll ich denn deiner Meinung nach sagen? Sie war einen Stich wert. Ich habe mich mit ihr verabredet. Ich bin nicht gekommen. Ende der Geschichte. Halt du mir keine Predigten. Du hast eine Nutte gebumst. Damit hast du deine Chance verspielt, mir moralisch zu kommen.«

Ich hole zu einem Schlag aus, doch diesmal ist er darauf vorbereitet. Er weicht mir aus und tritt mir in den Unterleib. Schmerz schießt durch meinen Körper und meine Knie geben nach. Ich presse die Stirn an seine Brust, als er mich auffängt, bevor ich umfallen kann.

»All das spielt keine Rolle«, sagt er leise.

Nach Luft ringend zische ich: »Natürlich spielt es eine Rolle. Sie denken, dass ich sie umgebracht habe.«

Jock stützt mich weiter, bis ich seine Hände wegschlage und einen Schritt zurücktrete.

»Sie denken, ich hätte eine Affäre mit ihr gehabt. Du könntest ihnen die Wahrheit sagen.«

Jock sieht mich verschlagen an. »Soviel ich weiß, hast du sie auch gevögelt.«

»Das ist Unsinn und das weißt du auch.«

»Du musst auch meine Sicht der Dinge verstehen. Ich wollte nicht in die Sache verwickelt werden.«

»Und deshalb reißt du mich noch tiefer in die Scheiße.«

»Du hattest ein Alibi – du hast es nicht benutzt.«

Alibis. Darauf läuft es hinaus. Ich hätte zu Hause bei meiner Frau sein sollen – meiner schwangeren Frau. Sie hätte *mein* Alibi sein sollen.

Es war ein Mittwochabend. Julianne hatte ihren Spanischunterricht. Normalerweise kommt sie nicht vor zehn nach Hause.

»Warum hast du deine Verabredung mit Catherine nicht eingehalten? «

Hinter seinen Augen lauert ein Lächeln. »Ich hatte ein besseres Angebot.«

Er wird es mir nicht sagen. Er will, dass ich frage.

»Du warst mit Julianne zusammen.«

»Ja.«

Ich spüre, wie sich in mir eine Kluft auftut. Jetzt habe ich Angst. »Wo hast du sie getroffen?«

»Mach dir Sorgen um dein eigenes Alibi, Joe.«

»Beantworte meine Frage.«

»Wir haben zu Abend gegessen. Sie wollte mich treffen. Sie hat mich nach deinem Zustand gefragt. Sie hat nicht darauf vertraut, dass du ihr die Wahrheit sagst.«

»Und nach dem Essen?«

»Sind wir auf einen Kaffee hierher zurückgekommen.«

»Julianne ist schwanger.« Ich mache keine Frage, sondern eine Feststellung daraus.

Ich beobachte, wie er eine weitere Lüge erwägt, sich dann jedoch dagegen entscheidet. Jetzt sind wir auf Augenhöhe. All seine miesen kleinen Lügen und Halbwahrheiten haben ihn schrumpfen lassen.

»Ja, sie ist schwanger.« Er lacht leise. »Armer Joe, du weißt nicht, ob du froh oder traurig sein sollst. Vertraust du ihr nicht? Da solltest du sie aber besser kennen.«

»Ich dachte, ich würde *dich* kennen.«

Im ersten Stock rauscht eine Toilettenspülung. Julianne macht sich zum Schlafengehen fertig.

»Die Briefe, die Catherine geschrieben hat – waren die an dich?«

Er sieht mich forschend an, sagt jedoch nichts.

»Warum sollte Catherine mir schreiben?«

Wieder antwortet er nicht. Ich muss dieser Sache jetzt auf den Grund gehen.

Sein Schweigen macht mich wütend. Ich möchte einen seiner Tennisschläger nehmen und ihm die Kniescheibe zertrümmern. Das ist es! Die Antwort. Jock und ich haben die gleichen Initialen – J.O. So muss sie die Briefe adressiert haben. Sie hat sie an Jock geschrieben.

»Das musst du der Polizei sagen.«

»Vielleicht sollte ich denen lieber sagen, wo du bist.«

Er meint es ernst. Innerlich will ich ihn umbringen. Ich bin den ewigen Wettbewerb leid.

»Geht es um Julianne? Glaubst du, ich habe dir all die Jahre den Platz warm gehalten? Vergiss es! Sie wird nicht zu dir gerannt kommen, wenn mir irgendwas passiert. Nicht, wenn du mich verrätst. Du wirst nie für dich damit leben können.«

»Ich lebe jetzt auch für mich, das ist das Problem.« Seine Augen glänzen, und seine Oboenstimme bebt. »Du kannst dich sehr, sehr glücklich schätzen, Joe, eine Familie wie diese zu haben. Für mich hat das nie funktioniert.«

»Du konntest nie lange genug bei einer Frau bleiben.«

»Ich habe nicht die Richtige gefunden.«

Frustration ist ihm ins Gesicht geschrieben, und plötzlich erkenne ich es ganz deutlich. Ich sehe Jocks Leben als das, was es ist – eine Reihe bitterer und wiederholter Enttäuschungen, in der seine Fehler und Schwächen immer wieder neu gegossen wurden, weil er die Gussform nicht sprengen konnte.

»Verschwinde aus meinem Haus, Jock, und halte dich von Julianne fern.«

Er sammelt seine Sachen ein – einen Aktenkoffer und eine Jacke –, dreht sich zu mir um, hält

den Haustürschlüssel hoch und legt ihn auf den Küchentresen. Ich sehe, wie er einen Blick nach oben wirft, als würde er überlegen, ob er sich noch von Julianne verabschieden soll. Er entscheidet sich dagegen und geht.

Als die Haustür hinter ihm zufällt, verspüre ich einen nagenden, hohlen Zweifel. Draußen wartet die Polizei. Er könnte es ihnen ganz einfach sagen.

Bevor ich die Gefahr rationalisieren kann, kommt Julianne nach unten. Ihre Haare sind fast trocken, und sie trägt eine Schlafanzughose und einen Rugby-Pullover. Völlig reglos beobachte ich sie. Sie holt sich ein Glas Wasser und wendet sich der Tür in den Garten zu, um sich zu vergewissern, dass sie abgeschlossen ist. Als unsere Blicke sich treffen, kann ich in ihren Augen kein Gefühl lesen. Sie nimmt eine Skijacke, die über der Lehne eines Stuhls hängt, streift sie über und tritt hinaus.

»Was ist mit dir passiert?«

»Ich bin über den Zaun gefallen.«

»Ich meine dein Ohr.«

»Ein ungeschickter Tätowierer.«

Sie ist nicht in der Stimmung für witzige Sprüche. »Spionierst du mir nach?«

»Nein. Warum?«

Sie zuckt die Achseln. »Irgendjemand hat das Haus beobachtet.«

»Die Polizei.«

»Nein. Jemand anderes.«

»Jock hat gesagt, jemand hätte versucht einzubrechen.«

»D.J. hat ihn verjagt.« Es hört sich an, als wäre er ein Wachhund.

Das Licht, das von hinten auf ihr Haar fällt, bildet einen sanften Schein um ihren Kopf. Sie trägt die »hässlichsten Pantoffeln der Welt«, die ich ihr aus dem Souvenirladen eines Ferienbauernhofes mitgebracht habe. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich stehe einfach da und weiß nicht, ob ich die Hand nach ihr ausstrecken darf. Der Moment ist verstrichen.

»Charlie wünscht sich ein Kätzchen zu Weihnachten«, sagt sie und zieht die Jacke enger um ihren Körper.

»Ich dachte, das wäre letztes Jahr gewesen.«

»Ja, schon, aber jetzt hat sie die perfekte Formel entdeckt. Wenn du ein Kätzchen willst, musst du ein Pferd verlangen.«

Ich lache, und sie lächelt, ohne den Blick von mir zu wenden. Die nächste Frage stellt sie mit gewohnter Direktheit.

»Hattest du eine Affäre mit Catherine McBride?«

»Nein.«

»Die Polizei hat ihre Liebesbriefe.«

»Sie hat sie an Jock geschrieben.«

Sie reißt die Augen auf.

»Sie hatten eine Affäre, als sie beide im Marsden Hospital waren. Jock war der verheiratete Mann, mit dem sie geschlafen hat.«

»Wann hast du das erfahren?«

»Heute Abend.«

Ihr Blick ist nach wie vor fest auf mich gerichtet. Sie weiß nicht, ob sie mir glauben soll.

»Warum hat Jock das der Polizei nicht gesagt?«

»Das habe ich auch noch nicht kapiert. Aber ich traue ihm nicht. Ich will nicht, dass er hier ist.«

»Warum?«

»Weil er mich angelogen und der Polizei Einzelheiten verschwiegen hat und am Abend ihres Todes mit Catherine verabredet war.«

»Das kann nicht dein Ernst sein! Du sprichst von Jock! Deinem besten Freund – «

»Dessen Alibi meine Frau ist.« Es klingt wie ein Vorwurf.

Ihre Augen werden schmal wie Stricknadeln. »Ein Alibi wofür, Joe? Glaubst du, dass er jemanden umgebracht hat, oder glaubst du, dass er mich vögelt?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Nein, das stimmt. Du sagst nie, was du meinst. Du kleidest alles in Klammern und Anführungszeichen und offene Fragen.« Jetzt ist sie in Fahrt. »Wenn du so ein brillanter Psychologe bist, solltest du anfangen, dir deine eigenen Defekte anzuschauen. Ich bin es leid, dein Ego aufzubauen. Soll ich es dir noch einmal sagen? Hier ist die Liste. Du bist kein *bisschen* wie dein Vater. Dein Penis *hat* die richtige Größe. Du verbringst mehr als *genug* Zeit mit Charlie. Du hast keinen Grund, auf Jock eifersüchtig zu sein. Meine Mutter mag dich *wirklich*. Und ich mache dir keine Vorwürfe, dass du meinen schwarzen Kaschmirpulli ruinierst hast, indem du Tempotaschentücher in deinen Hosentaschen vergessen hast. Zufrieden?«

Zehn Jahre potentieller Therapie auf sechs Stichpunkte kondensiert. Mein Gott, die Frau ist gut. Die Hunde in der Nachbarschaft fangen an zu bellen, und es klingt wie ein gedämpfter Refrain von »Hört! Hört!«.

Sie wendet sich dem Haus zu. Ich will nicht, dass sie geht, also fange ich an zu reden – ich erzähle ihr die ganze Geschichte von der Entdeckung von Catherines Lebenslauf und der Durchsuchung von Jocks Wohnung. Ich versuche, ganz vernünftig zu klingen, aber ich fürchte, es hört sich an, als würde ich mich an Strohhalme klammern.

Ihr schönes Gesicht sieht fleckig aus.

»Du hast dich an jenem Abend mit Jock getroffen. Wo seid ihr gewesen?«

»Er hat mich in Bayswater zum Essen eingeladen. Ich wusste, dass du mir nicht die Wahrheit über die Diagnose sagen würdest. Ich wollte ihn fragen.«

»Wann hast du ihn angerufen?«

»An jenem Nachmittag.«

»Und wann ist er hier weggegangen?«

Sie schüttelt traurig den Kopf. »Ich erkenne dich nicht wieder. Du bist ja völlig besessen! Ich bin nicht diejenige, die – «

Ich will es nicht hören. »Ich weiß von dem Baby«, platze ich heraus.

Sie zittert leicht, womöglich wegen der Kälte. Und in diesem Moment sehe ich in ihren Augen die Erkenntnis, dass wir uns gegenseitig verlieren. Der Puls wird schwächer. Vielleicht will sie mich noch, aber sie braucht mich nicht. Sie ist stark genug, alleine zurechtzukommen. Sie hat den Verlust ihres Vaters durchlebt, die Gefahr einer Hirnhautentzündung, als Charlie eineinhalb war, eine Biopsie der rechten Brust. Sie ist stärker als ich.

Ich atme die kalte Luft ein und wende mich im Gehen noch einmal zum Haus. Julianne ist verschwunden. Die Küche ist dunkel. An den erlöschenden Lichern kann ich ihren Weg nach oben verfolgen.

Jock ist weg. Selbst wenn er Ruiz die Wahrheit sagt, wird ihm vermutlich niemand glauben. Man wird ihn für einen Freund halten, der versucht, meine Haut zu retten. Ich durchquere den Garten der Franklins und schleiche über den Pfad neben dem Haus. Auf dem Weg ins West End sehe ich meinen Schatten unter den Laternen auftauchen und wieder verschwinden.

Ein schwarzes Taxi bremst im Vorbeifahren ab. Der Fahrer sieht mich an. Ich packe den Türgriff.

Elisa hält sich nicht für eine Visionärin und hasst es, von Journalisten als eine Art Evangelistin porträtiert zu werden, die die Mädchen von der Straße rettet. Ebenso wenig betrachtet sie Prostituierte als »gefallene Frauen« oder Opfer einer rücksichtslosen Gesellschaft. Wir verfügen alle über verkannte Talente, aber Elisa hat in ihren verborgenen Tiefen einen

Diamanten entdeckt. Die Neuerfindung ihrer selbst ereignete sich an ihrem absoluten Tiefpunkt – sechs Monate nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis. Aus dem Nichts hinterließ sie am Marsden Hospital eine Nachricht für mich, in der sie lediglich ihre Adresse nannte. Ich weiß nicht, wie sie mich gefunden hat. Sie trug wenig Make-up und hatte sich die Haare kurz schneiden lassen. In ihrem dunklen Rock und dem Jackett sah sie aus wie eine Nachwuchsmangerin. Sie hatte eine Idee und wollte meine Meinung dazu hören. Während sie sprach, spürte ich einen Wetterumschwung, nicht draußen, sondern in ihr.

Sie wollte eine Anlaufstelle für junge Mädchen auf der Straße aufbauen – mit einer Beratung über persönliche Sicherheitsmaßnahmen, Gesundheits- und Wohnungsfragen sowie Drogentherapien. Sie hatte ein paar bescheidene Ersparnisse und ein altes Haus in der Nähe des Bahnhofs King's Cross gemietet.

Dieses Drop-in-Zentrum sollte bloß der Anfang sein. Wenig später hatte sie die PSAM-Initiative gegründet. Ich war immer wieder überrascht, wer ihr alles als Ratgeber zur Verfügung stand – Richter, Anwälte, Journalisten, Sozialarbeiter und Gastronomen. Manchmal habe ich mich gefragt, wie viele von ihnen ehemalige Freier waren. Andererseits habe auch ich ihr geholfen ... und das hatte nichts mit Sex zu tun.

Der Eingang liegt im Dunkeln. Die Balken glitzern vor Frost, und das kleine Licht über der Klingel flackert auf, als ich auf den Knopf drücke. Es muss schon nach Mitternacht sein, und ich höre den Summton im Flur widerhallen. Elisa ist nicht zu Hause.

Ich muss mich nur für ein paar Stunden irgendwo hinlegen. Einfach schlafen. Ich weiß, wo Elisa ihren Ersatzschlüssel aufbewahrt. Sie wird nichts dagegen haben. Ich kann meine Kleidung waschen und ihr am Morgen Frühstück machen. Dann werde ich ihr auch erklären, dass ich ihr Alibi doch brauche.

Ich halte den Schlüssel zwischen Daumen und Zeigefinger, als ich ihn ins Schloss schiebe. Zwei Mal umschließen. Ein neuer Schlüssel, ein anderes Schloss, und die Tür geht auf. Auf der Matte unter dem Briefschlitz türmt sich die Post. Elisa ist seit ein paar Tagen nicht mehr zu Hause gewesen.

Meine Schritte auf dem polierten Holzboden hallen im Haus wider. Mit den bestickten Kissen und indischen Teppichen wirkt das Wohnzimmer wie eine Boutique. Ein Licht des Anrufbeantworters blinkt. Das Band ist voll.

Ich sehe ihre Beine zuerst. Sie liegt auf dem elisabethanischen Sofa, die Knöchel mit braunem Klebeband gefesselt. Ihr Oberkörper ist nach hinten gebeugt, und über ihren Kopf ist eine schwarze Mülltüte gestülpt, die mit Klebeband an ihrem Hals befestigt ist. Die Hände sind unter ihrem Körper auf den Rücken gefesselt. Ihr Rock ist bis zu den Schenkeln hoch gerutscht, und ihre Strümpfe sind voller Laufmaschen und zerrissen.

Binnen eines Herzschlags erwacht der Arzt in mir und ich reiße ihr die Plastiktüte vom Kopf, fühle ihren Puls und lege mein Ohr an ihre Brust. Ihre Lippen sind blau, ihr Körper ist kalt und steif. Haare kleben an ihrer Stirn. Und ihre Augen sind offen und starren mich verwundert an. Ich spüre eine stechende Kälte in der Brust, als würde sich eine Bohrmaschine durch mein Inneres fräsen. Ich sehe alles noch einmal vor mir: den Kampf und den Tod und wie sie sich dagegen gewehrt hat. Wie viel Sauerstoff war in dem Sack? Maximal für zehn Minuten. Zehn Minuten, um zu kämpfen. Zehn Minuten, um zu sterben. Sie hat das Plastik an ihren Mund gesogen, als sie sich gewunden und gestrampelt hat. Auf dem Fußboden sind CD-Hüllen verstreut, und ein Tapeziertisch ist umgestürzt. Ein gerahmtes Foto liegt zwischen Scherben mit der Vorderseite nach unten. Ihre dünne Goldkette ist am Verschluss gerissen.

Die arme Elisa. Ich spüre noch die Weichheit ihrer Lippen, als sie mir zum Abschied im Restaurant einen Kuss auf die Wange gegeben hat. Sie trägt dasselbe dunkelblaue Top mit dem passenden Minirock. Es muss am Donnerstag passiert sein, irgendwann nachdem wir uns

getrennt haben.

Ich gehe von Zimmer zu Zimmer und suche Spuren für ein gewaltsames Eindringen. Die Haustür war von außen abgeschlossen. Der Täter muss einen Satz Schlüssel mitgenommen haben.

Auf der Anrichte in der Küche steht ein Becher mit einem Löffel löslichen Kaffees, der zu einer Masse wie dunkles Karamell verschmolzen ist. Der Kessel liegt auf der Seite, und einer der Küchenstühle ist umgestürzt. Eine Küchenschublade steht offen. Darin befinden sich ordentlich gefaltete Geschirrtücher, ein kleiner Werkzeugkasten, Sicherungen und eine Rolle schwarzer Mülltüten. Die Küche ist aufgeräumt, im Mülleimer befindet sich ein frischer Beutel.

Elisas Mantel hängt über der Tür. Ihre Autoschlüssel liegen neben ihrer Handtasche auf dem Tisch, daneben zwei ungeöffnete Briefe und ihr Handy. Der Akku ist leer. Wo ist ihr Schal? Ich rekonstruiere meinen Weg durch die Wohnung und finde den Schal auf dem Boden hinter dem Stuhl. In der Mitte ist er zu einem einzelnen festen Knoten festgezogen, eine seidene Garotte. Elisa ist viel zu vorsichtig, um Fremden die Tür zu öffnen. Entweder kannte sie ihren Mörder oder er war bereits im Haus. Aber wo? Und wie? Die Türen zu dem kleinen ummauerten Innenhof sind aus doppeltem Glas, und die Sicherheitsbeleuchtung wird über einen Bewegungsmelder gesteuert.

Das Arbeitszimmer im Erdgeschoss ist voll gestopft, aber ordentlich. Offenbar wurde nichts gestohlen, Elisas DVD-Player und ihr Laptop sind unangetastet.

Ich überprüfe noch einmal die Fenster im Gästezimmer im ersten Stock. Elisas Kleidung hängt unangerührt an einem Ständer. Ihr mit Perlmuttintarsien verziertes Schmuckkästchen befindet sich in der untersten Schublade ihrer Kommode. Wenn jemand danach gesucht hätte, hätte er es mit Leichtigkeit gefunden.

Der Klodeckel im Bad ist heruntergeklappt, die Badematte hängt neben einem großen blauen Handtuch zum Trocknen über einer Stange. In einem Becher, einem Souvenir von einem Besuch des Unterhauses, steht eine frische Tube Zahnpasta. Ich trete auf das Pedal des kleinen Mülleimers, und der Deckel klappt auf. Leer.

Ich will gerade wieder gehen, als mir auf den weißen Fliesen unter dem Waschbecken ein schwarzes Pulver ins Auge fällt. Ich streiche mit dem Finger darüber, der feine graue Staub riecht nach Rosen und Lavendel.

Ich erinnere mich, dass auf der Fensterbank eine Keramikschale mit einer Duftmischung stand. Vielleicht hat Elisa sie aus Versehen zerbrochen. Sie könnte den Müll zusammengefegt und in den Treteimer geschüttet haben, um ihn dann unten zu entleeren. Aber der Abfallkorb in der Küche ist leer.

Als ich das Fenster genauer betrachte, fallen mir an den Rändern einige Stellen auf, wo die Farbe abgesplittert und das nackte Holz zu erkennen ist. Das Fenster ist offenbar überstrichen und kürzlich gewaltsam aufgestemmt worden. Ich schiebe meinen Finger unter den Rahmen und versuche das Gleiche, wobei ich die Zähne zusammenbeiße, als das von Feuchtigkeit gedeckte Holz in dem Rahmen quietscht.

Ich spähe hinaus und sehe Abflussrohre, die entlang der Außenmauer und dem Flachdach der gut drei Meter tiefer liegenden Waschküche verlaufen. Auf der rechten Seite des Innenhofes ist die Mauer mit Glyzinen bewachsen, an denen man sich leicht nach oben hängeln kann, und die Rohre könnten jemandem Halt geboten haben, der versucht hat, das Fenster zu erreichen.

Ich projiziere die Bilder auf meine geschlossenen Lider und sehe jemanden auf den Rohren stehen und das Fenster aufstemmen. Er ist nicht gekommen, um etwas zu stehlen oder zu verwüsten. Er stößt die Kräutermischung um, als er sich durch die Öffnung zwängt, und macht dann hinter sich sauber. Er will nicht, dass es aussieht wie ein Einbruch. Dann wartet er.

Der Schrank unter der Treppe ist mit einem Riegel verschlossen und dient als Lagerraum für Mop, Schrubber und Besen – groß genug, um sich darin zusammengekauert zu verstecken und

durch den Schlitz bei den Türangeln zu spähen.

Elisa kommt nach Hause, hebt ihre Post auf und trägt sie in die Küche. Sie hängt ihren Mantel über die Tür und wirft ihre Sachen auf den Tisch. Dann setzt sie einen Kessel Wasser auf und gibt einen Löffel Kaffee in einen Becher. Einen Becher. Er greift sie von hinten an – schlingt den Schal um ihren Hals, sodass der Knoten ihre Luftröhre zudrückt. Nachdem sie das Bewusstsein verloren hat, zerrt er sie ins Wohnzimmer und hinterlässt dabei feine Spuren auf dem Teppichflor.

Er fesselt ihre Hände und Füße, wobei er das Klebeband vorsichtig abschneidet und alle Fetzen einsammelt, die zu Boden fallen. Dann stülpt er ihr einen Müllsack über den Kopf. Irgendwann kommt sie wieder zu sich und sieht nur Dunkelheit. Inzwischen hat ihr Todeskampf schon begonnen.

Ein Wutstoß lässt mich die Augen aufreißen und ich sehe mein Abbild im Badezimmerspiegel – ein verzweifeltes Gesicht voller Verwirrung und Angst. Ich sinke auf die Knie, mein Kinn schlägt auf den Toilettensitz, und ich übergebe mich in die Schüssel. Dann stolpere ich aus dem Bad ins Schlafzimmer. Die Vorhänge sind zugezogen, das Bett ist zerwühlt und ungemacht. Mein Blick wird von dem Papierkorb angezogen, in dem ein Dutzend weiße zerknüllte Papiertaschentücher liegen. Erinnerungen treiben an die Oberfläche – Elisas Gewicht auf meinen Hüften, unsere vereinigten Körper und wie ich bei jeder Bewegung ihren Gebärmutterhals berührt habe.

Ich beginne hektisch in dem Papierkorb zu wühlen und die Taschentücher einzusammeln. Mein Blick schweift panisch durchs Zimmer. Habe ich diese Lampe berührt? Was ist mit der Zahnbürste und der Tür, der Fensterbank und dem Treppengeländer ...?

Das ist Wahnsinn. Ich kann einen Tatort nicht sterilisieren. Man wird im ganzen Haus Spuren von mir finden. Sie hat mir die Haare gebürstet. Ich habe in ihrem Bett geschlafen. Ich habe ihr Bad benutzt. Ich habe Wein aus ihrem Glas und Kaffee aus ihrem Becher getrunken. Ich habe Lichtschalter, CD-Hüllen und Esszimmerstühle berührt; wir haben auf ihrem Sofa gevögelt, Herrgott!

Als das Telefon klingelt, springt mir fast das Herz aus der Brust. Ich darf auf keinen Fall abnehmen. Niemand weiß, dass ich hier bin. Ich lausche dem Klingeln, warte und erwarte fast, dass Elisa sich plötzlich röhrt und ruft: »Kann bitte mal jemand dran gehen? Vielleicht ist es wichtig.«

Das Geräusch verstummt, und ich traue mich wieder zu atmen. Was soll ich machen? Die Polizei alarmieren? Nein! Ich muss hier weg. Andererseits kann ich sie nicht einfach hier liegen lassen. Ich muss jemandem Bescheid sagen.

Mein Handy fängt an zu klingeln. Ich krame hektisch in meinen Jackentaschen und brauche dann beide Hände, um das Telefon festzuhalten. Ich erkenne die Nummer nicht.

»Ist dort Professor O'Loughlin?«

»Wer will das wissen?«

»Hier ist die Polizei. Jemand hat uns wegen eines unbekannten Eindringlings bei einer Adresse in Ladbroke Grove angerufen. Der Anrufer hat diese Nummer hinterlassen. Ist das richtig? «

Mein Hals ist wie zugeschnürt, sodass ich kaum einen Vokal herausbringe. Ich haspele etwas davon, dass ich mich nicht einmal in der Nähe der angegebenen Adresse befinde. *Nein, nein*, das ist nicht gut genug!

»Es tut mir Leid. Ich kann Sie nicht verstehen«, murmele ich. »Sie müssen noch einmal anrufen.« Ich schalte mein Handy ab und starre voller Entsetzen auf das leere Display. Ich kann mich selber nicht denken hören, so laut ist das Tosen in meinem Kopf. Es ist stetig lauter geworden und dröhnt nun in meinem Schädel wie ein Güterzug, der in einen Tunnel rast.

Ich muss hier weg. Lauf! Zwei Stufen auf einmal nehmend haste ich nach unten und stürze. Lauf! Als ich Elisas Wagenschlüssel vom Küchentisch fische, habe ich nur frische Luft im Sinn, einen

weit entfernten Ort und gnädigen Schlaf.

Eine Stunde vor Anbruch der Dämmerung sind die Straßen wie frisch lackiert, und im Nieselregen tauchen Nebelfetzen auf und verschwinden wieder. Der Diebstahl von Elisas Wagen ist die Geringste meiner Sorgen, die Bedienung der Kupplung mit einem tauben linken Bein stellt ein unmittelbareres Problem dar.

Irgendwo in der Nähe von Wrexham biege ich in einen schlammigen Feldweg, parke den Wagen und schlaf ein. Bilder von Elisa flackern auf wie die Lichter der Scheinwerfer, die in Abständen über die Hecken fallen. Ich sehe ihre blauen Lippen und ihre aufgerissenen Augen, die mich noch immer verfolgen.

Fragen und Zweifel kreisen in meinem Kopf, als ob die Nadel in einer Rille hängt. Arme Elisa. »Mach dir Sorgen um dein eigenes Alibi, Joe«, hatte Jock zu mir gesagt. Was hat er damit gemeint? Selbst wenn ich beweisen könnte, dass ich Catherine nicht getötet habe – was ich jetzt nicht mehr kann –, wird man mir die Schuld für diesen neuen Mord geben. Sie sind hinter mir her. Ich stelle mir eine Reihe von Polizisten vor, die in einer geraden Linie mit angeleinten Schäferhunden und Pferden ein Feld überqueren und mich zur Strecke bringen. Ich stolpere in Mulden und klettere Abhänge hinauf. Brombeersträucher zerreißen meine Kleidung, und die Hunde kommen immer näher.

Es klopft an der Scheibe. Ich sehe nichts als helles Licht. Meine Augen sind vom Schlaf verklebt, mein Körper steif vor Kälte. Ich taste nach der Kurbel und lasse das Fenster herunter.

»Tut mir Leid, Sie zu wecken, Mister, aber Sie versperren den Weg.« Ein ergrauter Kopf unter einer Wollmütze sieht mich durch das Fenster an. An den Fersen des Fremden bellt ein Hund, und hinter mir höre ich das Knattern eines Traktors.

»Sie sollten auch lieber nicht zu lange hier draußen schlafen. Es ist verdammt kalt.«

»Danke.«

Vor mir erstrecken sich hellgraue Wolken, verkümmerte Bäume und leere Felder. Die Sonne ist aufgegangen und gibt sich alle Mühe, den Tag zu erwärmen. Ich setze rückwärts aus dem Weg und sehe dem Traktor nach, der durch ein Tor und über Pfützen zu einer halb verfallenen Scheune fährt.

Ich drehe im Leerlauf die Heizung auf und rufe Julianne auf dem Handy an. Sie ist bereits wach und von ihrer Gymnastik ein wenig außer Atem.

»Hast du Jock Elisas Adresse gegeben?«

»Nein.«

»Hast du ihm gegenüber ihren Namen je erwähnt?«

»Was soll das alles, Joe? Du klingst verängstigt.«

»Hast du irgendwas gesagt?«

»... Ich weiß nicht, wovon du redest. Komm mir nicht mit deiner Paranoia ...«

Ich schreie sie an, damit sie zuhört, doch sie wird wütend.

»Leg nicht auf! Leg nicht auf!«

Aber es ist zu spät. Kurz bevor die Verbindung unterbrochen wird, rufe ich noch: »Elisa ist tot!«

Ich drücke auf Wahlwiederholung. Meine Finger sind so steif, dass ich das Telefon kaum halten kann. Julianne nimmt sofort ab. »Was soll das heißen?«

»Irgendjemand hat sie ermordet. Die Polizei wird annehmen, dass ich es war.«

»Warum?«

»Ich habe ihre Leiche gefunden. Meine Fingerabdrücke und weiß der Himmel was noch sind in ihrer ganzen Wohnung verteilt – «

»Du bist in ihre Wohnung gegangen?«, fragt sie ungläubig. »Warum hast du das getan?«

»Hör mir zu, Julianne. Zwei Menschen sind tot. Jemand versucht, mich reinzureiten.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht. Das versuche ich ja herauszufinden.«

Julianne atmet tief ein. »Du machst mir Angst, Joe. Du klingst verrückt.«

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?«

»Geh zur Polizei. Erzähl ihnen, was passiert ist.«

»Ich habe kein Alibi. Ich bin ihr einziger Verdächtiger.«

»Nun, dann sprich mit Simon. Bitte, Joe.«

Sie legt unter Tränen auf und lässt das Telefon ausgehängt. Ich kann sie nicht mehr erreichen.

Gottes Leibarzt im Wartestand trägt einen Bademantel, als er die Tür öffnet. In einer Hand hält er eine Zeitung und hat ein knurriges Gesicht aufgesetzt, um ungebetene Gäste abzuschrecken.

»Ich dachte, es wären wieder diese verdammten Weihnachtssänger«, brummt er. »Ich kann sie nicht ausstehen. Keiner von ihnen kann für fünf Pence den Ton halten.«

»Ich dachte, die Waliser wären so große Choristen.«

»Noch so ein verdammter Mythos.« Er blickt an mir vorbei. »Wo ist dein Wagen?«

»Ich habe ihn um die Ecke geparkt«, lüge ich. Ich habe Elisas Käfer an der örtlichen Bahnstation stehen lassen und bin die letzte halbe Meile gelaufen.

Er dreht sich um und ich folge ihm durch den Flur in die Küche. Seine ramponierten Pantoffeln machen ein flappendes Geräusch, wenn sie gegen seine kalkweißen Fersen schlagen.

»Wo ist Mum?«

»Sie war schon früh auf den Beinen. Irgendein Protestmarsch. Sie verwandelt sich in eine verdammte Linke – ständig demonstriert sie gegen irgendwas.«

»Gut für sie.«

Er schnaubt, offensichtlich anderer Meinung.

»Der Garten sieht gut aus.«

»Da solltest du erst mal den Garten hinter dem Haus sehen. Hat ein verdammtes Vermögen gekostet. Deine Mutter wird dir bestimmt die große Führung zukommen lassen. Diese verdammten Lebensart-Sendungen im Fernsehen sollten verboten werden.

›Vorgarten-Verschönerung hier, ›Gartenumgestaltung‹ da – am liebsten würde ich eine Bombe auf den ganzen Haufen schmeißen.«

Er ist kein bisschen überrascht, mich zu sehen, obwohl ich unangemeldet aufgekreuzt bin. Wahrscheinlich nimmt er an, dass Mum es ihm gegenüber erwähnt hat, als er wieder mal nicht zugehört hat. Er setzt den Wasserkessel auf und leert die alten Teeblätter aus der Kanne. Auf dem Tischtuch ist das Treibgut diverser Urlaube versammelt wie eine Teedose mit St.-Mark's-Kreuz und ein Geleetopf aus Cornwall. Der Teelöffel zum Silberjubiläum war ein Geschenk des Buckingham Palace, wo meine Eltern zu einer der Gartenpartys der Queen eingeladen waren.

»Möchtest du ein Ei? Speck haben wir keinen.«

»Eier sind gut.«

»Vielleicht findest du im Kühlschrank noch ein bisschen gekochten Schinken, wenn du ein Omelette willst.«

Er folgt mir durch die Küche und versucht zu erraten, was ich brauche. Sein Morgenmantel ist in der Hüfte mit einem Gürtel mit Quasten an den Enden zusammengebunden, und seine Brille ist mit einer goldenen Kette an seiner Tasche befestigt, damit er sie nicht verlegt. Er weiß von meiner Verhaftung. Warum hat er nichts gesagt? Das wäre doch die Gelegenheit, mir vorzuhalten: »Hab ich's dir nicht gesagt.« Er kann mir meine Berufswahl vorwerfen und erklären, dass nichts von all dem passiert wäre, wenn ich Arzt geworden wäre.

Er sitzt am Tisch, sieht mir beim Essen zu, nippt hin und wieder an seinem Tee und faltet und entfaltet die *Times*. Ich frage ihn, ob er noch Golf spielt. Seit drei Jahren nicht mehr.

»Ist das ein neuer Mercedes vor der Tür?«

»Nein.«

Das Schweigen scheint sich zu dehnen, aber nur ich finde es unbehaglich. Er sitzt da, überfliegt die Schlagzeilen und blickt ab und zu über den Rand der Zeitung hinweg.

Das Bauernhaus gehörte unserer Familie schon vor meiner Geburt. Die meiste Zeit bis zum Teilruhestand meines Vaters war es unser Ferienhaus. Er hatte weitere Wohnungen in London und Cardiff. Und andernorts stellten Universitäten ihm gerne eine Unterkunft, wenn er eine Gastdozentur annahm.

Als er das Bauernhaus kaufte, gehörten gut fünfunddreißig Hektar Land dazu, die er jedoch zum größten Teil an die benachbarten Bauern verpachtete. Das aus einheimischem Stein gebaute Haupthaus hat niedrige Decken und seltsame Winkel, wo sich die Fundamente über mehr als ein Jahrhundert gesetzt haben.

Ich möchte mich frisch machen, bevor Mum nach Hause kommt. Ich frage Dad, ob er mir ein Hemd und vielleicht eine Hose leihen kann. Er zeigt mir seinen Kleiderschrank. Auf dem Bett liegt ein ordentlich gefalteter Männertrainingsanzug.

Er bemerkt meinen Blick. »Deine Mutter und ich walken.«

»Das wusste ich nicht.«

»Wir machen es auch erst seit ein paar Jahren. Wenn das Wetter okay ist, stehen wir früh auf. Im Snowdonia National Park gibt es ein paar sehr schöne Wanderwege.«

»Davon habe ich gehört.«

»Es hält mich fit.«

»Gut für dich.«

Er räuspert sich und macht sich auf die Suche nach einem frischen Handtuch. »Ich nehme an, du willst lieber duschen als baden.« So wie er es sagt, klingt es neumodisch und illoyal. Ein wahrer Waliser würde eine Zinkwanne vor einem Kohlenfeuer benutzen.

Ich halte mein Gesicht unter den Strom frischen Wassers und höre, wie es an meinen Ohren vorbeirauscht. Ich versuche den Schmutz der letzten paar Tage abzuwaschen und die Stimmen in meinem Kopf zu ertränken. Mit einer Krankheit hat alles angefangen, einem chemischen Ungleichgewicht, einer rätselhaften neurologischen Störung. Es fühlt sich eher an wie Krebs – ein Wuchern wilder Zellen, die jeden Winkel meines Lebens infiziert haben, sich sekündlich vervielfältigen und neue Wirte befallen.

Ich lege mich auf das Bett im Gästezimmer und schließe die Augen. Ich will mich nur ein paar Minuten ausruhen. Der Wind schlägt gegen das Fenster. Ich kann feuchte Erde und Kohlefeuer riechen. Ich erinnere mich auch noch vage daran, dass mein Vater eine Decke über mich gebreitet hat. Vielleicht ist es auch nur ein Traum. Meine schmutzige Kleidung hängt über seinem Arm. Er beugt sich über mich und streicht mit der Hand über meine Stirn.

Irgendwann später höre ich Löffel in Bechern klappern und die Stimme meiner Mutter in der Küche. Das andere Geräusch – beinahe genauso vertraut – ist mein Vater, der Eis für den Eiskübel in kleine Stücke bricht.

Als ich die Vorhänge aufziehe, sehe ich in der Ferne verschneite Hügel, während sich der Frost aus dem Vorgarten langsam zurückzieht. Vielleicht gibt es weiße Weihnacht – genau wie im Jahr von Charlies Geburt.

Ich kann hier nicht länger bleiben. Sobald die Polizei Elisas Leiche gefunden hat, werden sie eins und eins zusammenzählen und nach mir fahnden, anstatt darauf zu warten, dass ich irgendwo auftauche. Und dies ist einer der ersten Orte, an dem sie nachsehen werden.

Urin plätschert in die Schüssel. Die Hose meines Vaters ist mir zu groß. Sie hören mich nicht

durch den Flur tappen. Ich stehe in der Tür und sehe ihnen zu.

Meine Mutter ist wie stets makellos gekleidet mit einem pfirsichfarbenen Kaschmirpullover und einem grauen Rock. Nach ihrem fünfzigsten Geburtstag hat sie um die Hüften herum ein wenig angesetzt.

Sie stellt meinem Vater eine Tasse Tee hin und gibt ihm einen feucht schmatzenden Kuss auf die Stirn. »Guck dir das an«, sagt sie. »Meine Strumpfhose hat eine Laufmasche. Das ist schon das zweite Paar diese Woche.« Er legt seine Hand um ihre Hüften und drückt sie an sich. Das ist mir peinlich, weil ich mich nicht erinnern kann, sie je in einem derart vertraulichen Moment gesehen zu haben.

Meine Mutter springt überrascht auf und ermahnt mich, mich nicht so anzuschleichen, bevor sie anfängt, an meiner Kleidung herumzuzupfen. Sie könnte die Hose problemlos ein bisschen enger machen, meint sie. Nach meiner Kleidung fragt sie nicht.

»Warum hast du uns nicht gesagt, dass du kommst?«, fragt sie. »Wir waren ganz krank vor Sorge, vor allem nach diesen grauslichen *Geschichten* in der Zeitung.« Sie klingt ähnlich begeistert über die Boulevardpresse wie über einen nassen Fellklumpen auf einem guten Teppich. »Aber das ist ja nun zumindest vorbei«, sagt sie streng, als wäre sie entschlossen, einen Schlussstrich unter die ganze Episode zu ziehen. »Natürlich muss ich eine Zeit lang den Bridge-Club meiden, aber ich wage zu behaupten, dass das Ganze schon bald vergessen sein wird. Gwyneth Evals wird sich unerträglich selbstgefällig aufführen, weil sie denkt, dass sie jetzt von der Angel ist. Ihr ältester Sohn Owen ist mit dem Kindermädchen durchgebrannt und hat seine arme Frau mit zwei kleinen Jungen sitzen lassen. Jetzt haben die Damen etwas Neues, worüber sie sich unterhalten können.«

Mein Vater scheint gar nicht zuzuhören. Er liest ein Buch und hält seine Nase so dicht über die Seiten, als wollte er die Buchstaben inhalieren.

»Komm, ich will dir den Garten zeigen. Er sieht wundervoll aus. Aber du musst mir versprechen, dass du im Frühling wieder kommst, wenn alles blüht. Wir haben unser eigenes Gewächshaus und ein neues Ziegeldach auf dem Stall. Die ganze Feuchtigkeit ist weg. Erinnerst du dich an den Geruch? Hinter den Wänden haben Ratten genistet. Schrecklich!«

Sie holt zwei Paar Gummistiefel. »Ich weiß deine Größe nicht mehr.«

»Die werden schon passen.«

Sie schickt mich, Dads Regenjacke zu holen, und geht dann die Treppe hinter dem Haus hinunter voran über den Pfad. Der Teich ist zugefroren und hat eine Farbe wie wässrige Suppe, die Landschaft ist perlengrau. Sie weist auf die trockene Steinmauer, die im Laufe meiner Kindheit verfallen war, jetzt aber wieder fest und solide dasteht, zusammengesetzt wie ein dreidimensionales Puzzle. Ein neues Gewächshaus mit Glasscheiben und Rahmen aus frischem Kiefernholz schließt direkt an die Mauer an. Auf Tapeziertenischen stehen Pflanzschalen, und moosbedeckte Keimtöpfe hängen von der Decke. Sie betätigt einen Schalter, und ein feiner feuchter Dunst erfüllt die Luft.

»Die alten Ställe musst du dir angucken. Wir haben den ganzen Müll weggeschaffen lassen. Wir könnten eine Einliegerwohnung daraus machen. Ich zeig es dir.«

Wir folgen dem Pfad zwischen Gemüsebeet und Obsthain. Mum redet immer noch, aber ich höre nur mit halbem Ohr zu. Ich sehe ihre Kopfhaut unter dem Scheitel ihres grauen Haars.

»Wie war deine Protestveranstaltung?«, frage ich.

»Gut. Wir waren mehr als fünfzig Leute.«

»Worum ging es denn?«

»Wir wollen diesen scheußlichen Windradpark verhindern. Sie wollen ihn gleich auf der Kuppe da drüben errichten«, sagt sie und deutet in die allgemeine Richtung. »Hast du je eine Windturbine gehört? Der Lärm ist grauenhaft. Rotorblätter kreisen und die Luft schreit vor

Schmerz.«

Sie stellt sich auf Zehenspitzen und tastet über der Stalltür nach dem Schlüssel.

Meine Brust zieht sich wieder zusammen. »Was hast du gesagt? «

»Wann?«

»Gerade eben... »die Luft schreit vor Schmerz.«

Sie hält den Schlüssel in der Hand, er ist an ein kleines geschnitztes Stück Holz gebunden.

Unwillkürlich packe ich ihr Handgelenk, wende ihre Hand und zwinge sie, sie zu öffnen.

»Von wem hast du das?« Meine Stimme zittert.

»Joe, du tust mir weh.« Sie betrachtet den Schlüsselring. »Den hat Bobby mir geschenkt, der junge Mann, von dem ich dir erzählt habe. Er hat die Steinmauer ausgebessert und die Scheune mit neuen Ziegeln gedeckt. Er hat das Gewächshaus gebaut und alles gepflanzt. Ein wirklich fleißiger Arbeiter. Er ist mit mir zu der Windkraftanlage gefahren ...«

Einen Moment lang habe ich das Gefühl zu fallen, aber nichts passiert. Es ist, als hätte jemand die Landschaft zur Seite gekippt und ich würde mich, eine Hand fest am Türrahmen, dagegenlehnen.

»Wann?«

»Er hat im Sommer drei Monate bei uns gewohnt – «

»Wie sah er aus?«

»Wie soll ich das höflich ausdrücken? Er ist sehr groß, vielleicht ein wenig übergewichtig. Grobschlächtig, aber ungemein reizend. Er wollte nur Unterkunft und Verpflegung.«

Die Wahrheit ist kein blendendes Licht oder ein Eimer eiskaltes Wasser, den man ins Gesicht geschüttet bekommt. Sie sickert in mein Bewusstsein wie ein Rotweinfleck, der sich auf einem hellen Teppich ausbreitet, oder ein dunkler Schatten auf einem Röntgenbild der Lunge. Bobby wusste Dinge über mich, die ich als Zufälle abgetan habe. Tiger und Löwen, Charlies Bild von dem Wal, Tante Gracie ... Er wusste Dinge über Catherine und wie sie gestorben war. Ein Gedankenleser. Ein Stalker. Ein mittelalterlicher Zauberer, der verschwindet und in einer Rauchwolke wieder auftaucht.

Aber woher wusste er von Elisa? Er hat uns beim Essen beobachtet und ist ihr dann bis nach Hause gefolgt. Nein. Ich habe ihn an jenem Nachmittag gesehen. Er ist zu seinem Termin gekommen. Und dann habe ich ihn verloren, am Kanal – in der Nähe von Elisas Haus.

»*No comprenderas todavia lo que comprenderas en el futuro* .« Noch verstehst du nicht, was du am Ende verstehen wirst ...

Ich setze mich unvermittelt in Bewegung, falle unbeholfen auf den Pfad, rappele mich wieder hoch und haste hinkend zum Haus, ohne die Fragen meiner Mutter zu beachten, warum ich den Stall nicht sehen will.

Ich platze durch die Tür, pralle von der Wand der Waschküche zurück und werfe einen Waschkorb und eine Schachtel Waschpulver auf einem Regal um. Ein Schläpfer meiner Mutter verfängt sich an meiner Stiefel spitze. Das nächste Telefon ist in der Küche. Julianne nimmt nach dem dritten Klingeln ab. Ich lasse ihr keine Zeit, etwas zu sagen.

»Du hast gesagt, irgendjemand hätte das Haus beobachtet.«

»Leg auf, Joe, die Polizei fahndet nach dir.«

»Hast du irgendjemanden gesehen?«

»Leg auf und ruf Simon an.«

»Bitte, Julianne!«

An meiner Stimme erkennt sie, dass ich genauso verzweifelt bin wie sie.

»Hast du irgendjemanden gesehen?«

»Nein.«

»Was ist mit dem Eindringling, den D.J. verjagt hat – hat er ihn gründlich sehen können?«

»Nein.«

»Er muss doch irgendwas gesagt haben. War er groß und übergewichtig?«

»So nah ist D.J. nicht rangekommen.«

»Hast du in deinem Spanischkurs einen Bobby oder Robert oder Bob? Er ist groß mit Brille.«

»Es gibt einen Bobby.«

»Wie heißt er mit Nachnamen?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe ihn hinterher einmal mit dem Auto mitgenommen. Er hat gesagt, er hätte früher in Liverpool gewohnt – «

»Wo ist Charlie? Schaff sie aus dem Haus! Bobby will euch etwas tun. Er will mich bestrafen ...«

Ich versuche es zu erklären, doch sie fragt immer wieder, warum Bobby so etwas tun sollte. Das ist die eine Frage, die ich nicht beantworten kann.

»Niemand wird uns etwas tun, Joe. Auf der Straße wimmelt es von Polizisten. Einer hat mich heute durch den Supermarkt verfolgt. Ich habe ihn beschämmt, indem ich ihn meine Einkaufstüte habe tragen lassen...«

Mit einem Mal wird mir klar, dass sie wahrscheinlich Recht hat. Im Haus sind sie und Charlie wahrscheinlich sicherer als irgendwo sonst, weil die Polizei sie beschattet... und auf mich wartet. Julianne spricht immer noch. »Ruf Simon an, bitte. Mach keine Dummheit.«

»Bestimmt nicht.«

»Versprich's mir.«

»Ich verspreche es.«

Simons Privatnummer steht auf der Rückseite seiner Visitenkarte. Als er abnimmt, höre ich im Hintergrund Patricia.

Er senkt die Stimme zu einem Flüstern, und ich höre, dass er das Telefon zu einem abgeschiedeneren Ort mitnimmt. Er will nicht, dass Patricia das Gespräch mithört.

»Hast du am Donnerstag mit irgendwem zu Mittag gegessen? «

»Mit Elisa Velasco.«

»Bist du mit ihr nach Hause gegangen?«

»Nein.«

Er atmet tief ein. Ich weiß, was kommt.

»Elisa wurde tot in ihrer Wohnung gefunden. Sie wurde mit einer Mülltüte erstickt. Sie sind hinter dir her, Joe. Sie haben einen Haftbefehl. Du wirst wegen Mordes gesucht.«

Meine Stimme ist schrill und zittrig. »Ich weiß, wer sie ermordet hat. Er ist ein Patient von mir – Bobby Morgan. Er hat mich beobachtet...«

Simon hört mir nicht zu. »Ich will, dass du dich zur nächsten Polizeiwache begibst. Stell dich.

Ruf mich an, wenn du dort bist. Sage kein Wort in meiner Abwesenheit – «

»Aber was ist mit Bobby Morgan?«

»Du musst tun, was ich dir sage«, erklärt Simon mit noch mehr Nachdruck. »Sie haben DNA-Beweise, Joe. Samenspuren und Haare von dir, deine Fingerabdrücke waren im Schlafzimmer und im Bad. Und am Donnerstagnachmittag hat dich ein Taxi keine halbe Meile vom Tatort entfernt aufgenommen. Der Fahrer kann sich an dich erinnern. Du hast ihn vor derselben Kneipe angehalten, in der Catherine McBride zum letzten Mal gesehen wurde – «

»Du wolltest doch wissen, wo ich die Nacht des Dreizehnten verbracht habe. Ich werde es dir sagen. Ich war mit Elisa zusammen. «

»Nun, dein Alibi ist tot.«

Diese Feststellung ist so unverblümt und ehrlich, dass ich es aufgebe, ihn überzeugen zu wollen. Die Tatsachen sind ausgebreitet und enthüllen die Hoffnungslosigkeit meiner Lage. Selbst mein

Leugnen klingt hohl.

Mein Vater steht in seinem Trainingsanzug in der Tür. Durch die offenen Vorhänge im Wohnzimmer hinter ihm sehe ich die beiden Polizeiwagen, die in der Einfahrt vorgefahren sind.

BUCH DREI

*In der wahrhaft dunklen Nacht der Seele ist es
immer drei Uhr morgens, Tag für Tag.*

F. Scott Fitzgerald
Der Knacks

1

Drei Meilen sind weit, wenn man in Gummistiefeln rennt, sogar noch weiter, wenn die Socken heruntergerutscht sind und sich unter den Fußsohlen knubbeln, sodass man läuft wie ein Pinguin. Ich stolpere über schlammige Schafsspuren und springe über Steine, während ich einem halb zugefrorenen Bach folge, der durch die Felder schneidet. Trotz der Stiefel halte ich ein gutes Tempo und sehe mich nur gelegentlich um. Im Augenblick mache ich alles automatisch. Wenn ich für irgendetwas stehen bleibe, bin ich erledigt.

Ich habe diese Felder in den Ferien meiner Kindheit erkundet. Früher kannte ich jedes Wäldchen und jeden Hügel, die besten Angelplätze und Verstecke. Hier habe ich Ethelwyn Jones an ihrem dreizehnten Geburtstag auf dem Heuboden der Scheune ihres Onkels geküsst. Es war mein erster Zungenkuss, und ich hatte sofort einen Steifen. Sie lehnte sich direkt dagegen, stieß einen Schrei aus und biss mir fest auf die Unterlippe. Sie trug eine Klammer und hatte einen Mund wie Beißer aus den James-Bond-Filmen. Ich hatte zwei Wochen lang eine blutige Blase auf der Unterlippe, aber es hat sich gelohnt.

An der A55 ducke ich mich unter die Betonpfeiler einer Brücke und marschiere am Fluss weiter. Die Ufer werden steiler, und ich rutsche zwei Mal zur Seite ins Wasser, wo ich das dünne Eis an den Rändern aufbreche.

An einem drei Meter hohen Wasserfall hangele ich mich an Grasbüscheln und Steinen einen Abhang hinauf. Meine Knie sind schlammig, meine Hose ist nass. Zehn Minuten später schlüpfe ich unter einem Zaun hindurch und folge einem Wanderweg.

Meine Lunge hat angefangen zu brennen, aber mein Kopf ist klar. So klar wie die kalte Luft. So lange Julianne und Charlie sicher sind, ist es mir egal, was mit mir passiert. Ich fühle mich wie ein Lumpen, auf dem ein Hund herumgekaut hat. Irgendjemand spielt mit mir und reißt mich in Fetzen, meine Familie, mein Leben, meine Karriere ... Warum? Das ist doch alles Mist. So als würde man versuchen, Spiegelschrift zu lesen, von hinten nach vorne.

Nach weiteren hundert Metern und einem überkletterten Tor stoße ich auf die Straße nach Llanrhos. Die schmale Asphaltstraße ist auf beiden Seiten von dichten Hecken bewachsen, die nur von den Toren der Bauernhöfe und Schotterwegen mit Schlaglöchern unterbrochen werden. Ich wandere immer dicht an der Böschung an der Straße entlang auf einen Kirchturm in der Ferne zu. Am Boden haben sich Nebelschwaden gebildet wie kleine Pfützen vergossener Milch.

Zweimal springe ich von der Straße, als ich Fahrzeuge kommen höre. Das zweite ist ein Polizeitransporter, hinter dessen vergittertem Fenster Hunde bellen.

Das Dorf scheint menschenleer. Die einzigen geöffneten Läden sind ein Café und ein Immobilienmakler, an dessen Tür ein »Bin in 10 Minuten zurück«-Schild hängt. Einige der Fenster sind mit bunten Lichtern dekoriert, und auf dem Platz steht ein Weihnachtsbaum gegenüber dem Kriegerdenkmal. Ein Mann, der seinen Hund ausführt, nickt mir zu, doch ich habe die Zähne so fest zusammengebissen, dass ich keine Antwort herausbringe.

Ich suche eine Parkbank und setze mich. Von meiner Wachsjacke steigt Dampf auf. Meine Knie

sind mit Schlamm und Blut verschmiert. Meine Handflächen sind zerkratzt, und meine Nagelbetten bluten. Ich möchte die Augen schließen, aber ich muss wachsam bleiben. Die Häuser um den Platz sehen aus wie aus einem Bilderbuch mit Gartenzäunen und gusseisernen Lauben. Neben jeder Haustür steht in schnörkeliger Schrift ein walisischer Name geschrieben. Am anderen Ende des Platzes sind weiße Banner an das Geländer der Kirche gebunden, auf deren Treppe durchgeweichtes Konfetti klebt.

Walisische Hochzeiten sind wie walisische Beerdigungen. Sie verwenden dieselben Autos, Floristen und Gemeindesaale mit vorzeitlichen Teemaschinen, die von derselben vollbusigen Frau in einem weiten Blumenkleid und Stützstrumpfhose bedient werden.

Die Kälte kriecht in meine Knochen, während die Minuten verstreichen. Ein ramponierter Landrover biegt auf den Platz und fährt im Schritttempo um den Park. Ich beobachte und warte. Niemand folgt. Steifbeinig stehe ich auf. Mein schweißnasses Hemd klebt mir im Kreuz.

Die Beifahrertür wird vor Altersschwäche und mangelnder Pflege quietschend geöffnet. Auf den verrosteten Federn und dem zerrissenen Plastik des Sitzes liegt ein Schaumstoffkissen. Die Maschine ist so schlecht in Schuss, dass sie laut klappert und scheppert, als mein Vater sich abmüht, den ersten Gang einzulegen.

»Verdammte Karre! Ist seit Monaten nicht mehr gefahren worden.«

»Was ist mit der Polizei?«

»Sie suchen die Felder ab. Ich habe gehört, wie sie gesagt haben, dass sie am Bahnhof einen Wagen gefunden hätten.«

»Wie bist du weggekommen?«

»Ich habe ihnen gesagt, ich hätte einen Notfall. Ich habe den Mercedes genommen und ihn später gegen den Landrover getauscht. Gott sei Dank ist er angesprungen.«

Jedes Mal wenn wir durch eine Pfütze fahren, spritzt durch ein Loch im Boden Wasser in den Wagen wie aus einem Zimmerspringbrunnen. Die Straße windet sich endlos ins Tal hinunter und den nächsten Hügel wieder hinauf. Im Westen klart der Himmel auf, und die Schatten der Wolken schweben mit einer auffrischenden Brise über die Landschaft.

»Ich stecke bis zum Hals in Schwierigkeiten, Dad.«

»Ich weiß.«

»Ich habe niemanden umgebracht.«

»Das weiß ich auch. Was sagt Simon?«

»Ich soll mich stellen.«

»Das klingt wie ein guter Rat.«

Im gleichen Atemzug akzeptiert er, dass das nicht geschehen und nichts, was er sagen könnte, daran etwas ändern wird. Wir fahren durch das Tal des Conwy Richtung Snowdonia Nationalpark. Die Felder sind lichter Bewaldung gewichen, und in der Ferne sieht man dichte Wälder.

Die Straße windet sich zwischen den Bäumen hindurch, auf einer Hügelkuppe sieht man ein großes Gutshaus mit Blick ins Tal. Das Eisentor ist geschlossen, daran lehnt ein »Zu verkaufen«-Schild.

»Das war früher mal ein Hotel«, sagt er, ohne den Blick von der Straße zu wenden. »Ich habe mit deiner Mutter dort die Flitterwochen verbracht. Damals war es ziemlich vornehm.

Samstagnachmittags kamen die Leute zum Tanztee, das Hotel hatte eine eigene Band ...«

Mum hat mir die Geschichte schon einmal erzählt, aber von meinem Vater habe ich sie noch nie gehört.

»... wir haben uns den Healy von deinem Onkel Austin geliehen und sind eine Woche herumgefahren. Damals habe ich auch das Bauernhaus entdeckt. Es war noch nicht zu verkaufen, aber wir haben angehalten, um Äpfel zu kaufen. Wir mussten ziemlich oft anhalten, weil deine

Mutter ein bisschen wund war. Auf den holperigen Straßen brauchte sie ein Sitzkissen.« Er kichert, und ich begreife, was er meint. Das ist mehr Information über die sexuelle Initiation meiner Mutter, als ich bräuchte, aber ich lache mit ihm. Dann erzähle ich ihm die Geschichte von meinem Freund Scott, der seine frisch Angetraute bei der Hochzeitsfeier in Griechenland auf der Tanzfläche bewusstlos geschlagen hat.

»Wie hat er denn das gemacht?«

»Er wollte ihr den ›Flip‹ zeigen und hat sie fallen lassen. Als sie im Krankenhaus wieder aufgewacht ist, wusste sie nicht, in welchem Land sie war.«

Dad lacht und ich lache auch. Es fühlt sich gut an. Es fühlt sich sogar noch besser an, als wir wieder aufhören und die Stille nicht peinlich ist. Dad sieht mich aus dem Augenwinkel an. Er will mir etwas erzählen, aber er weiß nicht, wie er anfangen soll.

Ich weiß noch, wie er mir die »Du kommst jetzt in das Alter«-Rede gehalten hat. Er erklärte mir, dass er mir etwas Wichtiges zu sagen habe, und machte einen Spaziergang mit mir in Kew Gardens. Es war ein derart ungewöhnliches Ereignis – mit ihm Zeit alleine zu verbringen –, dass meine Brust vor Stolz anschwoll.

Dad machte mehrere Anläufe, seine Rede zu beginnen. Jedes Mal wenn es ihm vor Verlegenheit wieder die Sprache verschlug, wurden seine Schritte länger. Als wir zu der Sache mit dem Verkehr und den zu ergreifenden Vorsichtsmaßnahmen kamen, rannte ich förmlich neben ihm her und versuchte, seine Worte mitzukriegen und gleichzeitig zu verhindern, dass mir die Mütze vom Kopf fiel.

Jetzt trommelt er nervös mit den Fingern aufs Lenkrad, als wollte er mir seine Botschaft im Morsealphabet übermitteln. Er räuspert sich überflüssigerweise und hebt zu einer verwickelten Ausführung über freie Wahl, Verantwortung und Gelegenheiten an. Ich weiß nicht, worauf er hinauswill.

Schließlich erzählt er von seinem Medizinstudium.

»... danach habe ich zwei Jahre Verhaltenswissenschaften gemacht. Ich wollte mich auf Erziehungspsychologie spezialisieren ...«

Moment mal! Verhaltenswissenschaften? Psychologie? Er sieht mich wehmütig an, und ich erkenne, dass er es ernst meint.

»... mein Vater hat herausgefunden, was ich machte. Er war im Aufsichtsrat der Universität und ein Freund des Vizekanzlers. Er ist eigens angereist, um mich zu treffen, und hat mir gedroht, meine monatliche Unterstützung zu kappen.«

»Was hast du getan?«

»Ich habe getan, was er wollte. Ich bin Chirurg geworden.«

Bevor ich eine weitere Frage stellen kann, hebt er die Hand. Er will nicht unterbrochen werden.

»Meine Karriere war perfekt vorgeplant. Ich bekam meine Stellungen, Professuren und Ernennungen wie von selbst. Türen wurden geöffnet. Beförderungen unterstützt ...« Er senkt seine Stimme zu einem Flüstern. »Was ich wohl sagen will, ist, dass ich stolz auf dich bin. Du hast zu deiner Sache gestanden und getan, was du wolltest. Du hattest Erfolg zu deinen eigenen Bedingungen. Ich weiß, es ist nicht leicht, mich zu lieben, Joe, weil ich nichts zurückgebe. Aber ich habe dich immer geliebt. Und ich werde immer für dich da sein.«

Er hält an einer Parkbucht und steigt bei laufendem Motor aus, um eine Tasche von der Rückbank zu holen.

»Das ist alles, was ich dir mitbringen konnte«, sagt er, als er mir den Inhalt zeigt. Es handelt sich um ein sauberes Hemd, Obst, eine Thermoskanne, Schuhe und einen Umschlang mit Fünfzig-Pfund-Scheinen.

»Außerdem habe ich dein Handy mitgebracht.«

»Der Akku ist leer.«

»Na, dann nimm meins. Ich benutze das verdammt Ding sowieso nie.«

Er wartet, dass ich hinters Steuer rutsche, und wirft die Tasche dann auf den Beifahrersitz.

»Den Landrover werden die nie vermissen ... jedenfalls für eine ganze Weile nicht. Er ist nicht mal angemeldet.«

Ich blicke auf die untere Ecke der Windschutzscheibe, wo anstelle der amtlichen Plakette das Etikett einer Bierflasche klebt. Er grinst. »Ich fahre damit sowieso nur auf den Feldern herum. Wird der Maschine gut tun, mal ausgefahren zu werden.«

»Und wie kommst du nach Hause?«

»Ich trappe.«

Ich bezweifle, dass er je zuvor in seinem Leben getrampft ist, aber was weiß ich schon? Er war heute voller Überraschungen. Er sieht immer noch aus wie mein Vater, aber gleichzeitig ist er anders.

»Viel Glück«, sagt er und gibt mir durchs Fenster die Hand. Wenn wir beide gestanden hätten, hätten wir uns vielleicht umarmt. Ich möchte es jedenfalls glauben.

Ich lege mühsam den ersten Gang ein und fahre zurück auf die Straße. Im Rückspiegel sehe ich ihn am Straßenrand stehen. Ich erinnere mich an etwas, das er mir gesagt hat, als Tante Gracie gestorben war und die Trauer mir das Herz zerriss.

»Vergiss nie, Joe, die schwärzeste Stunde unseres Lebens dauert nur sechzig Minuten.«

Die Polizei wird meine Spur an dem Fluss entlang zu Fuß verfolgen. Die Errichtung von Straßensperren wird länger dauern. Mit ein bisschen Glück werde ich dann schon außerhalb des Rings sein, den sie bilden. Ich weiß nicht, wie viel Zeit mir das bringt. Morgen wird mein Bild in allen Zeitungen und im Fernsehen sein.

Mein Verstand scheint in dem Maße in Fahrt zu kommen, in dem mein Körper erlahmt. Ich darf nicht das tun, was sie erwarten. Stattdessen muss ich bluffen und doppelt bluffen. Es ist eines dieser Er-denkt-dass-ich-denke-dass-er-denkt-Szenarios, wo jeder Beteiligte versucht, den nächsten Schritt seines Gegenübers vorauszuahnen. Ich habe es dabei mit zwei verschiedenen Gegnern zu tun. Der eine ist ein stinkwütender Polizist, der denkt, dass ich ihn für dumm verkauft habe, der andere ein sadistischer Mörder, der weiß, wie er an meine Frau und meine Tochter herankommt.

Der Motor des Landrover setzt alle paar Sekunden aus. Der vierte Gang ist praktisch gar nicht zu finden, und als es mir doch gelingt, muss ich den Schaltknüppel mit einer Hand festhalten, damit er nicht zurück in den Leerlauf springt.

Ich taste nach dem Handy auf dem Rücksitz. Ich brauche Jocks Hilfe. Ich weiß, dass ich damit ein Risiko eingehe. Er ist ein verlogenes Schwein, aber mir gehen die Menschen aus, denen ich vertrauen kann.

Er nimmt umständlich ab und meldet sich. Ich höre ihn fluchen. »Warum rufen die Leute immer an, wenn ich gerade pinkele?« Ich stelle mir vor, wie er den Hörer unters Kinn klemmt, während er seinen Reißverschluss zuzieht.

»Hast du der Polizei von den Briefen erzählt?«

»Ja. Sie haben mir nicht geglaubt.«

»Dann überzeug sie. Du musst doch irgendwas von Catherine haben, was beweist, dass du mit ihr geschlafen hast.«

»Ja. Klar. Ich habe Polaroids gemacht, damit ich sie den Scheidungsanwälten meiner Frauen zeigen konnte.«

Manchmal ist er wirklich ein selbstgefälliger Sack.

Dafür habe ich keine Zeit. Aber ich lächele stumm. Ich habe mich in Jock geirrt. Er ist kein Mörder.

»Der Patient, den du an mich überwiesen hast, Bobby.«

»Was ist mit ihm?«

»Wie hast du ihn kennen gelernt?«

»Wie ich es dir erzählt habe – sein Anwalt wollte einen neurologischen Test.«

»Wer hat meinen Namen ins Spiel gebracht – du oder Eddie Barrett?«

»Eddie hat dich vorgeschlagen.«

Es hat angefangen, heftig zu regnen, doch die Scheibenwischer kennen nur ein Tempo – langsam.

»Es gibt in Liverpool eine Krebsklinik namens Clatterbridge. Ich möchte wissen, ob sie Unterlagen über eine Patientin namens Bridget Morgan haben. Vielleicht verwendet sie auch ihren Mädchennamen Bridget Aherne. Sie hat Brustkrebs, offenbar ziemlich weit fortgeschritten. Vielleicht ist sie eine ambulante Patientin, vielleicht liegt sie auch im Hospiz. Ich muss sie finden. «

Ich bitte ihn nicht um einen Gefallen. Entweder er macht es oder unsere lange Verbindung ist unwiderruflich beendet. Jock sucht nach einer Ausrede, findet jedoch keine. Er will vor allem in Deckung gehen. Er war schon immer ein Feigling, es sei denn, er konnte jemanden körperlich einschüchtern. Ich werde ihm keine Gelegenheit bieten, sich aus der Sache herauszuwinden. Ich weiß, dass er die Polizei belogen hat. Außerdem kenne ich zu viele Einzelheiten über die Rücklagen, die er vor seinen Exfrauen versteckt hat.

»Sie werden dich kriegen, Joe«, sagt er scharf.

»Sie kriegen uns alle«, gebe ich zurück. »Ruf mich unter dieser Nummer an, sobald du kannst.«

In der dritten Klasse habe ich während eines Urlaubs in Wales aus einer Porzellanschale auf dem Kaminsims Streichhölzer gestohlen, um ein Lagerfeuer zu entzünden. Es war gegen Ende eines trockenen Sommers, das Gras war trocken und braun. Habe ich den Wind schon erwähnt? Mein glühender Haufen aus Ästen entfachte einen Wiesenbrand, der zwei Zäune und eine 200 Jahre alte Hecke zerstörte und eine Scheune in der Nachbarschaft bedrohte, die schon mit Winterfutter gefüllt war. Ich schlug Alarm, indem ich aus Leibeskräften schrie, als ich mit verrußten Wangen und verrauchtem Haar nach Hause lief.

Ich kroch in eine entlegene Ecke des Heubodens in den Ställen und kauerte mich unter das Schrägdach. Ich wusste, dass mein Vater zu groß war, um mich dort zu erreichen. Ich lag ganz still, atmete den Staub ein und lauschte den Sirenen der Feuerwehrwagen. Ich malte mir alle möglichen Katastrophen aus, sah vor meinem inneren Auge ganze Gehöfte und Dörfer in Flammen aufgehen. Man würde mich ins Gefängnis schicken. Carey Moynihans Bruder war ins Gefängnis gekommen, weil er einen Eisenbahnwaggon in Brand gesetzt hatte. Als er zurückkam, war er noch bösartiger als vorher.

Ich verbrachte fünf Stunden auf dem Heuboden. Niemand brüllte oder drohte mir. Dad sagte, ich solle herunterkommen und meine Strafe wie ein Mann entgegennehmen. Warum müssen Jungen sich wie Männer benehmen? Der enttäuschte Gesichtsausdruck meiner Mutter war schmerzhafter als das Brennen der Schläge, die mein Vater mir mit seinem Gürtel verpasste. Was würden die Nachbarn sagen?

Das Gefängnis erscheint mir jetzt sehr viel näher als damals. Ich stelle mir vor, wie Julianne unser Baby über den Tisch hält. »Mach winke, winke zu Daddy«, sagt sie zu ihm (es ist natürlich ein Junge), während sie verlegen ihren Rocksaum herunterzieht, weil ein Dutzend Insassen auf ihre Beine starren.

Ich stelle mir ein rotes Backsteingebäude in einer Asphaltwüste vor. Eisentüren mit Schlüsseln von der Größe einer männlichen Hand. Ich sehe Metallkorridore, Essensschlangen, Sportplätze auf dem Hof, vergitterte Fenster und eine Hand voll Schnapschüsse an der Wand.

Was passiert mit jemandem wie mir im Gefängnis?

Simon hat Recht. Ich kann nicht weglauen. Und ich kann mich, wie ich in der dritten Klasse gelernt habe, auch nicht für immer verstecken. Bobby will mich zerstören. Er will mich tot sehen. Er hätte mich schon ein Dutzend Mal umbringen können, doch er will mich lebendig, damit ich *sehe*, was er tut, und *weiß*, dass er es ist.

Wird die Polizei mein Haus weiter beobachten oder werden sie die Überwachung abbrechen und sich auf Wales konzentrieren? Das will ich nicht. Ich muss Gewissheit haben, dass Julianne und Charlie sicher sind.

Das Telefon klingelt. Jock hat die Adresse einer Bridget Aherne in einem Hospiz in Lancashire ermittelt.

»Ich habe mit dem leitenden Onkologen gesprochen. Sie geben ihr nur noch Wochen.« Ich höre, wie er eine Zigarette aus ihrer Plastikfolie packt. Es ist noch früh. Vielleicht hat er etwas zu feiern. Wir haben uns unausgesprochen auf einen wackeligen Waffenstillstand geeinigt. Wie ein altes Ehepaar durchschauen wir die Halbwahrheiten des anderen und ignorieren die Ärgernisse.

»Heute ist ein Foto von dir in der Zeitung«, sagt er. »Du siehst aus wie ein Banker und nicht wie der meistgesuchte Mann des Königreiches.«

»Ich bin eben nicht fotogen.«

»Julianne wird auch erwähnt. Sie habe ›überreizt und emotional auf den Besuch von Reportern

reagiert«.«

»Sie hat ihnen erklärt, sie sollen sich verpissen.«

»Ja, genau das habe ich auch vermutet.«

Ich höre, wie er Rauch ausbläst. »Aber das muss ich dir lassen, Joe. Ich hab dich immer für einen öden Langeweiler gehalten. Sympathisch, aber tugendhaft. Und nun schau dich an! Zwei Geliebte und von der Polizei gesucht.«

»Ich habe nicht mit Catherine McBride geschlafen.«

»Schade. Sie war verdammt gut im Bett.« Er lacht trocken.

»Du solltest dir manchmal selber zuhören, Jock.«

Wenn ich mir vorstelle, dass ich ihn einmal beneidet habe. Und was ist aus ihm geworden: die platte Parodie eines reaktionären, bürgerlichen Chauvinisten und Heuchlers. Ich vertraue ihm nicht mehr, aber er muss mir noch einen Gefallen tun.

»Ich möchte, dass du bei Julianne und Charlie bleibst – nur bis ich das alles geklärt habe.«

»Du hast doch gesagt, ich soll mich von ihr fern halten.«

»Ich weiß.«

»Tut mir Leid, ich kann dir nicht helfen. Julianne erwidert meine Anrufe nicht. Ich nehme an, du hast ihr von Catherine und den Briefen erzählt. Jetzt ist sie auf uns beide sauer.«

»Ruf sie wenigstens an und sag ihr, sie soll vorsichtig sein und niemanden ins Haus lassen.«

Der Landrover fährt maximal fünfundsechzig Stundenkilometer und zieht leicht zur Straßenmitte hin. Im Ganzen wirkt er wie ein Museumsstück und nicht wie ein normales Auto, und die Leute hupen, wenn sie mich überholen, als würde ich für einen wohltätigen Zweck durch die Landschaft gondeln. Es könnte das absolut perfekte Fluchtfahrzeug sein, weil niemand vermutet, dass ein Gesuchter so langsam flieht.

Ich fahre über Nebenstraßen nach Lancashire. Eine angeschimmelte Straßenkarte aus dem Handschuhfach von circa 1965 hält mich auf Kurs. Ich fahre durch Dörfer mit Namen wie Puddinglake und Woodplumpton. Am Stadtrand von Blackpool wasche ich mich in der Toilette einer beinahe verlassenen Tankstelle. Ich schrubbe den Schlamm von der Hose und trockne sie unter dem Händetrockner, bevor ich ein frisches Hemd anziehe und die Schnittverletzungen in meinen Handflächen auswasche.

Das Squire-Gate-Hospiz steht auf einer felsigen Landspitze, als wäre es in der salzigen Luft dort fest gerostet. Die Türmchen, Bogenfenster und das Schieferdach wirken edwardianisch, aber die Anbauten sind neuer und weniger einschüchternd.

Die Einfahrt führt von Pappeln gesäumt in einem Bogen an der Vorderseite der Klinik vorbei auf einen Parkplatz. Ich folge den Schildern zur Palliativstation am Meer. Die Flure sind leer, die Treppenhäuser beinahe ordentlich. Ein schwarzer Pfleger mit rasiertem Kopf sitzt hinter einer Abtrennung aus Glas und starrt auf einen Bildschirm. Er spielt ein Computer-Spiel.

»Sie haben eine Patientin namens Bridget Aherne.«

Er wirft einen Blick auf meine Knie, die eine andere Farbe haben als der Rest der Hose.

»Sind Sie ein Verwandter?«

»Nein. Ich bin Psychologe. Ich muss mit ihr über ihren Sohn sprechen.«

Er zieht die Augenbrauen hoch. »Ich wusste gar nicht, dass sie einen Sohn hat. Sie bekommt nur selten Besuch.«

Ich folge seinem eleganten, wiegenden Schritt den Flur hinunter, wo er in einem Treppenhaus links abbiegt und mich durch eine Doppeltür nach draußen führt. Ein Kiespfad durchschneidet die Wiese vor dem Haus, wo zwei gelangweilt aussehende Krankenschwestern auf Gartenstühlen sitzen und sich ein Sandwich teilen.

Wir betreten einen einstöckigen Anbau, der näher an den Klippen liegt, und kommen in eine offene Station mit circa einem Dutzend Betten, von denen die Hälfte leer ist. Eine hagere Frau mit einem kahlen Schädel sieht auf Kissen gestützt zwei kleinen Kindern zu, die auf Malpapier am Fußende ihres Bettes kritzeln. Ein Stück weiter sitzt eine einbeinige Frau mit einer Häkeldecke im Schoß in einem Rollstuhl und sieht fern.

Am anderen Ende der Station führen zwei Türen zu den privaten Zimmern. Der Pfleger macht sich nicht die Mühe zu klopfen. Das Zimmer ist dunkel. Zunächst sehe ich nur die Maschinen. Die Monitore und Anzeigen erschaffen eine Illusion medizinischer Herrschaft, als wäre alles machbar, wenn man nur Maschinen genau einstellt und auf die richtigen Knöpfe drückt.

In der Mitte des Gewirrs aus Schläuchen und Leitungen liegt eine Frau mittleren Alters mit eingefallenen Wangen. Sie hat eine blonde Perücke, Hängebrüste und teerfarbene Läsionen am Hals. Ein pinkfarbenes Nachthemd bedeckt ihren Körper, über ihren Schultern hängt eine zerrissene rote Strickjacke. Eine Lösung in einem Plastikbeutel tropft durch Schläuche, die sich in ihren Körper hinein und heraus schlängeln. Um Knöchel und Handgelenke ziehen sich dünne schwarze Ringe, die für Tätowierungen zu blass und für Blutergüsse zu gleichmäßig sind.

»Geben Sie ihr keine Zigaretten. Sie bekommt ihre Lungen nicht frei. Und bei jedem Hustenanfall reißt sie ihre Schläuche ab.«

»Ich rauche nicht.«

»Gut für Sie.« Er nimmt die Zigarette, die hinter seinem Ohr klemmt, und steckt sie in den Mund. »Sie finden bestimmt alleine zurück.«

Die Vorhänge sind zugezogen. Von irgendwoher plätschert Musik. Erst nach einer Weile fällt mir das leise spielende Radio auf ihrem Nachttisch auf, das neben einer leeren Vase und einer Bibel steht.

Sie schläft. Ruhig gestellt. Morphium möglicherweise. Ein Schlauch kommt aus ihrer Nase, ein weiterer aus der Bauchgegend. Ihr Gesicht ist dem Beatmungsgerät zugewandt.

Ich lehne mich an die Wand und stütze meinen Kopf ab.

»Hier lernt man das Fürchten«, sagt sie, ohne die Augen zu öffnen.

»Ja.«

Ich setze mich auf einen Stuhl, damit sie den Kopf nicht wenden muss, um mich anzusehen. Sie schlägt langsam die Augen auf. Ihr Gesicht ist weißer als die Wände. Wir starren uns im Halbdunkel an.

»Waren Sie schon mal auf Maui?«

»Das ist in Hawaii.«

»Ich weiß, wo das verdammt noch mal ist.« Sie hustet, und das Bett klappert. »Da sollte ich jetzt sein. In Amerika. Ich hätte als Amerikanerin geboren werden sollen.«

»Wieso sagen Sie das?«

»Weil die Yankees wissen, wie man lebt. Alles ist größer und besser. Die Leute lachen darüber. Nennen die Amerikaner arrogant und ignorant, aber die Yankees sind bloß ehrlich. Sie verspeisen kleine Länder zum Frühstück und scheißen sie noch vor dem Mittagessen wieder aus.«

»Waren Sie je in Amerika?«

Sie wechselt das Thema. Ihre Augen sind verquollen, und aus ihrem Mundwinkel sickert Speichel. »Sind Sie ein Arzt oder ein Priester?«

»Ein Psychologe.«

Sie lacht höhnisch. »Es lohnt sich nicht, mich noch kennen zu lernen. Es sei denn, Sie mögen Beerdigungen.«

Der Krebs muss sehr schnell fortgeschritten sein. Ihr Körper hatte keine Zeit zu verfallen. Sie ist blass mit einem adretten Kinn, einem schlanken Hals und geblähten Nüstern. In anderer Umgebung und ohne den schroffen Ton in ihrer Stimme wäre sie noch immer eine attraktive Frau.

»Das Problem mit Krebs ist, dass es sich nicht wie Krebs anfühlt. Eine Kopfgrippe fühlt sich an wie eine Grippe und ein gebrochenes Bein wie ein gebrochenes Bein. Aber mit Krebs weiß man es nicht, wenn man sich nicht röntgen und scannen lässt. Bis auf den Knoten, versteht sich. Wer könnte den Knoten vergessen? Fühlen Sie mal!«

»Das ist nicht nötig.«

»Stellen Sie sich nicht so an. Sie sind ein großer Junge. Fühlen Sie mal. Sie fragen sich wahrscheinlich, ob sie echt sind. Wie die meisten Männer.«

Sie packt unvermittelt mein Handgelenk, und ihr Griff ist überraschend fest. Ich unterdrücke den Drang, meine Hand wegzuziehen. Sie führt sie unter ihr Nachthemd und ich greife in ihre weiche Brust. »Genau da. Fühlen Sie es? Anfangs war er so groß wie eine Erbse – klein und rund. Jetzt ist er so groß wie ein Orange. Vor sechs Monaten hat er sich auf meine Knochen ausbreitet. Jetzt ist er in meiner Lunge.«

Meine Hand liegt immer noch auf ihrer Brust. Sie streicht damit über ihre Brustwarze, die unter der Berührung hart wird. »Sie können mich bumsen, wenn Sie wollen.« Sie meint es ernst. »Ich würde gern etwas anderes spüren als diesen... diesen Verfall.«

Mein mitleidiger Gesichtsausdruck macht sie wütend. Sie stößt meine Hand weg und zieht ihre Strickjacke fest über ihre Brust, ohne mich anzusehen.

»Ich muss Ihnen einige Fragen stellen.«

»Vergessen Sie's. Ich brauche Ihre Seien-Sie-stark-Reden nicht. Ich verdränge meine Krankheit nicht und versuche auch nicht mehr mit Gott zu feilschen.«

»Ich bin wegen Bobby hier.«

»Was ist mit ihm?«

Ich habe mir nicht überlegt, was ich sie fragen will. Ich weiß nicht mal genau, wonach ich suche.

»Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen?«

»Vor sechs oder sieben Jahren. Er hatte ständig irgendwelchen Ärger. Wollte auf niemanden hören. Jedenfalls nicht auf mich. Ich habe dem Kind die besten Jahre meines Lebens geopfert, und er wird immer undankbar sein.« Ihre Sätze sind kurz und abgerissen. »Und was hat er jetzt angestellt?«

»Er ist wegen schwerer Körperverletzung angeklagt. Er hat eine Frau bewusstlos getreten.«

»Eine Freundin?«

»Nein, eine Fremde.«

Ihre Gesichtszüge werden weicher. »Sie haben mit ihm gesprochen. Wie geht es ihm?«

»Er ist wütend.«

Sie seufzt. »Im Krankenhaus habe ich gedacht, sie haben mir das falsche Baby gegeben. Es fühlte sich nicht an wie meins. Er sah aus wie sein Vater, was eine Schande war. Ich konnte nichts von mir in ihm erkennen, bis auf seine Augen. Er hatte zwei linke Füße und ein großes rundes Mondgesicht. Er konnte nichts sauber halten. Er musste überall seine Finger reinstecken, alles aufmachen und herausfinden, wie es funktioniert. Einmal hat er ein absolut intaktes Radio auseinander genommen und Batterieflüssigkeit über meinen besten Teppich gekleckert. Genau wie sein Vater ...«

Sie lässt den Satz unvollendet, setzt jedoch sofort neu an. »Ich habe nie empfunden, was eine Mutter empfinden soll. Ich bin vermutlich kein mütterlicher Typ, aber deswegen bin ich doch noch lange nicht kalt, oder? Ich wollte nicht schwanger werden und ich wollte auch keinen Stiefsohn erben. Ich war erst einundzwanzig, Herrgott noch mal!«

Sie zieht ihre fein gezogene, schmale Braue hoch. »Es juckt Sie, in meinen Kopf zu gucken, was? Es gibt nicht viele Leute, die sich dafür interessieren, was jemand denkt und zu sagen hat. Manchmal tun sie so, als würden sie zuhören, während sie eigentlich nur darauf warten, bis sie an der Reihe sind, oder auf eine Gelegenheit lauern, dazwischen zu gehen. Was wollen Sie mir sagen, Mr. Freud?«

»Ich versuche zu verstehen.«

»So war Lenny auch; ständig hat er Fragen gestellt, wollte wissen, wohin ich gehe und wann ich nach Hause komme.« Sie parodiert seine klagende Stimme. »»Mit wem bist du zusammen, Schatz? Bitte, komm nach Hause. Ich warte auf dich.« Es war so erbärmlich! Kein Wunder, dass ich mich gefragt habe, ob das das Beste war, was ich kriegen konnte. Ich hatte nicht vor, für den Rest meines Lebens neben seinem verschwitzten Rücken zu liegen.«

»Er hat sich umgebracht.«

»Das hätte ich ihm gar nicht zugetraut.«

»Wissen Sie, warum?«

Sie scheint mich nicht zu hören. Stattdessen starrt sie auf die Vorhänge. Das Zimmer muss einen direkten Blick aufs Meer haben.

»Mögen Sie die Aussicht nicht?«

Sie zuckt die Achseln. »Es gibt ein Gerücht, dass man sich hier nicht die Mühe machen würde, uns zu beerdigen. Wir werden einfach von der Klippe geworfen.«

»Was war mit Ihrem Mann?«

Sie sieht mich nicht an. »Er nannte sich Erfinder. Was für ein Witz! Wissen Sie, dass er, wenn er

mal Geld verdiente – was eh nie passierte –, alles verschenken wollte? ›Um die Welt zu bereichern‹, sagte er. So war er: Ständig hat er von der Macht der Arbeiter und der proletarischen Revolution geschwafelt, große Reden und Moralpredigten gehalten. Kommunisten glauben nicht an den Himmel und die Hölle. Was glauben Sie, wo er ist?«

»Ich bin kein religiöser Mensch.«

»Aber Sie glauben, er könnte irgendwo anders hingegangen sein?«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

Ihr Panzer aus Gleichgültigkeit zeigt einen Riss. »Vielleicht sind wir alle in der Hölle, ohne es zu wissen.« Sie macht eine Pause und schließt die Augen. »Ich wollte die Scheidung. Er sagte Nein. Ich habe ihm gesagt, er solle sich eine Freundin zulegen. Er wollte mich nicht loslassen. Die Leute behaupten, ich wäre kalt, aber ich *fühle* mehr als sie. Ich wusste, wie ich Vergnügen finden konnte. Ich wusste, wie ich das, was man mir gab, benutzen konnte. Bin ich deswegen ein Flittchen? Manche Menschen verdrängen ein Leben lang oder machen andere Menschen glücklich oder sammeln Punkte, von denen sie glauben, dass man sie im nächsten Leben einlösen kann. Ich nicht.«

»Sie haben Ihren Mann beschuldigt, Bobby missbraucht zu haben.«

Sie zuckt die Achseln. »Ich habe die Waffe bloß geladen. Ich habe sie nicht abgefeuert. Das haben Leute wie Sie übernommen. Ärzte, Sozialarbeiter, Lehrer, Anwälte, Gutmenschen ...«

»Haben wir uns geirrt?«

»Der Richter war anderer Meinung.«

»Was glauben Sie?«

»Ich glaube, dass man manchmal vergessen kann, was die Wahrheit ist, wenn man eine Lüge nur oft genug hört.« Sie richtet sich auf und drückt auf einen Knopf über ihrem Kopf.

Noch kann ich nicht gehen. »Warum hasst Ihr Sohn Sie?«

»Letztendlich hassen wir alle unsere Eltern.«

»Sie fühlen sich schuldig.«

Sie ballt die Fäuste und lacht heiser. Ein Ständer aus Chrom mit einer Morphinlösung schwankt hin und her. »Ich bin dreiundvierzig Jahre alt und ich sterbe. Ich zahle den Preis für alles, was ich getan habe. Können Sie für sich dasselbe behaupten? «

Die Krankenschwester wirkt genervt, dass sie gerufen wurde. Eine der Monitorleitungen hat sich gelöst. Bridget hebt den Arm, um sie wieder anschließen zu lassen, und winkt dabei wegwerfend. Das Gespräch ist beendet.

Draußen ist es dunkel geworden. Ich folge der Wegbeleuchtung zwischen den Bäumen bis zum Parkplatz. Ich nehme die Thermosflasche aus der Tasche und trinke gierig einen Schluck. Der Whisky schmeckt feurig und warm. Ich möchte weiter trinken, bis ich die Kälte und das Zittern meines Arms nicht mehr spüre.

Melinda Cossimo öffnet die Tür nur zögernd. So späte Besucher bedeuten für eine Sozialarbeiterin nur selten gute Nachrichten, schon gar nicht an einem Sonntag. An Wochenenden neigen familiäre Spannungen dazu, vor sich hin zu gären, bis die Wut irgendwann überkocht. Ehefrauen werden geschlagen, Kinder laufen von zu Hause weg. Sozialarbeiter freuen sich auf Montag.

Ich lasse ihr keine Zeit, etwas zu sagen. »Die Polizei sucht mich. Ich brauche deine Hilfe.« Sie blinzelt mich mit aufgerissenen Augen an, wirkt jedoch beinahe ruhig. Ihr Haar ist mit einer großen Schildpattspange hochgesteckt, aber einzelne Strähnen haben sich gelöst und fallen in ihr Gesicht und ihren Nacken. Sie schließt die Tür und schickt mich den Flur hinunter und die Treppe hinauf direkt ins Badezimmer. Sie wartet vor der Tür, bis ich ihr meine Kleidung anreiche.

Ich wende ein, dass ich keine Zeit habe, aber sie reagiert nicht auf das Drängen in meiner Stimme. Ein paar Sachen zu waschen dauert nicht lange, sagt sie.

Ich starre den nackten Fremden im Spiegel an. Er hat abgenommen. Das kann passieren, wenn man nichts isst. Ich weiß, was Julianne sagen würde: »Warum kann ich nicht einfach so abnehmen?« Der Fremde im Spiegel lächelt mich an.

Als ich mit einem Bademantel bekleidet nach unten komme, kriege ich gerade noch mit, wie Mel das Telefon auflegt. Als ich in die Küche komme, hat sie eine Flasche Wein geöffnet und zwei Gläser gefüllt.

»Wen hast du angerufen?«

»Niemand Wichtigen.«

Sie lümmelt sich in einen großen Sessel, den Stiel ihres Weinglases zwischen dem zweiten und dritten Finger ihrer ausgebreiteten Hand. Die andere Hand ruht auf dem Rücken eines Buches, das aufgeschlagen auf der Lehne liegt. Die Leselampe über ihr wirft einen Schatten unter ihre Augen und lässt ihre Mundwinkel hart und herabgezogen erscheinen.

Dies war stets ein Haus, das ich mit Lachen und guter Laune verbunden habe, aber jetzt wirkt es zu still. Eins von Boyds Gemälden hängt über dem Kamin, ein weiteres an der Wand gegenüber. Daneben ein Foto von ihm mit seinem Motorrad auf dem TT-Kurs auf der Isle of Man.

»Und was hast du verbrochen?«

»Die Polizei glaubt, ich hätte Catherine McBride getötet, unter anderem.«

»Unter anderem?« Sie zieht eine Braue hoch.

»Nun, nur noch eine ›andere‹. Eine ehemalige Patientin.«

»Und du wirst mir jetzt sagen, dass du nichts Falsches getan hast.«

»Es sei denn, Dummheit ist ein Verbrechen.«

»Warum läufst du dann weg?«

»Weil jemand mir diese Morde in die Schuhe schieben will.«

»Bobby Morgan.«

»Ja.«

Sie hebt die Hand. »Ich will gar nicht mehr wissen. Ich kann schon genug Ärger bekommen, weil ich dir die Akten gezeigt habe.«

»Wir haben uns geirrt.«

»Was soll das heißen?«

»Ich habe gerade mit Bridget Morgan gesprochen. Ich glaube nicht, dass Bobbys Vater ihn missbraucht hat.«

»Das hat sie dir gesagt?«

»Sie wollte aus der Ehe raus, und er wollte nicht in eine Scheidung einwilligen.«

»Er hat eine Abschiedsbotschaft hinterlassen.«

»Ein Wort.«

»Eine Entschuldigung.«

»Ja, aber wofür?«

Mels Stimme wird kalt. »Das ist Schnee von gestern, Joe. Lass es ruhen. Du kennst das ungeschriebene Gesetz – gehe nie zurück, klappe eine geschlossene Akte nie wieder auf. Ich habe schon genug Anwälte, die mir über die Schultern gucken, auch ohne ein weiteres verdammtes Gerichtsverfahren ...«

»Was ist mit Erskines Notizen passiert? Sie waren nicht in den Akten.«

Sie zögert. »Vielleicht hat er darum gebeten, sie nicht darin aufzunehmen.«

»Warum?«

»Vielleicht hat Bobby beantragt, seine Akte einzusehen. Das steht ihm rechtlich zu. Ein Mündel darf die Berichte seines Sozialarbeiters und teilweise auch die Protokolle der Besprechungen lesen. Bei Beiträgen von Dritten wie medizinischen oder psychologischen Befunden ist das etwas anderes. Da brauchen wir die Genehmigung des Spezialisten, um die Unterlagen freizugeben. «

»Willst du damit sagen, dass Bobby seine Akte gelesen hat?«

»Vielleicht«, antwortet sie, um die Idee im gleichen Atemzug wieder zu verwerfen. »Es ist eine alte Akte. So was wird schnell verlegt.«

»Hätte Bobby die Notizen aus der Akte nehmen können?«

»Das kann nicht dein Ernst sein, Joe«, flüstert sie wütend. »Kümmere dich lieber um dich selbst!«

»Könnte er das Video gesehen haben?«

Sie schüttelt den Kopf und weigert sich, noch irgendetwas zu sagen. Aber ich kann nicht loslassen. Ohne ihre Hilfe geht meine brüchige und unwahrscheinliche Theorie über den Jordan. Ich rede schnell, wie aus Angst, sie könnte mich unterbrechen, und berichte von dem Chloroform, den Walen und Windmühlen, dass Bobby mich monatlang belauert hat und in das Leben aller Menschen in meiner Umgebung eingedrungen ist.

Irgendwann steckt sie meine gewaschene Kleidung in den Trockner und gießt mein Weinglas noch einmal voll. Ich folge ihr in die Küche und schreie über den Lärm des Mixers hinweg weiter, mit dem sie warme Kichererbsen püriert. Sie gibt einen Klacks des braunen Breis auf einen Toast und würzt ihn mit zerstoßenem schwarzem Pfeffer.

»Deswegen muss ich Rupert Erskine finden. Ich brauche seine Notizen oder seine Erinnerungen.«

»Ich kann dir nicht mehr helfen. Ich habe schon genug getan. « Sie blickt zu der Uhr über dem Ofen.

»Erwartest du jemanden?«

»Nein.«

»Wen hast du vorhin angerufen?«

»Eine Freundin.«

»Hast du die Polizei alarmiert?«

Sie zögert. »Nein. Ich habe bei meiner Sekretärin Anweisungen hinterlassen. Wenn ich sie nicht binnen einer Stunde zurückrufe, soll sie die Polizei anrufen.«

Ich blicke auf dieselbe Uhr und zähle rückwärts. »Mein Gott, Mel!«

»Es tut mir Leid. Ich muss auch an meine Karriere denken.«

»Vielen Dank für nichts.« Meine Kleidung ist noch nicht ganz trocken, aber ich streife mir Hemd und Hose mühsam über. Sie fasst meinen Ärmel. »Stell dich.«

Ich wische ihre Hand weg. »Du verstehst nicht.«

Mein linkes Bein pendelt, als ich versuche, mich schneller zu bewegen. Meine Hand liegt auf der

Klinke der Haustür.

»Erskine, du wolltest ihn doch finden«, platzt sie heraus. »Er ist vor zehn Jahren in den Ruhestand gegangen. Das Letzte, was ich von ihm gehört habe, war, dass er in der Nähe von Chester wohnt. Jemand aus der Abteilung hat ihn vor einer Weile kontaktiert. Wir haben uns unterhalten... auf den neuesten Stand gebracht.«

Sie erinnert sich an die Adresse – ein Dorf namens Hatchmere. Vicarage Cottage. Auf einen Tisch im Flur gestützt kritzele ich die Angaben auf einen Zettel. Meine linke Hand weigert sich zu reagieren. Dann muss es eben die Rechte tun.

Jeder Morgen sollte so hell und klar sein. Die Sonne wird durch das gesplitterte Heckfenster des Landrover zu einer Discokugel von Strahlen gebrochen. Mit zwei Händen an der Kurbel zwänge ich ein Seitenfenster auf und spähe hinaus. Irgendjemand hat die Welt weiß gemalt und alle Farben gelöscht.

Ich verfluche die widerspenstige Tür, stemme sie schließlich doch auf und schwinge meine Beine ins Freie. Die Luft riecht nach Erde und verbranntem Holz. Ich schürfe eine Hand voll Schnee und reibe ihn in mein Gesicht, um wach zu werden. Ich öffne meinen Reißverschluss und pinkele an einen Baumstamm, der hinterher noch dunkler glänzt. Wie weit bin ich gestern Abend gekommen? Ich wollte noch weiter fahren, aber die Scheinwerfer des Landrover haben immer wieder ausgesetzt und mich in der Dunkelheit im Stich gelassen, sodass ich zwei Mal um ein Haar in einem Graben gelandet wäre.

Wie hat Bobby die Nacht verbracht? Ich frage mich, ob er mich sucht oder Julianne und Charlie beobachtet. Er wird nicht darauf warten, bis ich der Sache auf den Grund gekommen bin. Ich muss mich beeilen.

Das Ufer des Hatchmere-Sees ist mit Schilf gesäumt und im Wasser spiegelt sich das Blau des Himmels. An einem rot-weiß gestrichenen Haus halte ich an und frage nach dem Weg. Eine alte Dame öffnet mir noch im Morgenmantel die Tür und hält mich für einen Touristen. Sie fängt an, mir die Geschichte von Hatchmere zu erzählen, die nahtlos in ihre eigene Lebensgeschichte über ihren Sohn übergeht, der in London wohnt, und ihre Enkel, die sie nur einmal im Jahr besuchen. Unter stetigen Dankesbezeugungen trete ich den Rückzug an. Sie steht an ihrem Gartentor, als ich mich abmühe, den Landrover zu starten. Das hat mir gerade noch gefehlt. Wahrscheinlich ist sie eine Expertin in Rommé, Kreuzworträtsel und dem Memorieren von Nummernschildern. »Ich vergesse nie eine Zahl«, wird sie der Polizei erklären, wenn sie sie herunterrattet.

Der Motor gibt freundlicherweise nach und zündet mit einer Rauchwolke aus dem Auspuff. Ich lächele der alten Dame winkend zu, doch sie wirkt besorgt um mein Wohlergehen.

Vicarage Cottage ist mit weihnachtlichen Lichterketten über Fenstern und Türen geschmückt. Auf dem Weg zum Haus parken eine Hand voll Spielzeugautos wie in einer Wagenburg um eine alte Kiste Milchflaschen. Ein Stück weiter ist ein rostfleckiges Bettlaken mit zwei Enden an einen Baum geknotet und diagonal über den Weg gespannt. Darunter hockt ein Junge mit einem leeren Plastikeimer auf dem Kopf. Er zeigt mit einem Stock auf meine Brust.

»Sind Sie ein Slytherin?«, fragt er lispeLnd.

»Wie bitte?«

»Sie können nur reinkommen, wenn Sie aus Gryffindor sind.« Die Sommersprossen auf seiner Nase haben die Farbe von geröstetem Mais.

Eine junge Frau erscheint in der Haustür. Ihr blondes Haar ist vom Schlaf zerwühlt, und sie kämpft mit einer Erkältung. An der Hüfte trägt sie ein Baby, das an einem Stück Toast nuckelt.

»Lass den Mann in Frieden, Brendan«, sagt sie und lächelt mich müde an.

Ich steige über das Spielzeug hinweg bis zur Tür. Hinter der Frau sehe ich ein aufgestelltes Bügelbrett.

»Tut mir Leid. Er denkt, er wäre Harry Potter. Kann ich Ihnen helfen?«

»Hoffentlich, ja. Ich suche Rupert Erskine.«

Ein Schatten huscht über ihr Gesicht. »Er wohnt hier nicht mehr.«

»Wissen Sie vielleicht, wo ich ihn finden könnte?«

Sie verlagert ihr Baby auf die andere Hüfte und knöpft einen Knopf ihrer Bluse zu. »Da fragen Sie besser jemand anderen.«

»Ob vielleicht einer der Nachbarn weiß, wo er ist? Es ist sehr wichtig, dass ich ihn sehe.«

Sie beißt sich auf die Unterlippe und blickt an mir vorbei zur Kirche. »Nun, wenn Sie ihn sehen wollen, finden Sie ihn dort drüben.«

Ich drehe mich um.

»Er liegt auf dem Friedhof.« Als ihr klar wird, wie schroff das klingt, fügt sie entschuldigend hinzu: »Tut mir Leid, wenn Sie ihn kannten.«

Ohne es bewusst entschieden zu haben, lasse ich mich unvermittelt auf der Treppe vor dem Haus nieder. »Wir waren Kollegen«, erkläre ich. »Aber das ist lange her.«

Sie blickt sich um. »Wollen Sie hereinkommen und sich setzen? «

»Danke.«

Die Küche riecht nach sterilisierten Fläschchen und Haferschleim. Auf dem Tisch und dem Stuhl sind Blätter und Wachsmalkreiden ausgebreitet. Sie entschuldigt sich für die Unordnung.

»Was ist denn mit Mr. Erskine passiert?«

»Ich weiß auch nur, was die Nachbarn mir erzählt haben. Alle im Dorf waren ziemlich geschockt. Man erwartet so etwas einfach nicht – jedenfalls nicht in dieser Gegend.«

»Was?«

»Es heißt, er hätte einen Einbrecher überrascht, aber ich weiß nicht, wie das irgendwas erklären soll. Was für ein Einbrecher fesselt einen alten Mann an einen Stuhl und klebt ihm den Mund mit Klebeband zu? Er hat noch zwei Wochen gelebt. Einige sagen, er hätte einen Herzinfarkt gehabt, aber ich habe gehört, er wäre an Dehydrierung gestorben. Es waren die heißesten zwei Wochen des Jahres ...«

»Wann war das?«

»Im letzten August. Ich nehme an, ein paar Leute fühlen sich schuldig, weil niemand sein Fehlen bemerkt hat. Er hat ständig im Garten gearbeitet und Spaziergänge am See gemacht. Jemand aus dem Kirchenchor hat mal an seine Tür geklopft und ein Mann von den Gaswerken hat seinen Zähler abgelesen. Die Haustür war nicht abgeschlossen, aber niemand ist auf den Gedanken gekommen, das Haus zu betreten.« Das Baby zappelt in ihren Armen. »Sind Sie sicher, dass Sie keinen Tee wollen? Sie sehen ein bisschen blass aus.«

Ich sehe, wie ihre Lippen sich bewegen, und höre auch ihre Frage, aber ich höre nicht wirklich zu. Unter mir hat sich der Boden aufgetan, ich fühle mich im freien Fall wie in einem in die Tiefe stürzenden Fahrstuhl. Sie redet immer noch. »... ein wirklich netter alter Herr, sagen die Leute. Verwitwet. Aber das wissen Sie wahrscheinlich schon. Glaube nicht, dass er sonst noch Verwandte hatte ...«

Ich bitte sie, ihr Telefon benutzen zu dürfen und muss den Hörer mit beiden Händen festhalten. Die Nummer ist kaum lesbar. Louise Elwood antwortet. Ich muss mich beherrschen, nicht zu schreien.

»Sie haben gesagt, die stellvertretende Rektorin von St. Mary's wäre aus familiären Gründen in den Ruhestand gegangen.«

»Ja. Sie heißt Alison Gorski.«

»Wann war das?«

»Vor etwa eineinhalb Jahren. Ihre Mutter ist bei einem Hausbrand ums Leben gekommen, und ihr Vater wurde schwer verletzt. Sie ist nach London gezogen, um ihn zu pflegen. Ich glaube, er

sitzt im Rollstuhl.«

»Wie ist das Feuer ausgebrochen?«

»Man nimmt an, dass es sich um eine Verwechslung gehandelt hat. Irgendjemand hat eine Benzinbombe durch den Briefschlitz geschoben. Die Zeitungen haben damals einen antisemitischen Hintergrund vermutet, aber davon war später nie wieder die Rede.«

Ein Klumpen Angst verflüssigt sich unter meiner Haut. Mein Blick ist auf die junge Frau fixiert, die am Herd steht und mich ängstlich beobachtet.

Ich mache einen weiteren Anruf. Mel nimmt sofort ab. Ich lasse ihr keine Zeit, etwas zu sagen.

»Der Wagen, der Boyd überfahren hat: Was ist mit dem Fahrer passiert?« Meine Stimme klingt schrill und dünn.

»Die Polizei war eben hier, Joe. Ein Detective namens Ruiz – «

»Sag mir einfach, was mit dem Fahrer war.«

»Es war ein Unfall mit Fahrerflucht. Ein paar Ecken entfernt wurde ein Jeep gefunden.«

»Und der Fahrer?«

»Man nimmt an, dass es ein Teenager war, der eine Spritztour mit einem geklauten Wagen gemacht hat. Am Lenkrad wurde ein Fingerabdruck sichergestellt, aber es gab keine Übereinstimmung mit aktenkundigen Personen.«

»Erzähl mir genau, was passiert ist.«

»Warum? Was hat das mit – «

»Bitte, Mel.«

Sie stottert sich durch den Anfang der Geschichte, versucht sich zu erinnern, ob es halb acht oder halb neun war, als Boyd an jenem Abend ausging. Die Tatsache, dass sie ein Detail wie dieses vergessen haben könnte, beunruhigt sie. Sie macht sich Sorgen, dass Boyd in ihrer Erinnerung verblasst.

Es war der Abend des Guy Fawkes Day, Schießpulver und Schwefel hingen in der Luft. Die Jugendlichen aus der Nachbarschaft hatten sich in ausgelassener Erwartung um die Feuer versammelt, die aus Holzresten in Schrebergärten und auf Brachgrundstücken entzündet wurden. Boyd verließ das Haus, um Tabak zu kaufen. Er fuhr in seine Stammkneipe, trank ein schnelles Pint und nahm auf dem Rückweg bei einem Kiosk ein Päckchen seiner Lieblingsmarke mit. Er trug eine leuchtende Weste und einen knallgelben Helm. Sein grauer Pferdeschwanz hing über seinem Rücken. An einer Kreuzung der Great Homer Street hielt er.

Vielleicht hat er sich, als er den Wagen hörte, im letzten Augenblick umgedreht. Vielleicht hat er in jenem Bruchteil einer Sekunde, bevor er unter dem Ochsenfänger verschwand, sogar das Gesicht des Fahrers gesehen. Sein Körper wurde, eingeklemmt in dem verbogenen Rahmen des Motorrads, ein paar hundert Meter unter der Karosserie mitgeschleift.

»Was ist los?«, fragt Mel, und ich sehe ihren breiten roten Mund und ihre ängstlichen grauen Augen vor mir.

»Wo ist Lucas Dutton jetzt?«

Mel antwortet mit ruhiger, aber brüchiger Stimme. »Er arbeitet für irgendein Institut, das die Regierung in Fragen von Drogenmissbrauch Jugendlicher berät.«

Ich erinnere mich an Lucas. Er färbte seine Haare, spielte Golf mit einem niedrigen Handicap, sammelte Streichholzschachteln und Scotch-Sorten. Seine Frau war eine Theaterpädagogin; sie fuhren einen Skoda und verbrachten die Ferien in einem Wohnwagen in Bognor; sie hatten Zwillingstöchter ...

Mel verlangt eine Erklärung, aber ich unterbreche sie. »Was ist mit den Zwillingen passiert?«

»Du machst mir Angst, Joe.«

»Was ist mit ihnen passiert?«

»Eines der Mädchen ist letztes Jahr Ostern an einer Überdosis Drogen gestorben.«

Ich bin ihr natürlich voraus, weil ich im Kopf eine Liste von Namen vor mir sehe: Richter McBride, Melinda Cossimo, Rupert Erskine, Lucas Dutton, Alison Gorski – alle hatten mit demselben Fall von Kindesfürsorge zu tun. Erskine ist tot. Alle anderen haben einen nahe stehenden Menschen verloren. Aber was hat das mit mir zu tun? Ich habe Bobby nur einmal befragt. Das reicht doch gewiss nicht, um die Windräder, den Spanischunterricht, die Tiger und Löwen zu erklären ... Warum hat er monatelang in Wales gelebt, den Garten meiner Eltern neu gestaltet und alte Ställe renoviert?

Mel droht aufzulegen. Ich kann sie noch nicht lassen. »Wer hat damals die Sachvorlage für den Antrag auf Inobhutnahme erstellt?«

»Ich natürlich.«

»Du hast gesagt, Erskine hätte Urlaub gehabt. Wer hat den psychologischen Bericht unterschrieben?«

Sie zögert und atmet anders. Sie ist im Begriff zu lügen. »Ich weiß es nicht mehr.«

»Wer hat den psychologischen Bericht unterschrieben?«, wiederhole ich drängender.

Sie spricht durch mich hindurch in die Vergangenheit. »Du.«

»Wie? Wann?«

»Ich habe dir das Formular vorgelegt, und du hast unterschrieben. Du hast gedacht, es ginge um die Autorisierung einer Pflegeelternschaft. Es war dein letzter Tag in Liverpool. Wir haben im Windy House auf deinen Abschied getrunken.«

Den Hörer ans Ohr gepresst stöhne ich innerlich auf. »Mein Name war in Bobbys Akte?«

»Ja.«

»Du hast ihn aus den Akten getilgt, bevor du sie mir gezeigt hast?«

»Das Ganze ist lange her. Ich dachte, es wäre unwichtig.« Ich kann ihr nicht antworten. Ich lasse den Hörer fallen. Die junge Mutter hält ihr Baby fest in den Armen und wiegt es hin und her, um es zu beruhigen. Auf der Treppe vor dem Haus höre ich, wie sie ihren älteren Sohn hereinruft. Niemand will in meine Nähe kommen. Ich bin wie eine ansteckende Krankheit. Eine Epidemie.

George Woodcock hat das Ticken der Uhr eine mechanische Tyrannei genannt, die uns zum Diener einer Maschine gemacht hat, die wir selber erschaffen haben. Wir werden von unserem eigenen Monster in Schrecken gehalten – genau wie Baron von Frankenstein.

Ich hatte einmal einen Patienten, ein allein lebender Witwer, der davon überzeugt war, dass das Ticken der Uhr über dem Küchentisch wie menschliche Worte klang. Die Uhr erteilte ihm knappe Befehle. »Geh ins Bett!« »Spül das Geschirr!« »Mach das Licht aus!« Anfangs ignorierte er das Geräusch, doch die Uhr wiederholte die Anweisungen immer wieder und stets mit denselben Worten. Irgendwann begann er, den Befehlen Folge zu leisten, und die Uhr übernahm sein Leben. Sie sagte ihm, was er zu Abend essen und sich im Fernsehen anschauen sollte, wann er die Wäsche waschen und welche Anrufe er erwidern sollte...

Als er zum ersten Mal in meinem Behandlungszimmer saß, fragte ich ihn, ob er Tee oder Kaffee wollte. Zunächst antwortete er nicht. Er schlenderte beiläufig zu der Uhr an der Wand, drehte sich nach einem Moment wieder um und sagte, ein Glas Wasser wäre nett.

Seltsamerweise wollte er nicht geheilt werden. Er hätte alle Uhren in seinem Haus entfernen oder auf digitale Zeitanzeigen umstellen können, aber irgend etwas an den Stimmen fand er beruhigend, ja sogar tröstend. Seine Frau war offenbar eine pingelige und gut organisierte Seele gewesen, die ihm Listen geschrieben, seine Kleidung ausgewählt und alle Entscheidungen für ihn getroffen hatte.

Er wollte also nicht, dass ich die Stimmen zum Verstummen brachte, er wollte in der Lage sein, sie überallhin mitzunehmen. Im Haus hatte er bereits in jedem Zimmer eine Uhr installiert, aber was geschah, wenn er nach draußen ging?

Ich schlug eine Armbanduhr vor, aber Armbanduhren sprachen aus irgendeinem Grund nicht laut genug oder in zusammenhanglosen Fetzen. Nach langem Nachdenken kaufte er sich auf Gray's Antik-Markt eine Taschenuhr, nachdem er mehr als eine Stunde diversen altmodischen Modellen gelauscht hatte, bis er eine fand, die buchstäblich zu ihm sprach.

Die Uhr, die ich höre, könnte auch der klappernde Motor des Landrover sein. Oder die Weltuntergangsuhr – sieben Minuten vor Mitternacht. Meine perfekte Vergangenheit verblasst zu Geschichte, und ich kann die Uhr nicht anhalten.

Auf der Straße nach Hatchmere kommen mir zwei Polizeiwagen entgegen. Mel muss ihnen schließlich doch Erskines Adresse genannt haben. Das mit dem Landrover können sie nicht wissen – jedenfalls noch nicht. Die kleine alte Dame mit dem fotografischen Gedächtnis wird es ihnen sagen. Mit ein wenig Glück erzählt sie vorher noch ihre Lebensgeschichte und gibt mir damit Zeit zu entkommen.

Immer wieder blicke ich in den Rückspiegel und erwarte jeden Moment, ein flackerndes Blaulicht zu sehen. Dies wird das Gegenteil einer Hochgeschwindigkeitsverfolgungsjagd. Sie könnten mich mit Fahrrädern überholen, es sei denn, ich finde den vierten Gang. Vielleicht gibt es eine O.-J.-Simpson-Szenerie mit einer Wagenkolonne in Zeitlupe, gefilmt aus dem Hubschrauber eines Nachrichtensenders.

Die Schlusszene aus *Butch Cassidy und Sundance Kid* fällt mir ein, in der Redford und Newman lockere Witzchen machen, während sie hinausgehen, um der mexikanischen Armee entgegenzutreten. Was das Sterben betrifft, bin ich persönlich nicht ganz so furchtlos. Und ich kann auch nichts Glorreiches finden an einem Kugelhagel und einem geschlossenen Sarg.

Lucas Dutton wohnt in einem roten Backsteinhaus in einer Straße am Stadtrand, wo die Läden an der Ecke verschwunden und von Dealern und Puffs ersetzt worden sind. Jede freie Wand ist voll gesprayt. Sogar Volkskunst und protestantische Wandgemälde sind ohne jedes

Gefühl für Farbe oder Kreativität in geistlosem bösartigem Vandalismus verunziert worden. Lucas steht auf einer Leiter in seiner Einfahrt und schraubt einen Basketball-Korb von der Wand ab. Seine Haare sind noch dunkler, doch um die Hüften ist er fülliger geworden, und seine Stirn ist von tiefen Furchen gezeichnet, die sich in seinen buschigen Augenbrauen verlieren.

»Soll ich mit anpacken?«

Er blickt nach unten und braucht einen Moment, bis ihm ein Name zu seinem Gesicht einfällt. »Die Dinger sind angerostet«, sagt er und tippt auf die Bolzen. Er steigt von der Leiter, wischt sich die Hände an seinem Hemd ab und gibt mir die Hand. Gleichzeitig blickt er verräterisch nervös zur Haustür. Seine Frau muss im Haus sein. Sie werden die Nachrichten im Fernsehen gesehen oder im Radio gehört haben.

Aus einem Fenster im ersten Stock dröhnt Musik, jede Menge wummernder Bass und gescratchte Beats. Lucas folgt meinem Blick.

»Ich sage ihr ständig, sie soll es leiser machen, aber sie erklärt mir, dass es laut sein muss. Vermutlich eine Altersfrage.«

Ich kann mich an die Zwillinge erinnern. Sonia war eine gute Schwimmerin, die elegant durchs Meer oder den heimischen Pool kroalte. Ich war einmal auf eine Grillparty im Haus ihrer Eltern eingeladen, als sie ungefähr neun gewesen sein muss. Sie erklärte, dass sie eines Tages den Kanal durchschwimmen würde.

»Durch den Tunnel ginge es viel schneller«, erwiderte ich.

Alle lachten, aber Sonia verdrehte die Augen. Danach mochte sie mich nicht mehr.

Ihre Zwillingsschwester Claire war ein Bücherwurm mit einer Nickelbrille und tragen Augen. Sie verbrachte den größten Teil des Abends in ihrem Zimmer und beschwerte sich, dass sie das Fernsehen nicht verstehen konnte, weil draußen alle »plapperten wie die Affen.«

Lucas klappt die Leiter zusammen und erklärt, dass »die Mädchen den Korb nicht mehr benutzen.«

»Ich habe das mit Sonia gehört. Tut mir Leid«, sage ich.

Er tut so, als hätte er mich nicht gehört. Werkzeug wird im Werkzeugkasten verstaut. Ich will ihn gerade fragen, was passiert ist, als er zu erzählen beginnt, dass Sonia bei den nationalen Schwimmmeisterschaften zwei Titel gewonnen und einen Langstreckenrekord gebrochen hat. »Doch nach all dem Training, all den frühmorgendlichen Runden, Meile für Meile, wusste sie, dass sie nicht gut genug sein würde. Es gibt eine feine Grenze zwischen gut und herausragend ...«

Ich lasse ihn weiterreden, weil ich spüre, dass er mir etwas sagen will. Die Geschichte nimmt ihren Lauf. Sonia Dutton, knapp 23, machte sich für ein Rock-Konzert schick, auf das sie zusammen mit Claire und einer Gruppe von Freundinnen von der Uni ging. Irgendjemand gab ihr eine weiße Pille mit einem eingeprägten Shell-Logo. Dabei war sie in Bezug auf Medikamente und Aufbaupräparate immer so vorsichtig gewesen. Sie tanzte die ganze Nacht, bis ihr Herz plötzlich zu rasen begann und ihr Blutdruck in die Höhe schoss. Sie hatte einen Schwächeanfall und geriet in Panik, bevor sie schließlich in einer Kabine der Toilette zusammenbrach.

Lucas steht immer noch über den Werkzeugkasten gebeugt, als hätte er etwas verloren. Seine Schultern bebten. Mit rauer heiserer Stimme berichtet er, wie Sonia drei Wochen im Koma gelegen hat, ohne das Bewusstsein wiederzuerlangen. Lucas und seine Frau diskutierten darüber, ob sie die lebenserhaltenden Apparate abschalten sollten oder nicht. Er war der Pragmatiker. Er wollte sich daran erinnern, wie sie elegant durchs Wasser kroalte. Seine Frau warf ihm vor, die Hoffnung aufzugeben, nur an sich selbst zu denken und nicht innig genug um ein Wunder zu beten.

»Seither hat sie kaum mehr als ein Dutzend Worte mit mir gesprochen – schon gar keine ganzen Sätze. Bis sie mir gestern Abend erzählt hat, dass sie dein Foto in den Nachrichten gesehen hat.

Ich habe ihr Fragen gestellt, und sie hat geantwortet. Es war das erste Mal seit Urzeiten ...«

»Wer hat Sonia die Tablette gegeben? Hat man je irgendwen gefasst?«

Lucas schüttelt den Kopf. Claire hatte den Mann beschrieben. Sie sah sich Fahndungsfotos und Verdächtige bei einer Gegenüberstellung an.

»Wie hat er denn ihrer Beschreibung nach ausgesehen?«

»Groß, schlank, braun... mit nach hinten gegebenem Haar.«

»Wie alt?«

»Mitte dreißig.«

»Erinnerst du dich an Bobby Morgan?«

»Ja.«

»Wann hast du ihn zum letzten Mal gesehen?«

»Vor vierzehn ... fünfzehn Jahren. Er war noch ein Kind.«

»Und seitdem nicht mehr?«

Er schüttelt den Kopf und kneift die Augen zusammen, als wäre ihm gerade ein Gedanke gekommen. »Sonia kannte jemanden namens Bobby Morgan. Es könnte dieselbe Person gewesen sein. Er hat in dem Schwimmzentrum gearbeitet.«

»Du hast ihn nie gesehen?«

»Nein.« Er bemerkt, dass sich die Gardinen im Wohnzimmer bewegen. »An deiner Stelle würde ich hier nicht mehr viel länger bleiben«, sagt er. »Sie ruft die Polizei an, wenn sie dich sieht.«

Der Werkzeugkasten zieht schwer an seinem rechten Arm. Er wechselt ihn in die Linke und blickt zu dem Basketball-Korb auf. »Der wird wohl noch eine Weile hängen bleiben müssen.«

Ich bedanke mich, und er hastet ins Haus. Die Tür schlägt zu, und die Stille verstärkt meine Schritte. Ich dachte immer, Dutton wäre eingebildet und dogmatisch, in Helferkonferenzen nicht bereit zuzuhören oder seine Meinung zu revidieren. Er war die Art autokratischer, kleinlicher Beamter, der brillant ist, wenn es darum geht, dass die Züge pünktlich fahren, aber im Umgang mit Menschen erbärmlich scheitert. Wenn seine Belegschaft nur so verlässlich sein könnte wie sein Skoda, der auch an kalten Morgen im ersten Versuch ansprang und immer sofort auf jede Bewegung des Lenkrads reagierte. Jetzt ist er von den Umständen gedemütigt, erniedrigt und geschlagen worden.

Der Mann, der Sonia die vergiftete Tablette gegeben hat, klingt nicht wie Bobby, aber Augenzeugenberichte sind notorisch unzuverlässig. Stress und Schock können die Wahrnehmung verändern. Das Gedächtnis ist fehlerhaft. Bobby ist ein Chamäleon, das die Farbe wechselt, sich tarnt, auftaucht und immer gleich wieder in der Masse verschwindet.

Tante Gracie hat mir, als ich klein war, immer ein Gedicht aufgesagt – den politisch inkorrekt Knittelvers von den zehn kleinen Negerlein. Es fing an mit zehn kleinen Negerlein, die sich am Essen freuen, doch einer hat sich dran verschluckt, da waren's nur noch neun. Die neun kleinen Negerlein, die bleiben lange wach, nur einer hat verschlafen, da waren's nur noch acht...

Die kleinen Negerlein werden von Bienen gestochen, Fischen gefressen, Bären umarmt und in zwei Teile gehackt, bis nur noch einer alleine übrig bleibt. Ich komme mir vor wie dieses letzte Negerlein.

Jetzt verstehe ich, was Bobby macht. Er versucht jedem von uns zu nehmen, was uns am meisten am Herzen liegt – die Liebe eines Kindes, die Nähe eines Partners, das Gefühl der Zugehörigkeit. Er will, dass wir leiden, wie er gelitten hat, dass wir verlieren, was wir am meisten lieben, um *seinen* Verlust zu erleben.

Mel und Boyd waren Seelenverwandte. Jeder, der sie kannte, konnte das sehen. Jerzy und Esther Gorski hatten die Gaskammern der Nazis überlebt und sich in London niedergelassen, wo sie ihr einziges Kind Alison großzogen, die Lehrerin wurde und nach Liverpool zog. Feuerwehrleute entdeckten Jerzy am Fuß der Treppe. Er lebte trotz der Verbrennungen noch. Esther erstickte im

Schlaf.

Catherine McBride, Lieblingsenkelin in einer angesehenen Familie – eigenwillig, verwöhnt und unterdrückt hatte sie die Liebe ihres Großvaters nie verloren, der sie vergötterte und ihr all ihre Eskapaden vergab.

Rupert Erskine hatte weder Frau noch Kinder. Vielleicht hatte Bobby nicht herausgefunden, was ihm das Liebste war, vielleicht hatte er es auch von Anfang an gewusst. Erskine war ein störrischer alter Bursche und in etwa so liebenswert wie ein Brandloch im Teppich. Wir haben ihn entschuldigt, weil es nicht leicht gewesen sein kann, sich all die Jahre um seine Frau zu kümmern. Bobby kannte keine Nachsicht. Er ließ ihn – an einen Stuhl gefesselt – lange genug leben, um seine Unzulänglichkeiten zu bedauern.

Vielleicht gibt es weitere Opfer. Ich habe nicht die Zeit, sie alle aufzuspüren. Elisa ist mein Versagen, weil ich Bobbys Geheimnis nicht früh genug entdeckt habe. Mit jedem Toten ist Bobby raffinierter geworden, doch ich soll die Krönung seiner Rache werden. Er hätte mir Julianne und Charlie nehmen können, aber stattdessen hat er beschlossen, mir alles zu nehmen – meine Familie, meine Freunde, meine Karriere, meinen Ruf und zuletzt meine Freiheit. Und er will, dass ich weiß, dass er dafür verantwortlich ist.

Der ganze Sinn einer Analyse besteht darin, zu verstehen und nicht die Essenz von etwas zu nehmen und es auf etwas anderes zu reduzieren. Bobby hat mir einmal vorgeworfen, Gott zu spielen. Er hat gesagt, Leute wie ich könnten der Versuchung nicht widerstehen, unsere Hände in jemandes Psyche zu legen und seine Weltsicht zu verändern.

Vielleicht hat er Recht. Vielleicht habe ich Fehler gemacht und bin in die Falle getappt, nicht gründlich genug über Ursache und Wirkung nachzudenken. Und ich weiß, dass es unterm Strich nicht reicht, Ausflüchte zu machen und zu sagen: »Ich habe es gut gemeint.« Das hat man Gracie auch gesagt, als man ihr ihr Baby wegnahm, und ich habe oft genug die gleichen Worte benutzt. »Mit den besten Absichten ...« und »bei allem Wohlwollen ...«

In einem meiner ersten Fälle in Liverpool musste ich entscheiden, ob eine geistig behinderte Zwanzigjährige ohne Unterstützung ihrer Familie und nach einem Leben in Heimen ihr ungeborenes Kind behalten durfte.

Ich sehe Sharon noch vor mir, ihr Sommerkleid spannte sich über ihrem schwangeren Bauch. Sie hatte sich große Mühe gegeben, ihre Haare zu waschen und zu kämmen. Sie wusste, wie wichtig unser Gespräch für ihre Zukunft war. Doch trotz aller Anstrengungen hatte sie Kleinigkeiten übersehen. Ihre Socken hatten die gleiche Farbe, waren jedoch unterschiedlich lang. Der Reißverschluss an der Seite ihres Kleides war kaputt, und auf der Wange hatte sie einen verschmierten Lippenstiftfleck.

»Weißt du, warum du hier bist, Sharon?«

»Jawohl, Sir.«

»Wir müssen entscheiden, ob du dich um dein Baby kümmern kannst. Das ist eine sehr große Verantwortung.«

»Das kann ich. Ich kann es. Ich werde eine gute Mutter sein. Ich werde mein Baby lieben.«

»Weißt du, woher die Babys kommen?«

»Es wächst in mir. Gott hat es dort gepflanzt.« Sie sprach sehr ehrfürchtig und rieb sich dabei den Bauch.

Ich konnte ihre Logik nicht widerlegen. »Lass uns ein ›Was wäre, wenn-Spiel spielen, okay? Ich möchte, dass du dir vorstellst, du badest dein Baby und das Telefon klingelt. Das Baby ist glitschig und nass. Was machst du?«

»Ich ... ich ... ich ... lege das Baby auf den Boden, in ein Handtuch gewickelt.«

»Während du telefonierst, klopft es an der Tür. Machst du auf?«

Einen Moment lang wirkte sie unsicher. »Es könnte die Feuerwehr sein«, fügte ich hinzu. »Oder

vielleicht dein Sozialarbeiter. «

»Ich mache die Tür nicht auf«, sagte sie und nickte entschlossen.

»Es stellt sich heraus, dass es deine Nachbarin ist. Irgendwelche Jungs haben einen Stein durch ihr Fenster geworfen. Sie muss zur Arbeit. Sie möchte, dass du in ihrer Wohnung auf den Glaser wartest.«

»Die kleinen Scheißer – immer werfen sie Steine«, sagte Sharon und ballte die Fäuste.

»Deine Nachbarin hat einen Kabelanschluss: Filme, Zeichentrickfilme und Seifenopern tagsüber. Was guckst du dir an, während du wartest?«

»Zeichentrickfilme.«

»Trinkst du einen Tee?«

»Vielleicht.«

»Deine Nachbarin hat Geld da gelassen, um den Glaser zu bezahlen. Fünfzig Pfund. Die Arbeit kostet nur 45, aber sie hat gesagt, du kannst den Rest behalten.«

Ihre Augen leuchten auf. »Ich kann das Geld behalten?«

»Ja. Was kaufst du dir davon?«

»Schokolade.«

»Wo kaufst du Schokolade?«

»Im Laden.«

»Was nimmst du normalerweise mit, wenn du einkaufen gehst?«

»Meine Schlüssel und meine Handtasche.«

»Sonst noch was?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wo ist dein Baby, Sharon?«

Panik breitete sich in ihrem Gesicht aus, und ihre Unterlippe begann zu zittern. Als ich gerade dachte, dass sie anfangen würde zu weinen, verkündete sie plötzlich: »Barney passt darauf auf.«

»Wer ist Barney?«

»Mein Hund.«

Ein paar Monate später saß ich vor dem Kreissaal und hörte Sharon schluchzen, als ihr neugeborener Sohn in eine Decke gewickelt und weggebracht wurde. Es war meine Aufgabe, den Jungen in ein anderes Krankenhaus zu fahren. Ich schnallte den Tragekorb auf die Rückbank meines Wagens. Als ich das schlafende Bündel betrachtete, fragte ich mich, was er in etlichen Jahren von den Entscheidungen halten würde, die ich für ihn getroffen hatte. Würde er mir dafür danken, dass ich ihn gerettet habe, oder mir vorwerfen, dass ich sein Leben zerstört hatte?

Ein anderes Kind ist zurückgekommen, und seine Botschaft ist klar. Wir haben Bobby im Stich gelassen. Wir haben seinen Vater im Stich gelassen – einen unschuldigen Mann, der verhaftet und stundenlang über sein Sexualleben und die Länge seines Penis verhört wurde. Sein Haus und sein Arbeitsplatz wurden auf Kinderpornographie durchsucht, die es nicht gab, sein Name wurde auf eine zentrale Liste von Sexualstraftätern gesetzt, obwohl nie Anklage erhoben wurde, von einer Verurteilung ganz zu schweigen.

Dieser unauslöschliche Makel würde sein Leben für immer beflecken. Alle zukünftigen Beziehungen würden davon überschattet. Er würde es Ehefrauen und Partnerinnen erzählen müssen. Eine Vaterschaft würde zum Risiko, ihm den Trainerposten bei einer Kinderfußballmannschaft anzuvertrauen, wäre geradezu fahrlässig. Das alles reicht gewiss aus, um einen Mann in den Selbstmord zu treiben.

Sokrates – der weiseste aller Griechen – wurde fälschlich für schuldig befunden, die Jugend Athens verdorben zu haben, und zum Tode verurteilt. Er hätte fliehen können, doch er trank das Gift. Sokrates glaubte, dass unsere Körper weniger wichtig sind als unsere Seelen. Vielleicht hatte er Parkinson.

Auch ich bin an Bobby schuldig geworden. Ich war Teil des Systems. Mein Beitrag bestand in Feigheit und Duckmäusersertum. Anstatt zu widersprechen, habe ich geschwiegen und mich der Mehrheitsmeinung angeschlossen. Ich war jung und stand am Anfang meiner Laufbahn, aber das ist keine Entschuldigung. Ich habe wie ein Zuschauer gehandelt und nicht wie ein Schiedsrichter. Julianne hat mich einen Feigling genannt, als sie mich rausgeschmissen hat. Ich habe auf der Tribüne gesessen und wollte mich nicht auf meine Ehe oder meine Krankheit einlassen. Aus Furcht davor, was passieren könnte, habe ich Distanz gewahrt. Ich habe mich in meinem eigenen Kopf verloren. Aus Angst, das Boot ins Wanken zu bringen, habe ich den Eisberg nicht gesehen.

Vor drei Stunden habe ich einen Plan ausgeheckt. Es war nicht mein Erster. Ich habe etwa ein Dutzend durchdacht, jedes Mal alle Wesentlichkeiten berücksichtigt, aber immer gab es einen entscheidenden Makel. Davon habe ich schon genug. Mein Einfallsreichtum wird von meinen körperlichen Beschränkungen gebremst. Szenarien, bei denen ich mich von Gebäuden abseilen, einen Wachmann überwinden, eine Alarmanlage kurzschließen oder einen Safe aufbrechen muss, scheiden von vorneherein aus.

Gleichzeitig habe ich jeden Plan verworfen, der keine Rückzugsstrategie hatte. Daran scheitern die meisten Feldzüge. Die Spieler denken nicht weit genug voraus. Das Endspiel ist der langweilige Teil, in dem aufgeräumt wird, ganz ohne den Glanz und die Spannung der ersten Konfrontation. Deshalb werden die Menschen frustriert und planen nur bis zu einem bestimmten Punkt. Von da an werden sie es schon irgendwie reißen, stellen sie sich vor und vertrauen auf ihre Fähigkeit, den Rückzug ebenso elegant zu meistern wie ihren Vorstoß.

Das weiß ich, weil in meiner Praxis Leute sitzen, die davon leben, zu betrügen, zu mogeln und zu stehlen. Sie besitzen schöne Häuser, schicken ihre Kinder auf Privatschulen und spielen Golf mit einstelligem Handicap. Sie wählen Tory und finden Recht und Gesetz besonders wichtig, weil die Straßen einfach nicht mehr sicher sind. Diese Leute werden nur selten erwischt und kommen praktisch nie ins Gefängnis. Warum? Weil sie jeden möglichen Ausgang planen.

Ich sitze in der dunkelsten Ecke eines Parkhauses in Liverpool. Auf dem Sitz neben mir steht eine große Einkaufstüte aus Papier mit einem Griff aus geflochtener Kordel. Darin befinden sich meine alten Kleider, während ich jetzt eine dunkelgraue Hose, einen Wollpullover und einen Mantel trage. Mein Haar ist gestutzt, mein Gesicht frisch rasiert. Zwischen meinen Beinen lehnt ein Gehstock. Wenn ich schon wie ein Krüppel gehe, kann ich genauso gut ein bisschen Mitleid dafür heischen.

Das Telefon klingelt. Ich erkenne die Nummer auf dem Display nicht und frage mich für den Bruchteil einer Sekunde, ob Bobby mich gefunden haben könnte. Ich hätte wissen müssen, dass es Ruiz ist.

»Sie überraschen mich, Professor O'Loughlin.« Seine Stimme klingt vollkommen kratzig und verschleimt. »Ich hätte Sie für die Sorte gehalten, die mit einem Team von Anwälten und einem PR-Berater in der nächsten Polizeiwache aufkreuzt.«

»Tut mir Leid, wenn ich Sie enttäuscht habe.«

»Ich habe zwanzig Pfund verloren. Keine Sorge – jetzt läuft eine neue Wette. Es geht darum, ob Sie erschossen werden oder nicht.«

»Wie stehen die Einsätze?«

»Ich kriege eine Quote von drei zu eins dafür, dass Sie der Kugel ausweichen.«

Ich höre Verkehrslärm im Hintergrund. Er ist auf der Autobahn.

»Ich weiß, wo Sie sind«, sagt er.

»Sie raten.«

»Nein. Und ich weiß auch, was Sie versuchen.«

»Sagen Sie's mir.«

»Sagen Sie mir erst, warum Sie Elisa ermordet haben.«

»Ich habe sie nicht ermordet.« Ruiz zieht an einer Zigarette. Er raucht wieder. Ich empfinde ein eigenartiges Triumphgefühl. »Warum sollte ich Elisa umbringen? Bei ihr habe ich die Nacht des dreizehnten November verbracht. Sie war mein Alibi.«

»So ein Pech für Sie.«

»Sie wollte eine Aussage machen, aber ich wusste, dass Sie ihr nicht geglaubt hätten. Sie hätten ihre Vergangenheit ans Licht gezerrt und sie gedemütigt. Ich wollte nicht, dass sie all das noch

einmal durchmachen muss ...«

Er lacht so wie Jock häufig, als wäre ich nicht ganz dicht.

»Wir haben die Schaufel gefunden«, sagt er. »Sie war unter einem Haufen Blätter vergraben.« Wovon redet er? Denk nach! An Tante Gracies Grab lehnte eine Schaufel.

»Die Jungs und Mädels vom Labor haben uns ein weiteres Mal stolz gemacht. Sie haben eine Übereinstimmung der an der Schaufel gesicherten Bodenproben mit denen von Catherines Grab festgestellt. Und dann haben sie an der Schaufel Ihre Fingerabdrücke nachgewiesen.«

Wann hört das auf? Ich möchte gar nichts mehr wissen. Stattdessen rede ich gegen Ruiz an, bemüht, die Verzweiflung aus meiner Stimme zu halten. Ich sage, dass er zum Anfang zurückgehen und nach der Missbrauchakte gucken soll.

»Sein Name ist Bobby Morgan – nicht Bobby Moran. Lesen Sie die Fallnotizen. Alle Teile sind da. Setzen Sie sie zusammen ...«

Er hört mir nicht zu. Die Sache übersteigt sein Begriffsvermögen.

»Unter anderen Umständen würde ich womöglich Ihren Enthusiasmus bewundern, aber ich habe schon genug Beweise«, sagt er. »Ich habe ein Motiv, die Gelegenheit und die Indizien. Sie hätten Ihr Revier auch nicht besser markieren können, wenn Sie in jede Ecke gepisst hätten.«

»Ich kann alles erklären – «

»Gut. Dann erklären Sie es den Geschworenen! Darin liegt ja die Schönheit unseres Rechtssystems – Sie bekommen jede Menge Gelegenheiten, Ihren Fall darzulegen. Wenn die Geschworenen Ihnen nicht glauben, können Sie vor dem High Court und danach vor dem House of Lords und zuletzt vor dem scheiß Europäischen Menschenrechtsgerichtshof Einspruch einlegen. Sie können den Rest Ihres Lebens Eingaben machen. Das hilft einem bestimmt auch, die Zeit zu vertreiben, wenn man lebenslang eingelocht ist.«

Mit einem Knopfdruck beende ich das Gespräch und schalte das Handy aus.

Ich nehme die Treppe zur Straße, werfe meine alten Kleider und Schuhe sowie die Reisetasche mit den durchgeweichten Papierfetzen aus meinem Hotelzimmer in einen Müllbeutel. Ich gehe die Straße hinunter und schwinge munter und unbeschwert meinen Stock. Jedenfalls hoffe ich, dass es so aussieht. Einkäufer sind unterwegs, und jeder Laden ist mit Lametta dekoriert und spielt Weihnachtslieder. Davon kriege ich Heimweh. Charlie liebt diesen Kram – die Kaufhausweihnachtsmänner, Fensterdekorationen und die alten Bing-Crosby-Filme, die immer in Vermont spielen.

Als ich die Straße überqueren will, entdecke ich auf der Seite eines Transporters ein Plakat mit der Aufschrift: GROSSFAHN-DUNG NACH CATHERINES MÖRDER. Darunter mein Gesicht, unter den Plastikrahmen geklemmt. Sofort habe ich das Gefühl, als würde ich einen nach unten weisenden Neonpfeil auf dem Kopf tragen.

Vor mir liegt das Adelphi Hotel. Ich betrete das Foyer durch die Drehtür und unterdrücke den Impuls, meine Schritte zu beschleunigen. Ich ermahne mich, nicht zu schnell zu gehen oder mich vornüberzugeben. Kopf hoch, Augen geradeaus.

Es ist ein imposantes altes Eisenbahnhotel aus der Zeit, als Dampflokomotiven aus London eintrafen und Dampfschiffe nach New York abfuhren. Jetzt sieht es so erschöpft aus wie einige der Kellnerinnen, die eigentlich zu Hause sein und sich Lockenwickler in die Haare machen sollten. Das Business-Center ist im ersten Stock. Die Sekretärin ist eine schlanke Kleine namens Nancy mit dauer gewelltem rotem Haar und einem roten Halstuch, das zu ihrem Lippenstift passt. Sie fragt mich weder nach einer Visitenkarte noch nach einer Zimmernummer.

»Wenn Sie eine Frage haben, wenden Sie sich einfach an mich«, sagt sie diensteifrig.

»Danke, ich komme zurecht. Ich muss bloß meine e-Mails checken.« Ich setze mich mit dem Rücken zu ihr an einen Computer.

»Das heißt, eigentlich könnten Sie doch etwas für mich tun, Nancy. Können Sie in Erfahrung

bringen, ob es heute Nachmittag Flüge nach Dublin gibt?«

Ein paar Minuten später rattert sie eine Liste herunter.

»Können Sie auch noch nachgucken, wie ich nach Edinburgh komme?«, frage ich.

Sie zieht eine Braue hoch.

»Sie wissen doch, wie das in der Zentrale immer läuft«, erkläre ich. »Die können sich nie entscheiden.«

Sie nickt lächelnd.

»Und schauen Sie bitte auch nach, ob auf der Isle-of-Man-Fähre noch eine Schlafkabine frei ist.«

»Die Tickets werden nicht zurückerstattet.«

»Das ist okay.«

In der Zwischenzeit suche ich die e-Mail-Adressen aller großen Zeitungen zusammen und notiere mir die Namen einiger Nachrichtenredakteure, Chef- und Polizeireporter. Mit der rechten Hand beginne ich im Einfingersystem eine e-Mail zu schreiben. Die linke Hand klemme ich unter meinen Oberschenkel, damit sie nicht zittert.

Ich fange mit dem Beweis meiner Identität an – liste Namen, Adresse, Versicherungsnummer und Details meiner Anstellung auf. Sie dürfen nicht glauben, dass es ein Scherz ist. Sie müssen glauben, dass ich Joseph O'Loughlin bin – der Mann, der Catherine McBride und Elisa Velasco getötet hat.

Es ist kurz nach 16 Uhr. Redakteure entscheiden über die Platzierung der Artikel. Ich muss die Schlagzeilen für morgen umschmeißen. Ich muss Bobby aus dem Konzept bringen – er muss weiter mutmaßen.

Bis jetzt war er mir immer zwei, drei oder vier Schritte voraus. Seine Racheakte waren brillant geplant und mit klinischer Präzision durchgeführt. Er hat nicht nur Rache geübt, er hat sie zu einer Kunstform entwickelt. Aber bei all seinem Genie kann er trotzdem einen Fehler machen. Niemand ist unfehlbar. Er hat eine Frau bewusstlos getreten, weil sie ihn an seine Mutter erinnert hat.

Sehr geehrte Damen und Herren.

Dies ist mein Geständnis und Zeugnis. Ich, Joseph William O'Loughlin, erkläre feierlich, ernsthaft und wahrheitsgemäß, dass ich der Mann bin, der für die Morde an Catherine McBride und Elisa Velasco verantwortlich ist. Ich bitte die um ihren Verlust Trauernden um Verzeihung. Und allen, die besser von mir gedacht haben, sage ich von Herzen Entschuldigung. Ich habe vor, mich binnen der nächsten 24 Stunden der Polizei zu stellen. Dann werde ich mich weder hinter Rechtsanwälten verstecken noch das Leiden entschuldigen, das ich verursacht habe. Ich werde mich nicht auf Stimmen in meinem Kopf berufen. Ich habe nicht unter dem Einfluss von Drogen oder auf Anweisung von Satan gehandelt. Ich hätte es aufhalten können. Unschuldige Menschen sind gestorben. Jede Stunde meines Tages dehnt sich in Schuld. Dann führe ich alle Namen auf, beginnend mit Catherine McBride. Ich schreibe alles auf, was ich über ihren Mord weiß. Danach folgt Boyd Cossimo. Ich beschreibe die letzten Tage von Rupert Erskine, Sonias Überdosis, das Feuer, das Esther Gorski getötet und ihren Mann verkrüppelt hat. Als Letzte kommt Elisa.

Ich berufe mich nicht auf mildernde Umstände. Vielleicht möchten einige von Ihnen mehr über meine Verbrechen wissen. Dafür müssen Sie in meinen Fußstapfen wandeln oder jemanden finden, der das getan hat. Es gibt einen solchen Menschen. Sein Name ist Bobby Moran (auch bekannt als Bobby Morgan), und er wird morgen früh vor dem Central Criminal Court in London erscheinen. Er weiß mehr als jeder andere, was es bedeutet, gleichzeitig Opfer und Täter zu sein. Hochachtungsvoll Joseph O'Loughlin Ich habe an alles gedacht außer daran, was es für Charlie bedeuten wird. Bobby war das Opfer einer Entscheidung, die jenseits seines Einflusses getroffen wurde. Dasselbe tue ich meiner Tochter an. Mein Finger schwebt über der Sendetaste.

Ich habe keine Wahl. Die e-Mail verschwindet im Labyrinth des elektronischen Postamts. Nancy hält mich für verrückt, hat jedoch meine Reisevorbereitungen erledigt und Flüge nach Dublin, Edinburgh, London, Paris und Frankfurt gebucht. Zusätzlich Erste-Klasse-Plätze in Zügen nach Birmingham, Newcastle, Glasgow, London, Swansea und Leeds. Außerdem hat sie mir einen weißen Vauxhall Cavalier gemietet, der unten auf mich wartet.

Ich bezahle das Ganze mit einer Kreditkarte, die nicht von einer Bank autorisiert, sondern von einem von meinem Vater eingerichteten Fonds gedeckt ist. Die Erbschaftssteuer ist ein weiteres seiner Lieblingshassthemen. Ich vermute, dass Ruiz all meine Konten eingefroren hat, aber an dieses kommt er nicht ran.

Die Fahrstuhltür öffnet sich, und ich durchquere, den Blick stur geradeaus, das Foyer. Als ich gegen eine Topfpflanze stoße, bemerke ich, dass ich zur Seite drifte. Gehen ist eine Serie von Anpassungen und Korrekturen geworden, als würde man ein Flugzeug landen.

Der gemietete Wagen steht vor der Tür. Als ich die Stufen vor dem Hotel hinuntergehe, erwarte ich jeden Moment, dass sich eine Hand auf meine Schulter legt, ein Schrei des Erkennens oder ein Alarm ertönt. Unbeholfen schiebe ich den Schlüssel ins Zündschloss und starte den Motor. Vor mir sind zahlreiche schwarze Taxis aufgereiht. Eines von ihnen macht mir Platz, und ich fädele mich in den fließenden Verkehr ein. Ich blicke immer wieder in den Rückspiegel, während ich versuche, mich an den schnellsten Weg aus der Stadt zu erinnern.

Vor einer roten Ampel blicke ich an dem Strom der Fußgänger vorbei zu dem Parkhaus. Drei Streifenwagen blockieren die Einfahrt, ein weiterer steht auf dem Bürgersteig. Ruiz lehnt in einer offenen Tür und spricht mit einer Miene wie Donnerschlag in ein Funkgerät.

Als die Ampel auf Grün springt, stelle ich mir vor, dass er aufblickt und ich ihm salutiere wie ein tollkühner Kampfflieger aus dem Ersten Weltkrieg in einem ramponierten Flugzeug, der überlebt hat, um einen weiteren Tag zu kämpfen.

Im Radio läuft einer meiner Lieblingssongs – »Jumpin' Jack Flash«. An der Uni habe ich in einer Band namens The Screaming Dick Nixons Bass gespielt. Wir waren nicht so gut wie die Rolling Stones, aber wir waren lauter. Ich konnte keine zwei Noten auf dem Bass spielen, aber es war das Instrument, dessen Beherrschung am leichtesten vorzutäuschen war. Meine Ambition galt in der Hauptsache flachzulegenden Mädchen, aber das gelang immer nur unserem Leadsänger Morris Whiteside, der lange Haare und auf dem Oberkörper die Tätowierung einer Kreuzigungsszene hatte. Er ist jetzt leitender Bilanzbuchhalter bei der Deutschen Bank.

Ich fahre westlich Richtung Toxeth und parke den Cavalier auf einem leeren Parkplatz zwischen Betonblöcken und Unkraut. Eine Hand voll Teenager beobachtet mich aus dem Schatten neben einem verbarrikadierten Bürgerzentrum. Ich fahre die Sorte Edelkarosse, die sie sonst nur ohne Räder auf Ziegelsteinen stehen sehen.

Ich rufe zu Hause an, und Julianne antwortet. Ihre Stimme klingt ganz nah und kristallklar, auch wenn man das Zittern darin schon hören kann. »Gott sei Dank! Wo bist du gewesen? Bei uns klingeln ständig Reporter. Sie sagen, du wärst gefährlich. Sie sagen, die Polizei würde dich erschießen.«

Ich versuche das Gespräch vom Thema Feuerwaffen wegzusteuern. »Ich weiß, wer das alles getan hat. Bobby versucht, mich für etwas zu bestrafen, was vor langer Zeit geschehen ist. Es geht nicht nur um mich. Er hat eine Liste von Namen – «

»Was für eine Liste?«

»Boyd ist tot.«

»Wie?«

»Er wurde ermordet. Genau wie Erskine.«

»Mein Gott!«

»Beobachtet die Polizei nach wie vor das Haus?«

»Ich weiß es nicht. Gestern stand ein weißer Transporter vor dem Haus. Erst dachte ich, dass es D.J. wäre, der die Heizung fertig bauen will, aber der soll eigentlich erst morgen kommen. « Im Hintergrund höre ich Charlie singen. Ich spüre eine Welle von Zärtlichkeit und einen Kloß im Hals.

Die Polizei wird versuchen, den Anruf zurückzuverfolgen. Bei Handys müssen sie rückwärts vorgehen und die Funkmasten identifizieren, die die Signale weiterleiten. Zwischen London und Liverpool gibt es vermutlich ein halbes Dutzend Sender, und mit jedem abgehakten wird das Suchgebiet kleiner.

»Ich möchte, dass du nicht auflegst, Julianne, auch wenn ich mich gleich nicht mehr melde. Es ist wichtig.« Ich schiebe das Handy unter den Fahrersitz. Die Zündschlüssel stecken noch. Ich schließe die Tür, ziehe mich mit gesenktem Kopf in die Dunkelheit zurück und frage mich, ob mich irgendwer beobachtet.

Zwanzig Minuten später steige ich an einem verlassen und ausgebrannt wirkenden Bahnsteig dankbar in einen Vorortzug. Die Wagen sind beinahe leer.

Mittlerweile wird Ruiz von meinen Buchungen für Züge, Fähren und Flugzeuge erfahren haben. Ihm wird klar sein, dass ich versuche, seine Ressourcen zu erschöpfen, aber überprüfen muss er es trotzdem.

Der Express nach London fährt vom Bahnhof Lime Street ab. Die Polizei wird jeden Wagen durchsuchen, aber ich spekuliere darauf, dass sie nicht im Zug bleiben. Der nächste Halt ist Edgehill, wo ich kurz nach halb elf Uhr abends einen Zug nach Manchester besteige. Nach Mitternacht steige ich in einen Zug nach York um. Bis der Great Northern Express nach London abfährt, habe ich drei Stunden Wartezeit, in denen ich in einer schwach beleuchteten Schalterhalle sitze und den Putzfrauen bei ihrem Wettbewerb zusehe, wer die wenigste Arbeit macht.

Ich zahle meine Fahrkarte in bar und wähle den vollsten Wagen. Betrunken stolpere ich durch den Gang, falle halb auf andere Fahrgäste und murmele Entschuldigungen.

Nur Kinder starren Betrunkene an. Erwachsene meiden jeden Blickkontakt in der Hoffnung, dass ich weitergehe und einen anderen Sitzplatz suche. Als ich an ein Fenster gelehnt einschlafe, seufzt der ganze Waggon erleichtert auf.

Die Zugreisen meiner Jugend waren Fahrten aus dem Internat nach Hause oder wieder zurück ins Internat, auf denen ich mich mit Tüten voller Süßigkeiten und Kaugummi voll stopfte, die in Charterhouse nicht erlaubt waren. Manchmal denke ich, Semtex wäre vielleicht eher akzeptiert worden als Kaugummi. Einer der älteren Schüler, Peter Clavell, schluckte so viel davon, dass sein Darm verstopfte und die Ärzte die Blockade durch das Rektum entfernen mussten. Kein Wunder, dass Kaugummi danach nicht mehr so beliebt war.

Die aufmunternde Rede meines Vaters zu Schuljahresbeginn lief letztendlich auf eine Warnung aus sieben Wörtern hinaus: »Ich will nichts von deinem Direktor hören.« Als Charlie eingeschult wurde, gelobte ich, ein anderer Vater zu sein. Ich setzte mich hin und hielt ihr eine Rede, die ich lieber für den Wechsel auf die höhere Schule oder vielleicht sogar den Beginn ihres Studiums aufbewahrt hätte. Julianne kicherte die ganze Zeit, was Charlie ansteckte.

»Und hab keine Angst vor Mathe«, beendete ich meinen Vortrag.

»Warum?«

»Weil viele Mädchen Angst vor Zahlen haben. Sie reden sich die Begabung für bestimmte Sachen aus.«

»Okay«, sagte Charlie ohne den Hauch einer Ahnung, wovon ich redete.

Jetzt frage ich mich, ob ich ihren Schulwechsel miterleben werde. Wochenlang habe ich mir Sorgen gemacht, dass ich wegen der Krankheit bestimmte Dinge verpassen könnte. Aber neben Mord verblassen solche Befürchtungen zu Belanglosigkeiten.

Als der Zug im Bahnhof King's Cross einfährt, gehe ich von Wagen zu Wagen und halte nach Polizisten auf dem Bahnsteig Ausschau. Dann geselle ich mich zu einer älteren Frau, die einen großen Koffer hinter sich herzieht. An der Absperrung biete ich ihr meine Hilfe an, und sie nickt dankbar. An dem Schalter der Fahrkartenkontrolle drehe ich mich zu ihr um. »Wo ist deine Fahrkarte, Mum?«

Ohne mit der Wimper zu zucken, gibt sie mir ihren Fahrschein. Ich gebe dem Schaffner beide Fahrkarten und lächele ihn müde an.

»Schrecklich, so früh raus zu müssen, was?«, sagt er.

»Ich werde mich nie dran gewöhnen«, antworte ich, als er mir die Abrisse gibt.

Ich bahne mir einen Weg durch die volle Bahnhofshalle und bleibe vor dem Eingang eines Ladens stehen, um die Schlagzeilen der nebeneinander gestapelten Morgenzeitungen zu überfliegen. DAS GESTÄNDNIS: »ICH HABE CATHERINE GETÖTET« schreit die *Sun* in einer Balkenüberschrift.

Die seriöseren Blätter vermelden steigende Zinsraten und einen drohenden Streik der Postarbeiter. Catherines Geschichte – meine Geschichte – liegt unter der Falz. Menschen greifen an mir vorbei nach einem Exemplar. Niemand sieht mir in die Augen. Wir sind in London, einer Stadt, in der die Menschen kerzengerade und mit starrem Gesichtsausdruck herumlaufen, bereit, sich jedem zu stellen und allem aus dem Weg zu gehen. Sie werden andernorts erwartet. Nur nicht stören. Einfach in Bewegung bleiben.

Nachdem ich einen Rhythmus gefunden habe, gehe ich durch Covent Garden, vorbei an den Restaurants und teuren Boutiquen bis zu The Strand, wo ich links abbiege und der Fleet Street folge, bis die gotische Fassade von Old Bailey auftaucht.

Seit mehr als fünfhundert Jahren steht an dieser Stelle ein Gerichtsgebäude, und auch davor fanden hier im Mittelalter jeden Montagmorgen Hinrichtungen statt.

An der Ecke einer kleinen, zur Themse führenden Gasse beziehe ich dem Gericht gegenüber Stellung. Neben fast allen Türen hängen Kanzleischilder, und ich sehe gelegentlich auf die Uhr,

um den Eindruck zu erwecken, als würde ich auf jemanden warten. Männer und Frauen in schwarzen Anzügen und Kleidern gehen mit Aktenordern oder mit von Kordeln zusammengehaltenen Aktenmappen unter dem Arm an mir vorbei.

Um halb zehn treffen die ersten Fernsehteams ein – ein Kameramann und ein Tontechniker. Andere folgen. Einige der Fotografen haben Klappleitern und Milchkästen dabei. Die Reporter halten sich gemeinsam im Hintergrund, nippen an Kaffee in Pappbechern und tauschen Klatsch und Fehlinformationen aus.

Kurz vor zehn hält auf meiner Seite der Straße ein Taxi. Eddie Barrett steigt als Erster aus. Er sieht aus wie Danny DeVito mit Haaren. Bobby folgt ihm auf dem Fuße, mindestens zwei Köpfe größer als sein Anwalt, wobei er es trotzdem irgendwie geschafft hat, einen Anzug zu finden, der zu groß wirkt.

Beide sind keine fünf Meter von mir entfernt. Ich senke den Kopf und hauche in meine zusammengelegten Hände. In Bobbys Manteltaschen stecken Zeitungen, seine Augen sind wässrig blau. Als er aus dem warmen Taxi in die Kälte steigt, beschlägt seine Brille. Er bleibt stehen, um die Gläser klar zu wischen. Seine Hände sind ruhig. Die Reporter haben Eddie entdeckt und erwarten ihn mit betriebsbereiten Scheinwerfern und Kameras.

Ich sehe, wie Bobby den Kopf senkt, aber er ist zu groß, um sein Gesicht zu verbergen. Die Reporter bombardieren ihn mit Fragen. Eddie Barrett legt eine Hand auf Bobbys Arm. Bobby zieht den Arm weg, als hätte er sich verbrüht. Eine Fernsehkamera hält direkt auf sein Gesicht. Blitzlichter flackern. Das hat er nicht erwartet. Er hat keinen Plan.

Barrett versucht, ihn die steinerne Treppe hinauf- und unter den Bögen hindurchzuschieben. Fotografen drängeln sich, und einer von ihnen taumelt unvermittelt nach hinten. Bobby steht mit erhobener Faust über ihm. Umstehende packen seine Schultern, und Eddie schwingt seinen Aktenkoffer wie eine Sichel, um ihnen einen Weg zu bahnen. Das Letzte, was ich sehe, bevor sich die Türen schließen, ist Bobbys Kopf über dem Pulk.

Ich gönne mir ein flüchtiges Lächeln, aber nicht mehr. Ich darf mir keine allzu großen Hoffnungen machen. Das Schaufenster einer Geschenkboutique in der Nähe ist mit Weihnachtsmännern aus Marshmallows und rotem und grünem Weihnachtsgebäck voll gestopft. Es gibt Rentier-Uhren mit Nasen, die im Dunkeln leuchten. Im Schaufenster beobachte ich den gegenüberliegenden Eingang des Gerichtsgebäudes.

Ich kann mir vorstellen, was sich hinter seinen Türen abspielt. Die Pressetribüne wird bis auf den letzten Platz gefüllt sein, für die Öffentlichkeit nur Stehplätze. Eddie liebt es, vor großem Publikum aufzutreten. Angesichts meines unprofessionellen Verhaltens wird er eine Vertagung des Verfahrens beantragen und behaupten, seinem Mandaten würde wegen bösartiger Verleumdungen das Recht auf ein unvoreingenommenes Verfahren verwehrt. Ein neues psychologisches Gutachten müsse in Auftrag gegeben werden, was Wochen in Anspruch nehmen könnte. Bla, bla, bla ...

Natürlich besteht immer die Möglichkeit, dass der Richter Nein sagt und Bobby sofort verurteilt. Aber es ist wahrscheinlicher, dass er der Vertagung zustimmt und Bobby das Gericht als freier Mann verlässt – noch gefährlicher als zuvor.

Ich wippe auf meinen Füßen vor und zurück und versuche, mich an die Verhaltensregeln zu erinnern. Die Füße nicht zu dicht nebeneinander und beim Gehen bewusst anheben, um Schlurfen und Nachziehen des Fußes zu vermeiden. Nicht spontan umdrehen. Mein Lieblingsvorschlag, eine Starre zu überwinden, ist die Anregung, über ein imaginäres Hindernis vor einem zu steigen. Ich habe Visionen, dass ich aussehe wie Marcel Marceau.

Ich gehe bis zur nächsten Straßenecke, drehe um und komme zurück, ohne die Fotografen aus dem Blick zu lassen, die immer noch vor dem Eingang des Gerichtsgebäudes herumlungern. Plötzlich drängen sie mit gereckten Kameras nach vorne. Eddie muss einen Wagen organisiert

haben. Bobby kommt halb geduckt aus dem Gebäude, schiebt sich durch das Gedrängel und lässt sich auf die Rückbank eines Fahrzeugs fallen. Die Wagentür schlägt zu, während die Blitzlichter weiter flackern.

Das hätte ich voraussehen müssen. Darauf hätte ich vorbereitet sein sollen. Ich humpele auf die Straße und winke mit beiden Armen und erhobenem Gehstock nach einem Taxi. Der erste Wagen weicht mir aus und saust an mir vorbei, sodass die Autos in der Nebenspur hart bremsen müssen. Das Taxischild des nächsten Wagens ist erleuchtet. Der Fahrer hält entweder an oder er überfährt mich.

Er nimmt meine Anweisung, dem Wagen zu folgen, ausdruckslos entgegen. Vielleicht hören Taxifahrer so etwas ständig.

Die silberne Limousine mit Bobby fährt vor uns, eingeklemmt zwischen zwei Bussen und einer Reihe anderer Wagen. Mein Fahrer stößt in unvermittelt frei werdende Lücken und wechselt die Spuren, ohne den Kontakt abreißen zu lassen. Gleichzeitig beobachte ich, wie er verstohlen in den Rückspiegel sieht. Als unsere Blicke sich treffen, guckt er rasch weg. Er ist jung, vielleicht Anfang zwanzig, mit rostfarbenem Haar und Sommersprossen im Nacken. Er löst seinen festen Griff um das Lenkrad, und seine Hände flattern nervös ums Steuer.

»Sie wissen, wer ich bin.«

Er nickt.

»Ich bin nicht gefährlich.«

Er sucht in meinem Blick nach einer Bestätigung, doch meine Miene kann ihm keine geben. Mit der Parkinsonschen Starre ist mein Gesicht eine kalte steinerne Maske.

Dieser Abschnitt des Grand Union Canal ist schmucklos und ungepflegt, der asphaltierte Treidelpfad ist löchrig und voller Risse. Ein verrosteter Eisenzaun, der die terrassierten Gärten vom Wasser trennt, neigt sich bedrohlich zu einer Seite. Ein graffitibeschmierter Wohnwagen steht ohne Tür und Räder auf vier Ziegelsteinen. In einem Gemüsebeet liegt ein halb begrabenes Dreirad.

Seit der Wagen ihn an der Camley Street hinter dem Bahnhof St. Pancras abgesetzt hat, hat Bobby sich keinmal umgedreht. Er geht an dem Häuschen des Schleusenwärters vorbei. Die Gaswerke werfen einen Schatten über die leer stehenden Fabriken am Südufer, ein Schild kündigt den Bau eines neuen Gewerbegebiets an.

In einer Biegung des Kanals liegen an einer Steinmauer vier schmale, leuchtend rot und grün gestrichene Boote vor Anker. Das Vierte hat einen Bug in der Art eines Schleppers, einen schwarzen Rumpf und eine Kabine mit dunkelbraunen Zierleisten.

Bobby steigt an Bord und klopft offenbar auf das Deck. Er wartet ein paar Sekunden und entriegelt eine Luke, schiebt sie auf, öffnet die darunter liegende Tür und steigt außer Sichtweite in die Kabine hinunter. Ich warte am Rande des Pfades, verborgen von einem Brombeerstrauch, der einen Zaun zu verschlucken droht. Eine Frau in einem grauen Mantel hastet an mir vorbei und zerrt einen angeleinten Hund hinter sich her.

Nach fünf Minuten taucht Bobby wieder auf und blickt in meine Richtung. Er schiebt die Luke zu und klettert an Land. Er greift in seine Tasche und zählt sein Kleingeld. Dann beginnt er den Pfad hinunterzugehen. Ich folge in einigem Abstand, bis er die Treppe zu einer Brücke hinaufsteigt und in südlicher Richtung zu einer Tankstelle geht.

Ich kehre um und gehe zu dem Boot zurück. Ich muss sehen, wie es an Bord aussieht. Die lackierte Tür ist zu, aber nicht abgeschlossen. Die Kabine ist dunkel. Die Vorhänge vor den Luken und Fensterschlitzten sind zugezogen. Zwei Stufen führen hinunter in eine Kombüse. Die Edelstahlspüle ist leer. Eine einsame Teetasse trocknet auf einem Geschirrtuch.

Sechs Schritte weiter liegt der Wohnbereich, der mit einer Werkbank an einer Seite eher an eine Werkstatt erinnert. Als ich mich an die Dunkelheit gewöhnt habe, erkenne ich ein Lochbrett mit Werkzeugen – Meißel, Schraubenschlüssel, Schraubenzieher, Blechscheren, Hobel, Feilen. Des Weiteren gibt es Regale für Kästen mit Rohren, Dichtungsringen, Bohrern und Isolierband. Der Fußboden ist zum Teil von Töpfen mit Farbe, Rostschutzmittel, Lack, Schmierfett und Maschinenöl bedeckt. Unter der Werkbank steht ein tragbarer Generator. An einer Kordel hängt ein altes Radio von der Decke. Alles hat seinen ordnungsgemäßen Platz.

An der gegenüberliegenden Wand ist ein weiteres Lochbrett, das allerdings bis auf vier daran befestigte Lederhandschellen leer ist – zwei knapp über dem Boden, zwei entsprechende unter dem Dach. Mein Blick wandert nach unten, obwohl ich gar nicht hinsehen will. Die nackten Holzdielen und Fußleisten sind mit Flecken gesprenkelt, die noch dunkler sind als der dunkle Boden.

Ich taumele rückwärts, stoße gegen das Schott und betrete eine Kabine. Alles wirkt ein wenig unproportioniert. Die Matratze ist zu breit für das Bett, die Lampe zu groß für den Tisch. An den Wänden hängen zahlreiche Zettel und Ausrisse, aber es ist zu dunkel, um sie richtig zu erkennen. Ich schalte das Licht an und brauche einen Moment, um mich an die Helligkeit zu gewöhnen. Dann muss ich mich setzen. Zeitungsausschnitte, Fotos, Karten, Diagramme und Bilder. Ich sehe Bilder von Charlie auf dem Weg zur Schule, beim Fußball, im Schulchor, beim Einkauf mit ihrer Großmutter, auf einem Karussell und beim Entenfüttern. Andere Fotos zeigen Julianne in ihrem Yoga-Kurs, im Supermarkt, beim Streichen der Gartenmöbel, an der Haustür... Als ich genauer hinsehe, erkenne ich Quittungen, Kartenabrisse, Newsletter des Fußballvereins, Fotokopien von

Kontoauszügen und Telefonrechnungen, einen Stadtplan, einen Bibliotheksausweis, Mahnungen für die Schulgebühren, einen Strafzettel wegen Falschparkens, Zulassungspapiere für den Wagen...

Auf dem kleinen Nachttisch neben dem Bett stapeln sich Ringnotizbücher. Ich nehme das oberste und schlage es auf. Die Seiten sind mit einer ordentlichen und strengen Handschrift voll geschrieben. Am linken Rand sind Datum und Uhrzeit verzeichnet. Daneben die Details meiner Aktivitäten, Ortsangaben, Namen getroffener Personen, Dauer des Treffens, benutzte Verkehrsmittel und Wichtigkeit. Es ist ein Handbuch für mein Leben. Wie werde ich ich!

Ich höre über meinem Kopf ein Geräusch an Deck. Irgendetwas wird an Bord gezerrt und ausgeschüttet. Ich schalte das Licht aus, sitze im Dunkeln und versuche, ruhig zu atmen. Jemand schwingt sich durch die Luke in den Salon, bewegt sich eilig in der Kombüse und öffnet Schränke. Ich liege eingeklemmt zwischen Schott und dem Fußende des Bettes und spüre meinen pochenden Puls im Kieferknochen.

Der Motor wird angelassen. Kolben heben und senken sich, bevor sie in einen gleichmäßigen Rhythmus verfallen. Durch die Luken sehe ich Bobbys Beine und spüre, wie das Boot schwankt, als er sich an der Reling vorwärts bewegt und die Leinen löst.

Ich blicke in Kombüse und Wohnbereich. Wenn ich mich beeile, schaffe ich es vielleicht, an Land zu springen, bevor er ins Steuerhaus zurückkehrt. Ich versuche aufzustehen, stoße dabei einen rechteckigen Rahmen um, der an der Wand lehnt, kann ihn jedoch mit einer Hand auffangen. Für einen Moment erstarrt das Bild in dem Licht, das durch die Vorhänge fällt: eine Strandszene, Badehütten, Eisbuden, ein Riesenrad und am Horizont Charlies kräftiger grauer Wal.

Ich falle stöhnend nach hinten, und meine Beine verweigern den Dienst, als würden sie jemand anderem gehören.

Das schmale Boot schwankt erneut, und die Schritte kommen zurück. Er hat die Leinen gelöst. Ein Gang des Motors wird eingelegt, und wir verlassen den Ankerplatz. Wasser gleitet am Rumpf entlang. Ich ziehe mich hoch, schiebe die Vorhänge einen Spalt auf und spähe durch die Luke, sehe jedoch nur Baumkronen.

Dann höre ich ein neues Geräusch – ein Zischen wie von starkem Wind. Aller Sauerstoff verschwindet aus der Luft. Benzin fließt über den Boden und sickert in meine Hose. Lackiertes Holz fängt knackend Feuer. Dämpfe brennen in meinen Augen und in meinem Hals. Auf allen vieren krieche ich in Richtung des dichter werdenden Qualms.

Ich schlepppe mich durch die U-förmige Kombüse in den Wohnbereich. Der Motor ist ganz in der Nähe. Ich höre ihn auf der anderen Seite des Schotts stampfen. Ich schlage mit dem Kopf gegen eine Stufe und klettere nach oben. Die Luke ist von außen verriegelt. Ich ramme mit der Schulter dagegen, aber nichts bewegt sich. Durch die Tür spüre ich die Hitze. Ich muss einen anderen Ausweg finden.

Die Luft in meiner Lunge fühlt sich an wie geschmolzenes Glas. Ich sehe nichts, kann den Weg jedoch ertasten. Ich greife mit einer Hand einen Hammer, mit der anderen einen scharfen flachen Meißel, die auf der Werkbank im Wohnzimmer liegen, und ziehe mich dann auf dem langen Boot vor dem Flammenherd zurück, pralle gegen Wände und schlage mit dem Hammer gegen die Luken. Aber das Glas ist verstärkt.

An dem Schott befindet sich eine kleine Tür zu einem Laderaum. Ich zwänge mich hindurch und zappele wie ein gestrandeter Fisch, bis meine Beine mir folgen. Unter mir schlängeln sich Seile über ölige Planen. Ich muss mich im Bug des Schiffes befinden. Über meinem Kopf ertaste ich die Konturen einer Luke und suche nach einem Riegel. Dann setze ich den Meißel an einem Spalt an und schlage mit dem Hammer dagegen, aber der Winkel stimmt überhaupt nicht.

Das Boot hat inzwischen leichte Schlagseite. Wasser ist in das Heck gelaufen. Ich liege auf dem Rücken und stemme mich mit beiden Füßen gegen die Unterseite der Luke und trete schreiend und fluchend fest einmal, zweimal, dreimal dagegen. Schließlich gibt das Holz splitternd nach. Grelles Licht fällt durch die Luke. Als ich mich umdrehe, hat sich das Benzin in der Kabine entzündet und explodiert in einem orangefarbenen Feuerball, der auf mich zuschießt. Ich ziehe mich ans Licht und rolle zur Seite weg. Frische Luft umfängt mich für den Bruchteil einer Sekunde, bevor Wasser über meinem Körper zusammenschlägt. Innerlich schreiend sinke ich unerbittlich nach unten, bis meine Füße Halt in dem Schlamm finden. Ans Ertrinken denke ich nicht, ich will nur eine Weile hier unten bleiben, wo es kühl und dunkel und grün ist.

Als der Druck auf meiner Lunge unerträglich wird, strebe ich an die Oberfläche, wo ich mich auf den Rücken drehe und gierig nach Luft schnappe. Das Heck des Bootes ist unter Wasser gesunken. Die Farbeimer in der Werkstatt explodieren wie Granaten. Der Motor hat ausgesetzt, aber das Boot wendet sich weiter langsam von mir ab.

Mit schlammigen Schuhen wate ich ans Ufer und ziehe mich an einer Hand voll Halme hoch. Die ausgestreckte Hand ignoriere ich. Ich will mich nur hinlegen und ausruhen. Mein Körper zuckt. Meine Beine schlagen gegen die Ufermauer, und dann sitze ich auf dem verlassenen Treidelpfad. Vor den grauen Wolken zeichnen sich die Umrissse riesiger Kräne ab.

Ich erkenne Bobbys Schuhe. Er greift unter meine Arme, umfasst meine Brust und hebt mich hoch. Sein Kinn bohrt sich in meinen Hinterkopf, als er mich trägt. Ich kann das Benzin an seinen Kleidern riechen. Vielleicht sind es auch meine. Die Realität scheint weit weg.

Ein Schal wird um meinen Hals geschlungen und fest zugezogen. Ein Knoten drückt gegen meine Luftröhre. Das andere Ende ist irgendwo angebunden, sodass ich mich auf Zehenspitzen stellen muss. Meine Beine zappeln wie die einer Marionette, ich finde keinen Halt auf dem Boden und ringe weiter nach Luft. Ich schiebe meine Finger unter den Schal und versuche, ihn von meinem Hals wegzuhalten.

Wir befinden uns im Hof einer verlassenen Fabrik. An einer Wand stapeln sich Holzpaletten. Dachbleche sind im Sturm heruntergefallen. An den Mauern sickert Wasser herab, das einen Wandbehang aus schwarzem und grünem Schleim gewebt hat. Bobby rückt von mir ab. Sein Gesicht ist schweißnass.

»Ich weiß, warum du das tust«, sage ich.

Er antwortet nicht. Er legt seine Anzugjacke ab und krempelt die Hemdsärmel hoch, als hätte er etwas zu erledigen. Dann setzt er sich auf eine Kiste und zückt ein weißes Taschentuch, um seine Brille zu putzen. Seine Ruhe ist bemerkenswert.

»Für den Mord an mir wirst du nicht ungeschoren davonkommen. «

»Wie kommen Sie darauf, dass ich Sie umbringen will?« Er legt die Bügel seiner Brille über die Ohren und sieht mich an. »Sie werden gesucht. Wahrscheinlich kriege ich eine Belohnung. « Seine Stimme verrät ihn. Er ist unsicher. Aus der Ferne höre ich ein Martinshorn. Die Feuerwehr ist unterwegs.

Bobby hat garantiert die Morgenzeitungen gelesen. Er weiß, warum ich gestanden habe. Die Polizei muss jeden Fall wieder öffnen und die Einzelheiten überprüfen. Sie werden Uhrzeiten, Daten und Orte miteinander vergleichen und meinen Namen in die Gleichung einbringen. Und was werden sie herausfinden? Dass ich sie nicht alle getötet haben kann. Dann werden sie sich fragen, warum ich gestanden habe. Und vielleicht – nur vielleicht – taucht dann Bobbys Name in derselben Gleichung auf. Wie viele Alibis kann er in petto haben? Wie gut hat er seine Spuren verwischt?

Ich muss ihn weiter unvorbereitet erwischen. »Ich habe gestern deine Mutter besucht. Sie hat nach dir gefragt.«

Bobby erstarrt kurz, und sein Atem geht schneller.

»Ich glaube nicht, dass ich Bridget schon mal getroffen habe, aber sie muss früher sehr schön gewesen sein. Alkohol und Zigaretten sind ungnädig zur Haut. Ich glaube, deinen Vater habe ich auch nie getroffen, aber ich hätte ihn wahrscheinlich gemocht.«

»Sie wissen nichts über ihn.« Er spuckt die Worte förmlich aus.

»Das stimmt nicht. Ich glaube, ich habe etwas mit Lenny gemeinsam ... und mit dir. Ich muss die Dinge auseinander nehmen – um zu verstehen, wie sie funktionieren. Deshalb habe ich auch dich gesucht. Ich dachte, du könntest mir vielleicht helfen, etwas zu verstehen.«

Er antwortet nicht.

»Ich kenne mittlerweile fast die ganze Geschichte – ich weiß Bescheid über Erskine und Lucas Dutton, über Richter McBride und Mel Cossimo. Was ich allerdings nicht begreifen kann, ist, warum du alle bestraft hast bis auf den einen Menschen, den du am meisten hasst.«

Bobby ist aufgesprungen und bläst sich auf wie einer dieser Fische mit giftigen Stacheln. Er hält sein Gesicht ganz dicht vor meins, und ich sehe eine Vene, einen blassblauen pulsierenden Knoten über seinem linken Augenlid.

»Du bringst es nicht mal über dich, ihren Namen auszusprechen, oder? Sie sagt, du sähest aus wie dein Vater, aber das stimmt nicht ganz. Jedes Mal wenn du in den Spiegel blickst, musst du die Augen deiner Mutter sehen...«

Er hat ein Messer in der Hand und hält die Spitze der Klinge an meine Unterlippe. Wenn ich den Mund öffne, werde ich mich blutig stechen, aber ich kann jetzt nicht aufhören.

»Ich werde dir erzählen, was ich bisher herausgefunden habe. Ich sehe einen kleinen Jungen, der sich von den Träumen seines Vaters nährt, aber von der Gewalt seiner Mutter verdorben wird...« Die Klinge ist so scharf, dass ich nichts spüre. Blut sickert über mein Kinn und tropft auf meine immer noch an meinen Hals gepressten Finger. »... er gibt sich selber die Schuld. Das tun die meisten Opfer von Misshandlungen. Er hält sich für einen Feigling – immer auf der Flucht, stolpernd, Entschuldigungen murmelnd; nie gut genug, immer zu spät, eine einzige Enttäuschung. Er denkt, dass er seinen Vater hätte retten können, aber er hat erst begriffen, was vor sich ging, als es bereits zu spät war.«

»Halten Sie Ihre beschissene Klappe! Sie waren einer von ihnen. Sie haben ihn getötet! Sie mit Ihrer Scheißgehirnwäsche! «

»Ich kannte ihn gar nicht.«

»Ja, das stimmt. Sie haben einen Mann verurteilt, den Sie gar nicht kannten. Wie willkürlich ist das? Ich treffe zumindest eine Wahl. Sie haben keine Ahnung. Sie haben kein Herz.«

Bobbys Gesicht ist nach wie vor nur Zentimeter von meinem entfernt. Ich sehe die Verletzung in seinem Blick und den Hass auf seinen gekräuselten Lippen.

»Dieser Junge, der ohnehin schon zu schnell wächst und linkisch und unkoordiniert ist, gibt sich also selber die Schuld. Er ist zart besaitet und schüchtern, wütend und verbittert, und er kann diese Gefühle nicht entwirren. Er kann nicht vergeben. Er hasst die Welt genauso, wie er sich selbst hasst. Er ritzt sich die Arme auf, um das Gift loszuwerden. Er klammert sich an die Erinnerung an seinen Vater und daran, wie es früher war. Nicht perfekt, aber okay. Sie waren zusammen.

Was macht er also? Er zieht sich von seiner Umgebung zurück und isoliert sich. Er macht sich kleiner, hofft, dass man ihn vergisst, und lebt in seinem eigenen Kopf. Erzähl mir von deiner Fantasiewelt, Bobby. Es muss schön gewesen sein, irgendwohin gehen zu können.«

»Sie würden nur versuchen, sie kaputtzumachen.« Sein Gesicht ist gerötet. Er will nicht mit mir reden, ist jedoch gleichzeitig stolz auf seine Leistung. Das ist etwas, was er gemacht hat. Und auf einer Ebene will er mich in seine Welt ziehen – damit ich sein Hochgefühl teile.

Die Klinge drückt immer noch gegen meine Lippe. Er zieht sie weg und schwenkt die Waffe vor meinen Augen. Es soll beiläufig aussehen, doch er fühlt sich mit dem Messer sichtlich nicht

wohl.

»Wie fühlt es sich an, allmächtig zu sein, Bobby? Richter, Geschworene und Henker in einem zu sein und all jene zu bestrafen, die die Strafe verdient haben? Du musst das alles jahrelang vorbereitet haben. Aber für wen genau hast du es getan?«

Bobby bückt sich und hebt ein Brett auf. Er murmelt, dass ich das Maul halten soll.

»Oh, richtig, für deinen Vater. Für einen Mann, an den du dich kaum erinnern kannst. Ich wette, du kennst nicht mal sein Lieblingslied oder weißt, welche Filme er mochte und wen er verehrt hat. Was hatte er in der Hosentasche? War er Rechtshänder oder Linkshänder? Zu welcher Seite hat er seinen Scheitel gekämmt?«

»Ich habe gesagt, Sie sollen DIE Klappe HALTEN!«

Er holt mit dem Brett weit aus und schlägt damit gegen meine Brust. Luft dringt stoßweise aus meiner Lunge, und mein Körper dreht sich und zieht damit den Schal fester um meinen Hals wie einen Druckverband. Ich strampele mit den Beinen, um mich zurückzudrehen. Mein Mund flattert wie die Kiemen eines gestrandeten Fisches.

Bobby wirft das Brett weg und sieht mich an, als wollte er sagen: »Ich habe Sie gewarnt.« Meine Rippen fühlen sich gebrochen an, aber meine Lunge arbeitet wieder. »Nur noch eine Frage, Bobby. Warum bist du so ein Feigling? Ich meine, es ist doch ziemlich offensichtlich, wer all den Hass verdient hat. Schau dir an, was sie getan hat. Sie hat deinen Dad gedemütigt und gequält. Sie hat mit anderen Männern geschlafen und ihn selbst vor seinen Freunden zu einer bemitleidenswerten Figur gemacht. Und dann hat sie ihn auch noch beschuldigt, seinen eigenen Sohn missbraucht zu haben – «

Bobby hat sich abgewandt, aber selbst die Stille spricht zu ihm.

»Sie hat die Briefe zerrissen, die er dir geschrieben hat. Ich wette, dass sie sogar die Fotos gefunden und zerstört hat, die du aufbewahrt hattest. Sie hat es gehasst, seinen Namen zu hören – «

Bobby wird immer kleiner, als würde er innerlich zusammenbrechen. Seine Wut ist in Trauer umgeschlagen.

»Lass mich raten, was passiert ist. Sie sollte die Erste sein. Du hast sie gesucht und problemlos gefunden. Bridget war nie der schüchterne zurückgezogene Typ. Ihre Stöckelschuhe haben breite Abdrücke hinterlassen.

Du hast sie beobachtet und gewartet. Du hattest alles geplant... bis ins kleinste Detail. Und jetzt war der Augenblick da. Die Frau, die dein Leben zerstört hatte, stand nur wenige Meter entfernt, nahe genug, als dass du deine Finger um ihren Hals hättest legen können. Sie war direkt vor dir, direkt vor dir, aber du hast gezögert. Du konntest es nicht. Du warst doppelt so groß wie sie. Sie hatte keine Waffe, du hättest sie mit Leichtigkeit vernichten können.«

Ich mache eine Pause, damit seine Erinnerungen ihre Wirkung tun können. »Nichts ist geschehen. Du konntest es nicht. Und weißt du, warum? Du hattest Angst. Als du sie gesehen hast, bist du wieder der kleine stotternde Junge mit der zitternden Unterlippe geworden. Sie hat dir damals furchtbare Angst gemacht, und das tut sie heute immer noch.«

Bobbys Gesicht ist verkniffen vor Selbsthass. Gleichzeitig will er mich vom Antlitz der Erde tilgen.

»Irgendjemand musste bestraft werden. Also hast du in deiner Fürsorgeakte die Liste von Namen gefunden. Und du hast dich darangemacht, alle Verantwortlichen zu bestrafen, indem du ihnen genommen hast, was sie am meisten liebten. Aber die Angst vor deiner Mutter bist du nie losgeworden. Einmal ein Feigling, immer ein Feigling. Was hast du gedacht, als du erfahren hast, dass sie stirbt? Hat der Krebs dir die Arbeit ab- oder weggenommen?«

»Weggenommen.«

»Sie stirbt einen grausamen Tod. Ich habe sie gesehen.«

»Das reicht nicht«, bricht es aus ihm hervor. »Sie ist ein MONSTER!« Er tritt gegen eine Metalltonne, die klappernd über den Hof rollt. »Sie hat mein Leben zerstört. Sie hat mich zu dem *gemacht*.«

Speichel hängt an seinen Lippen. Er sieht mich an und will eine Bestätigung von mir hören. Er will, dass ich sage: »Du armes Schwein. Es *ist* alles ihre Schuld. Kein Wunder, dass du dich so fühlst.« Aber das kann ich ihm nicht geben. Wenn ich seinen Hass sanktioniere, gibt es keinen Weg mehr zurück.

»Ich werde dir keine verlogenen Entschuldigungen liefern, Bobby. Dir sind schreckliche Dinge widerfahren. Ich wünschte, das alles hätte anders sein können. Aber sieh dich in der Welt um – in Afrika verhungern Kinder, Flugzeuge werden in Gebäude geflogen, Bomben auf Zivilisten geworfen; Menschen sterben an Krankheit; Gefangene werden gefoltert, Frauen vergewaltigt ... Einige dieser Dinge können wir ändern, andere nicht. Manchmal müssen wir das Geschehene einfach akzeptieren und unser Leben weiterleben.«

Er lacht bitter. »Wie können Sie das sagen?«

»Weil es wahr ist. Und das weißt du auch.«

»Ich sage Ihnen, was wahr ist.« Er starrt mich, ohne zu blinzeln, an. Seine Stimme ist ein leises Grollen. »An der Küstenstraße durch Great Cosby etwa acht Meilen nördlich von Liverpool gibt es einen Rastplatz, den man von der Straße nicht einsehen kann. Wenn man ihn nach zehn Uhr abends ansteuert, sieht man dort manchmal ein anderes Fahrzeug parken. Man betätigt den rechten oder linken Blinker – je nachdem, was man will – und wartet, bis der Wagen vor einem mit dem gleichen Blinker antwortet. Dann folgt man ihm.«

Seine Sätze kommen abgerissen. »Ich war sechs, als sie mich zum ersten Mal zu diesem Rastplatz mitgenommen hat. Beim ersten Mal habe ich nur zugesehen. Es war irgendwo in einer Scheune. Sie lag auf dem Tisch wie ein Selbstbedienungsbuffet. Nackt. Dutzende von Händen waren auf ihrem Körper. Jeder konnte tun, was er wollte. Sie hatte genug für alle. Schmerzen. Lust. Für sie war es dasselbe. Und jedes Mal wenn sie die Augen aufschlug, sah sie mich direkt an. ›Sei nicht egoistisch, Bobby‹, sagte sie. ›Lerne zu teilen.‹«

Er starrt stur geradeaus, wiegt den Oberkörper leicht vor und zurück und stellt sich die Szene vor. »Privat- und Swinger-Clubs waren zu bürgerlich für meine Mutter. Sie hatte ihre Orgien lieber anonym und ohne Raffinesse. Irgendwann habe ich aufgehört mitzuzählen, wie viele Menschen ihren Körper geteilt haben. Männer und Frauen. So habe ich gelernt zu teilen. Erst haben sie von mir genommen, aber später habe ich von ihnen genommen. Schmerzen und Lust – die Erbschaft meiner Mutter.«

Tränen stehen in seinen Augen. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Meine Zunge ist rau und angeschwollen. Meine Sicht ist eingeschränkt, weil mein Gehirn nicht genug Sauerstoff bekommt.

Ich möchte etwas sagen. Ich möchte ihm sagen, dass er nicht allein ist. Dass viele Menschen über den gleichen Träumen brüten, in die gleiche Leere schreien, an den gleichen offenen Fenstern vorbeikommen und sich fragen, ob sie springen sollen. Ich weiß, dass er verloren ist. Er ist beschädigt. Aber er hat immer noch Alternativen. Nicht jedes missbrauchte Kind wird so.

»Lass mich runter, Bobby. Ich kann nicht richtig atmen.«

Ich sehe den Nacken seines quadratischen Halses und das schlecht geschnittene Haar. Er dreht sich in Zeitlupe um, ohne mir ins Gesicht zu blicken. Die Klinge saust über meinen Kopf hinweg, und ich stürze, noch immer das Ende des Schals gepackt, nach vorn. Meine Beinmuskeln zucken. Ich schmecke Betonstaub und Blut. An der Wand lehnen weitere Bretter, an einer anderen Industriebecken. In welche Richtung liegt der Kanal? Ich muss hier raus.

Ich rappele mich auf die Knie und krabbele los. Bobby ist verschwunden. Metallsplitter graben sich in meine Hände. Zerbrochene Betonteile und verrostete Tonnen bilden einen wahren

Hinderniskurs. Vom Eingang aus sehe ich am Kanal einen Feuerwehrwagen und das flackernde Blaulicht eines Polizeiautos. Ich versuche zu schreien, aber kein Laut dringt aus meiner Kehle. Irgendetwas stimmt nicht. Ich komme nicht mehr voran. Ich drehe mich um und sehe Bobby auf meinem Mantel stehen.

»Ihre beschissene Arroganz haut mich wirklich um«, sagt er, packt meinen Kragen und zieht mich auf die Füße. »Glauben Sie, dass ich auf Ihre Haferflocken-Psychologie hereinfalle? Ich habe mehr Therapeuten, Psychologen und Psychiater gesehen, als Sie in Ihrem Leben beschissene Geburtstagsgeschenke bekommen haben. Ich war bei Freudianern, Jungianern, Adlerianern, Rogerianern – was Sie wollen – und ich würde keinem den Dampf meiner Pisse an einem kalten Tag gönnen.« Wieder hält er sein Gesicht ganz nah an meins. »Sie kennen mich nicht. Sie glauben, Sie wären in meinem Kopf. Scheiße! Sie liegen nicht mal knapp daneben!« Er setzt die Klinge unter meinem Ohr an. Wir atmen dieselbe Luft.

Eine kurze Drehung des Handgelenks, und meine Kehle wird sich öffnen wie eine fallen gelassene Melone. Und genau das wird er tun. Ich spüre das Metall an meinem Hals. Er wird es jetzt beenden.

In diesem Moment stelle ich mir vor, wie Julianne mich mit schlafzerzaistem Haar von ihrem Kopfkissen aus ansieht. Und ich sehe Charlie in ihrem Schlafanzug, die nach Shampoo und Zahnpasta riecht. Ich frage mich, ob es möglich ist, die Sommersprossen auf ihrer Nase zu zählen. Wäre es nicht schrecklich zu sterben, ohne es versucht zu haben?

Bobbys Atem in meinem Nacken ist warm – die Klinge ist kalt. Er fährt sich mit der Zunge über die Lippen. Er zögert einen Moment – ich weiß nicht, warum.

»Ich nehme an, wir haben uns beide gegenseitig unterschätzt«, sage ich und taste mit der Hand vorsichtig nach meiner Manteltasche. »Ich wusste, dass du mich nicht davonkommen lassen würdest. Deine Rache ist nicht verhandelbar. Dafür hast du zu viel investiert. Es ist der Grund, warum du morgens aufstehst. Deswegen musste ich von dieser Mauer runter.«

Er schwankt und überlegt, was er übersehen haben könnte. Meine Finger schließen sich um den Griff des Meißels.

»Ich habe eine Krankheit, Bobby. Manchmal habe ich Probleme zu gehen. Meine rechte Hand ist okay, aber siehst du, wie mein linker Arm zittert.« Ich halte ihn hoch, wobei er sich anfühlt, als gehörte er nicht zu meinem Körper. Er zieht seinen Blick an wie ein Muttermal oder eine entstellende Verbrennung im Gesicht eines Fremden.

Mit der rechten Hand stoße ich den Meißel durch meinen Mantel in Bobbys Unterleib. Er trifft auf seinen Beckenknochen, rutscht ab und punktiert den Querdickdarm. Drei Jahre Medizinstudium sind nie verschwendet.

Er klammert sich weiter an meinen Kragen und sinkt auf die Knie. Ich drehe mich um und schlage ihn, so fest ich kann, mit der Faust ins Gesicht. Er reißt den Arm hoch, doch ich treffe ihn trotzdem seitlich am Kopf, sodass er nach hinten geschleudert wird. Alles passiert wie in Zeitlupe. Bobby versucht aufzustehen, doch ich mache einen Schritt nach vorn und versetze ihm einen unbeholfenen, aber wirksamen Tritt unters Kinn, der seinen Kopf zurückschnellen lässt.

Einen Moment lang starre ich auf seinen zusammengesunkenen Körper, dann husche ich wie eine Krähe über den Hof. Wenn ich meine Beine erst mal dazu gebracht habe, sich zu bewegen, funktionieren sie noch ganz ordentlich. Es sieht vielleicht nicht besonders elegant aus, aber ich war nie Roger Bannister.

Ein Hundeführer lässt seinen Hund am Kanalufer nach einer Spur schnüffeln. Er sieht mich kommen und macht einen Schritt zurück. Ich renne weiter. Sie brauchen zwei Mann, um mich festzuhalten. Und selbst dann will ich immer noch weiterlaufen.

Ruiz hat meine Schultern gepackt. »Wo ist er?«, brüllt er. »Wo ist Bobby?«

Tante Gracie hat den besten Tee mit Milch gemacht. Sie gab immer einen extra Löffel Teeblätter in die Kanne und einen weiteren Schuss Milch in meine Tasse. Ich weiß nicht, wo Ruiz ein vergleichbares Gebräu aufgetrieben hat, aber es hilft, den Geschmack von Blut und Benzin aus meinem Mund zu spülen.

Ich sitze auf dem Vordersitz des Streifenwagens und umklammere den Becher mit beiden Händen in dem vergeblichen Versuch, das Zittern zu stoppen.

»Das sollten Sie wirklich behandeln lassen«, sagt Ruiz. Meine Unterlippe blutet immer noch. Ich taste behutsam mit der Zungenspitze über den Schnitt.

Ruiz reißt die Zellophanverpackung einer Schachtel Zigaretten ab und bietet mir eine an.

Ich schüttle den Kopf. »Ich dachte, Sie hätten aufgehört.«

»Das ist Ihre Schuld. Wir haben diesen verdammten gestohlenen Mietwagen über fast fünfzig Meilen gejagt und schließlich zwei vierzehnjährige und einen elfjährigen Jugendlichen darin gefunden. Außerdem haben wir Bahnhöfe, Flughäfen, Busbahnhöfe beschattet lassen... Jeder Polizeibeamte im gesamten Nordwesten Englands hat nach Ihnen gefahndet.«

»Warten Sie, bis Sie meine Rechnung kriegen.«

Er betrachtet seine Zigarette mit einer Mischung aus Zuneigung und Abscheu. »Ihr Geständnis war ein gelungener Schachzug. Sehr kreativ. Die Hyänen von der Presse haben so ziemlich überall außer an meinem Arsch herumgeschnüffelt – haben Fragen gestellt, mit Verwandten gesprochen, den Schlamm aufgewühlt. Sie haben mir keine Wahl gelassen.«

»Sie haben die Fürsorgeakte gefunden?«

»Ja.«

»Was ist mit den anderen Namen auf der Liste?«

»Das ermitteln wir noch.«

Er lehnt an der offenen Tür und betrachtet mich nachdenklich. Das Licht der Sonne, das sich in dem Kanal widerspiegelt, fällt blitzend auf seine Krawattennadel. Seine distanzierten blauen Augen bleiben an einem Krankenwagen hängen, der ein paar hundert Meter entfernt vor einer Fabrikmauer steht.

Die Schmerzen in Brust und Hals machen mich leicht benommen, und als ich mir eine grobe graue Decke über die Schultern lege, verziehe ich das Gesicht. Ruiz berichtet mir, wie er die ganze Nacht über Einzelheiten aus der Fürsorgeakte überprüft hat. Er hat die Namen in den Computer gegeben und die ungeklärten Todesfälle ausgegraben.

Bobby hatte bis einige Wochen vor Rupert Erskines Tod als städtischer Gartenpfleger in Hatchmere gearbeitet. Er und Catherine McBride hatten Mitte der 90er Jahre gemeinsam an Therapie-Sitzungen einer Gruppe für Selbstverletzer in einer ambulanten Klinik in West Kirkby teilgenommen.

»Was ist mit Sonia Dutton?«, frage ich.

»Nichts. Die Beschreibung des Dealers, der die Droge verkauft hat, passt nicht auf ihn.«

»Er hat in ihrem Schwimmverein gearbeitet.«

»Ich werde das nachprüfen.«

»Wie hat er Catherine dazu gebracht, nach London zu kommen? «

»Sie ist zu einem Bewerbungsgespräch angereist. Sie haben ihr einen Brief geschrieben.«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Bobby hat ihn für Sie geschrieben. Er hat Briefpapier aus Ihrem Büro gestohlen.«

»Wie? Wann?«

Ruiz erkennt, dass ich Probleme habe, ihm zu folgen. »Sie haben mal den Namen Nevaspring erwähnt, der auf Bobbys Hemd gestickt war. Es ist eine französische Firma, die Wasserspender

für Büros liefert. Wir überprüfen gerade die Aufnahmen der Überwachungskamera des Ärztezentrums.«

»Er hat Wasserspender angeliefert – «

»Und ist damit direkt an den Sicherheitsleuten vorbeispaziert. «

»Das erklärt auch, wie er ins Gebäude gekommen ist, wenn er sich mal wieder für einen seiner Termine verspätet hatte.«

Über den zusammengebrochenen Zaun hinweg kann ich auf der anderen Seite des Brachgeländes Bobby erkennen, der auf einer Trage liegt, während ein Notarzt eine Infusionsflasche über ihn hält.

»Wird er durchkommen?«, frage ich.

»Sie haben dem Steuerzahler nicht die Kosten eines Prozesses erspart, wenn es das ist, was Sie wissen wollen.«

»Nein.«

»Er tut Ihnen doch nicht etwa Leid, oder?«

Ich schüttle den Kopf. Vielleicht werde ich eines Tages an Bobby zurückdenken und ein beschädigtes Kind sehen, das zu einem gestörten Erwachsenen herangewachsen ist. Aber im Moment bin ich nach dem, was er Elisa und den anderen angetan hat, froh, dass ich das Schwein halb umgebracht habe.

Ruiz beobachtet, wie zwei Detectives hinten in den Krankenwagen einsteigen und sich links und rechts neben Bobby setzen. »Sie haben mir erklärt, dass Catherines Mörder älter ... erfahrener sein würde.«

»Das habe ich auch geglaubt.«

»Und Sie haben gesagt, dass er sexuelle Motive hätte.«

»Ich habe gesagt, dass Schmerzen ihn erregen, aber das Motiv war nicht klar. Rache war eine Möglichkeit. Es ist seltsam, aber selbst als ich mir sicher war, dass Bobby der Täter war, konnte ich mir nicht vorstellen, wie er Catherine dazu zwingt, sich zu schneiden. Es war eine zu raffinierte Spielart des Sadismus. Andererseits ist er in all die verschiedenen Leben eingedrungen – und in mein Leben. Er war wie ein Teil der Kulisse, den niemand bemerkt, weil wir uns auf den Vordergrund konzentriert haben.«

»Sie haben ihn vor allen anderen erkannt.«

»Ich bin im Dunkeln über ihn gestolpert.«

Der Krankenwagen fährt weg. Aus dem Schilf steigen Wasservögel auf und wenden am blassen Himmel. Skelettartige Bäume recken die Äste nach oben, als wollten sie die Vögel aus der Luft pflücken.

Ruiz fährt mich ins Krankenhaus. Er will an Ort und Stelle sein, wenn Bobby aus dem OP kommt. Wir folgen dem Krankenwagen über den St. Pancras Way und fahren an der Rampe der Notaufnahme vor. Nachdem mein Adrenalinpegel gegen null gefallen ist, versagen meine Beine komplett den Dienst. Mühsam hieve ich mich aus dem Wagen. Ruiz organisiert einen Rollstuhl und schiebt mich in ein typisch weiß gekacheltes Krankenhauswartezimmer.

Wie üblich erwischt der Detective Inspector alle auf dem falschen Fuß, indem er die Schwester an der Anmeldung »Schätzchen« nennt und ihr erklärt, sie solle ihre »Prioritäten auf die Reihe kriegen«. Sie lässt ihre Verärgerung an mir aus, indem sie ihre Finger mit unnötigem Eifer zwischen meine Rippen stößt. Ich habe das Gefühl, dass ich ohnmächtig werde.

Die junge Ärztin, die meine Lippe näht, hat gefärbte Haare und eine altmodische Stufenfrisur und trägt eine Muschelkette um den Hals. Sie war irgendwo im Urlaub, wo es warm ist, die Haut auf ihrer Nase ist gerötet und pellt sich.

Ruiz ist nach oben gegangen, um sich nach Bobby zu erkundigen. Nicht einmal ein bewaffneter Polizist vor dem OP-Saal, und eine Vollnarkose reichen Ruiz aus, um sich zu entspannen.

Vielleicht versucht er, etwas wieder gutzumachen, weil er mir nicht geglaubt hat, aber ich bezweifle es.

Ich liege auf dem Behandlungstisch und versuche den Kopf so still wie möglich zu halten, während ich spüre, wie die Nadel in meine Lippe sticht und der Faden an meiner Haut zerrt. Die Ärztin schneidet das Ende ab und tritt einen Schritt zurück, um ihre Handarbeit zu bewundern.

»Und meine Mutter hat immer gesagt, ich würde nie nähen lernen.«

»Wie sieht es aus?«

»Sie hätten auf den plastischen Chirurgen warten sollen, aber ich habe auch ganz gute Arbeit geleistet. Sie werden eine kleine Narbe zurückbehalten, genau hier.« Sie zeigt auf die Mulde unter ihrer Unterlippe. »Passt wahrscheinlich ganz gut zu Ihrem Ohr.« Sie wirft ihre OP-Handschuhe in einen Müllbeimer. »Sie müssen sich trotzdem röntgen lassen. Ich schicke Sie nach oben. Soll Sie jemand schieben oder können Sie laufen?«

»Ich werde laufen.«

Sie zeigt zum Fahrstuhl und sagt, ich solle im vierten Stock der grünen Linie in die Radiologie folgen. Eine halbe Stunde später findet mich Ruiz dort im Wartezimmer. Ich warte darauf, dass der Radiologe bestätigt, was ich schon selbst auf den Röntgenbildern gesehen habe: zwei gebrochene Rippen, aber keine inneren Blutungen.

»Wann können Sie eine Aussage machen?«

»Sobald die mich hier zusammengeflickt haben.«

»Das kann bis morgen warten. Kommen Sie, ich fahre Sie nach Hause.«

Tiefe Niedergeschlagenheit breitet sich über den Schmerz. Wo ist zu Hause? Ich habe noch gar keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wo ich heute Abend übernachten werde und morgen Abend. Ruiz spürt meine Verlegenheit und murmelt: »Warum gehen Sie nicht und hören ihr zu? Darin sollen Sie doch ganz gut sein.« Im selben Atemzug fügt er hinzu: »In meiner beschissenen Bude ist jedenfalls kein Platz!«

Unten fährt er fort, die Leute herumzukommandieren, bis meine Brust verbunden ist und mein Magen vor lauter Schmerztabletten und entzündungshemmenden Mitteln klappert. Ich schwebte Ruiz durch den Flur hinterher zu seinem Wagen.

»Eins verstehe ich nicht«, sage ich, als wir nach Norden Richtung Camden fahren. »Bobby hätte mich umbringen können. Er hatte die Klinge an meiner Kehle, aber er hat gezögert. Als ob er diese Grenze nicht überschreiten konnte.«

»Sie haben gesagt, dass er auch seine Mutter nicht töten konnte.«

»Das ist etwas anderes. Vor ihr hatte er Angst. Bei anderen hatte er keine Probleme.«

»Nun, wegen Bridget muss er sich keine Sorgen mehr machen. Sie ist heute Morgen um acht Uhr gestorben.«

»Das wär's dann also. Er hat niemanden mehr übrig.«

»Nicht ganz. Wir haben seinen Halbbruder gefunden. Ich habe eine Nachricht für ihn hinterlassen, dass Bobby im Krankenhaus liegt.«

Unbehagen breitet sich in mir aus und steigt an wie eine auflaufende Flut. »Wo haben Sie ihn gefunden?«

»Er arbeitet als Klempner im Norden von London. Dafydd John Morgan.«

Ruiz brüllt in sein Funkgerät. Er will, dass sofort mehrere Wagen zu meinem Haus geschickt werden. Ich brülle auch – weil ich versuche, Julianne auf dem Handy zu erreichen, und ständig besetzt ist. Wir sind nur fünf Minuten entfernt, aber der Verkehr ist mörderisch. An einer fünfspurigen Kreuzung hat ein Laster eine rote Ampel überfahren und blockiert jetzt die Camden Road.

Ruiz ist auf den Bürgersteig ausgewichen und scheucht die Fußgänger aus dem Weg. Er beugt

sich aus dem Fenster und ruft: »Vollidiot! Schwachkopf! Los, los! Beweg dich, verdammt noch mal!«

Das Ganze dauert viel zu lange. Er war in meinem Haus – in meinen Wänden. Ich sehe ihn förmlich in meinem Keller stehen und über mich lachen. Und ich erinnere mich an seinen Blick, als er zugesehen hat, wie die Polizei meinen Garten umgegraben hat, seine träge Unverschämtheit und das angedeutete Lächeln.

Jetzt ergibt alles einen Sinn. Der weiße Transporter, der mir in Liverpool gefolgt ist, gehörte einem Klempner. Die Magnettafeln an den Seiten waren abgenommen worden, um ihn zu anonymisieren. Die Fingerabdrücke in dem gestohlenen Jeep stammten nicht von Bobby. Und auch die Beschreibung des Dealers, der Sonia Dutton das verunreinigte Ecstasy gegeben hatte, passte auf D. J., Dafydd – ein und derselbe.

Auf dem schmalen Boot hatte Bobby auf das Deck geklopft, bevor er die Luke geöffnet hatte. Es war nicht sein Boot. Es war die Werkstatt eines Klempners. Es waren D. J.s Notizbücher und Unterlagen. Bobby hatte das Boot in Brand gesetzt, um die Beweise zu zerstören.

Ich kann hier nicht länger rumsitzen und warten. Das Haus ist keine Viertelmeile mehr entfernt. Ruiz befiehlt mir zu warten, aber ich bin schon unterwegs, renne zwischen Fußgängern, Joggern und Müttern mit Kleinkindern hindurch. Der Verkehr staut sich in beiden Richtungen, so weit das Auge reicht. Ich drücke die Wahlwiederholung meines Handys. Es ist immer noch besetzt.

Es mussten zwei Personen gewesen sein. Wie hätte ein Mensch all das tun können? Bobby war zu leicht zu erkennen, er stach in der Menge heraus. D. J. hatte die Intensität und Macht, Menschen zu kontrollieren. Er wandte den Blick nicht ab.

Im Augenblick der Wahrheit konnte Bobby mich nicht töten. Er konnte den Sprung nicht machen, weil er es nie zuvor getan hatte. Bobby konnte die Planung leisten, aber D. J. war der Fußsoldat. Er war älter, geübter, skrupelloser.

Ich übergebe mich in einen Müllheimer und renne dann weiter, vorbei an dem Kiosk, dem Wettbüro, einer Pizzeria, einem Discounter, einem Pfandleihhaus, der Bäckerei und dem Rag and Firkin Pub. Nichts geht schnell genug, meine Beine werden langsam.

Ich biege um die letzte Ecke und sehe mein Haus vor mir. Davor stehen keine Polizeiwagen, sondern nur ein weißer Transporter mit offener Schiebetür. Leinensäcke auf der Ladefläche ...

Ich taumele durch das Tor vor dem Haus und stolpere die Treppe hinauf. Der Hörer des Telefons ist ausgehängt.

Ich will Charlies Namen schreien, bringe jedoch nur ein leises Stöhnen heraus. Sie sitzt in Jeans und Sweatshirt im Wohnzimmer. An ihrer Stirn klebt eine gelbe Haftnotiz. Sie stürzt auf mich zu wie ein neu geborenes Hündchen und drückt ihre Stirn an meine Brust. Mir wird vor Schmerz fast schwarz vor Augen.

»Wir spielen ›Wer bin ich?«, erklärt sie. »D.J. musste raten, dass er Homer Simpson war. Was hat er für mich ausgesucht?«

Sie sieht mich an. Die Haftnotiz wellt sich an den Rändern, aber ich erkenne die kleine, ordentliche Handschrift.

DU BIST TOT.

»Wo ist Mum?«, stoße ich hervor, als ich genug Luft zum Sprechen gesammelt habe.

Mein dringlicher Ton erschreckt sie. Sie macht einen Schritt zurück, sieht die Blutflecken auf meinem Hemd und den Schweißfilm in meinem Gesicht. Meine Unterlippe ist geschwollen, die Naht ist blutverkrustet.

»Sie ist unten im Keller. D. J. hat gesagt, ich soll hier warten.«

»Wo ist er?«

»Er kommt gleich zurück, aber das hat er schon vor Ewigkeiten gesagt.«

Ich schiebe sie Richtung Haustür. »Lauf, Charlie!«

»Warum?«

»LAUF! SOFORT! Lauf immer weiter!«

Die Kellertür ist geschlossen, und der Rahmen ist mit feuchten Papierhandtüchern gepolstert. Es steckt kein Schlüssel. Ich drehe den Knauf und ziehe die Tür vorsichtig auf.

Staubkörner treiben in der Luft – ein Zeichen für austretendes Gas. Ich kann nicht gleichzeitig schreien und die Luft anhalten. Auf halber Treppe bleibe ich stehen, um mich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Julianne liegt neben dem neuen Kessel zusammengesunken auf dem Boden. Sie liegt auf der Seite, den rechten Arm unter dem Kopf, den linken ausgestreckt, als wollte sie auf etwas zeigen. Ein Auge ist dunkel umrandet.

Ich kauere mich neben sie, schiebe meine Hände unter ihre Arme und zerre sie rückwärts. Die Schmerzen in meiner Brust sind unerträglich. Weiße Pünktchen tanzen vor meinen Augen wie wütende Insekten. Ich habe noch immer nicht geatmet, aber lange halte ich das nicht mehr durch. Ich schleife Julianne Stufe für Stufe hinter mir her und muss mich immer wieder erschöpft auf die Treppe sinken lassen. Eine Stufe, zwei Stufen, drei Stufen...

Hinter mir höre ich Charlie husten. Sie will mir helfen, packt meinen Kragen und zieht, wenn ich ziehe.

Vier Stufen, fünf Stufen...

Wir erreichen die Küche, und Juliannes Kopf schlägt auf den Boden, als ich sie ablege. Ich werde mich später entschuldigen. Ich hieve sie über meine Schulter, brülle vor Schmerz und torkele durch den Flur. Charlie geht vor mir.

Was ist der Auslöser? Ein Thermostat mit Zeitschaltuhr, die Zentralheizung, der Kühlschrank, der Bewegungsmelder?

»Lauf, Charlie! Lauf!«

Wann ist es draußen dunkel geworden? Polizeiwagen mit flackernden Lichtern blockieren die Straße. Diesmal bleibe ich nicht stehen. Ich schreie immer wieder nur ein Wort. Ich überquere die Straße, weiche den Wagen aus und erreiche die gegenüberliegende Seite, bevor meine Beine nachgeben und ich mit Julianne ins schlammige Gras falle. Ich knie neben ihr.

Sie hat die Augen geöffnet. Die Explosion beginnt als winziges Fünkchen in der Mitte ihrer dunkelbraunen Hornhaut. Der Knall und die Schockwellen erreichen uns den Bruchteil einer Sekunde später. Charlie wird nach hinten geschleudert. Ich versuche, alle beide abzuschirmen. Anders als im Kino gibt es keinen leuchtenden Feuerball, sondern nur eine Wolke aus Qualm und Staub. Trümmer regnen vom Himmel, und ich spüre, wie der warme Atem des Feuers den Schweiß in meinem Nacken trocknet.

Der verkohlte Transporter liegt umgestürzt auf der Straße. Teile der Bedachung und Regenrinnen hängen in den Bäumen. Schutt und geborstenes Holz bedeckt die Straße.

Charlie richtet sich auf und betrachtet die Verwüstung. Die Notiz klebt noch immer an ihrer Stirn, an den Rändern verkohlt, aber nach wie vor lesbar. Ich ziehe sie an meine Brust und halte sie fest. Gleichzeitig schließe ich meine Finger um das gelbe Papier und zerknülle es in meiner Faust.

EPILOG

In den Albträumen meiner jüngsten Vergangenheit bin ich immer noch auf der Flucht – vor denselben Monstern, bissigen Hunden und Neandertalern von Halbstürmern –, aber sie wirken jetzt viel realer. Jock meint, es wäre ein Nebeneffekt des Levodopa, meines neuen Medikaments. Die Dosis hat sich in den vergangenen zwei Monaten halbiert. Er sagt, ich hätte offensichtlich weniger Stress. Witzbold! Er ruft mich jeden Tag an und fragt mich, ob ich Lust auf ein Tennismatch habe. Ich lehne ab und er erzählt mir einen Witz. »Was ist der Unterschied zwischen einer Frau im neunten Monat und einem *Playboy-Bunny*?«

»Ich weiß es nicht.«

»Gar keiner, wenn der Ehemann weiß, was gut für ihn ist.«

Das ist noch einer seiner saubereren Witze, und ich wage es, ihn Julianne zu erzählen. Sie lacht, aber nicht so laut wie ich.

Während wir überlegen, ob wir das Haus wieder aufbauen oder ein neues kaufen wollen, wohnen wir in Jocks Wohnung. So versucht er, seine Fehler wieder gutzumachen, aber noch ist ihm nicht vollständig verziehen. Derweil ist er bei seiner neuen Freundin Kelly eingezogen, die hofft, dass sie die nächste Mrs. Jock Owens wird. Sie wird eine Harpune oder einen wasserdichten Ehevertrag brauchen, wenn sie ihn auch nur in die Nähe eines Altars kriegen will.

Julianne hat all seine Apparate und abgelaufenen Tiefkühlmenüs weggeworfen. Dann hat sie neue Bettwäsche und Handtücher gekauft.

Die morgendliche Übelkeit ist zum Glück vorbei, und ihr Körper wird jeden Tag größer (alles bis auf ihre Blase). Sie ist überzeugt, dass wir einen Jungen bekommen, weil nur ein Mann ihr so viel Kummer bereiten könnte. Wenn sie das sagt, sieht sie mich jedes Mal an. Dann lacht sie, aber nicht so laut wie ich.

Ich weiß, dass sie mich genau beobachtet. Wir beobachten uns gegenseitig. Vielleicht sucht sie nach Symptomen meiner Krankheit oder sie vertraut mir einfach nicht ganz. Gestern hatten wir einen Streit – unseren ersten, seitdem wir uns wieder zusammengerauft haben. Wir fahren für eine Woche nach Wales, und sie hat sich beschwert, dass ich mit dem Packen immer bis zum allerletzten Moment warte.

»Ich vergesse nie etwas.«

»Darum geht es nicht.«

»Worum geht es denn?«

»Du solltest es einfach früher machen. Das ist weniger Stress.«

»Für wen?«

»Für dich.«

»Aber ich habe gar keinen Stress.«

Nachdem ich fünf Monate lang auf Zehenspitzen um sie herumgeschlichen bin, dankbar für ihre Vergebung, habe ich beschlossen, eine Linie in den Sand zu ziehen. Ich habe sie gefragt:

»Warum verlieben sich Frauen in Männer und versuchen dann, sie zu ändern?«

»Weil Männer Hilfe brauchen«, antwortete sie, als wäre das allgemein bekannt.

»Aber wenn ich der Mann werde, den du aus mir machen willst, bin ich nicht mehr der Mann, der

ich bin.«

Sie hat die Augen verdreht und nichts gesagt, aber seither ist sie weniger empfindlich. Heute Morgen hat sie sich auf meinen Schoß gesetzt, ihre Arme um meinen Hals geschlungen und mich mit der Leidenschaft geküsst, die die Ehe angeblich tötet. Charlie hat sich die Augen zugehalten und »Igitt!« gesagt.

»Was ist denn los?«

»Ihr gebt euch Zungenküsse.«

»Was weißt du denn über Zungenküsse?«

»Das ist, wenn man sich gegenseitig voll sabbert.«

Ich habe Juliannes Bauch gestreichelt und geflüstert: »Ich will, dass unsere Kinder nie groß werden.«

Ich bin mit unserem Architekten an dem Loch in der Erde verabredet. Stehen geblieben ist nur eine ins Nichts führende Treppe. Der Druck der Explosion hat den Betonfußboden der Küche durch das Dach gehoben und den neuen Kessel in einen zwei Straßen entfernten Garten geschleudert. Die Druckwelle hat beinahe jedes Fenster in dem Block zerstört, und drei weitere Häuser mussten abgerissen werden.

Charlie sagt, sie hätte kurz vor der Explosion jemanden an einem Fenster im ersten Stock gesehen. Jeder, der sich dort aufgehalten hätte, wäre verdampft, meinen die Experten, was erklären würde, warum man nicht einmal einen Fingernagel, eine Faser oder einen einzelnen Zahn gefunden hat. Andererseits frage ich mich, warum D.J. hätte bleiben sollen, nachdem er das Gas aufgedreht und den Zeitzünder eingestellt hatte, der den Kessel zur Explosion gebracht hat. Er hatte reichlich Zeit, das Haus zu verlassen, es sei denn, er hatte einen in jeder Hinsicht »finalen« Akt geplant.

Charlie begreift nicht, dass er all das getan hat. Neulich hat sie mich gefragt, ob ich glaube, dass er im Himmel ist. Am liebsten hätte ich geantwortet: »Ich hoffe bloß, dass er tot ist.«

Seine Konten sind seit zwei Monaten nicht angerührt worden, und kein Mensch hat ihn gesehen. Es gibt keinerlei Belege, dass er das Land verlassen, sich um einen Job beworben, ein Zimmer gemietet, einen Wagen gekauft oder einen Scheck eingelöst hat.

Ruiz hat die Fakten seines frühen Lebens zusammengefügt. D.J. wurde in Blackpool geboren. Seine Mutter, eine Närerin, heiratete Lenny Ende der 60er Jahre. Sie kam bei einem Verkehrsunfall ums Leben, als D.J. sieben war. Er wuchs bei seinen Großeltern mütterlicherseits auf, bis Lenny wieder heiratete. Dann verfiel er Bridgets Bann.

Ich vermute, dass er genau die gleichen Erfahrungen gemacht hat wie Bobby, obwohl zwei Kinder nie gleich auf Missbrauch oder Sadismus reagieren. Lenny war die zentrale Figur im Leben beider Jungen, und sein Tod lag allem zugrunde.

D.J. beendete seine Lehre in Liverpool und wurde Klempnermeister. Er arbeitete für eine örtliche Firma, in der seine Kollegen sich eher respektvoll als freundlich an ihn erinnern. In einer Kneipe rammte er eines Abends eine zerbrochene Flasche in das Gesicht einer Frau, weil sie nicht über die Pointe seines Witzes gelacht hatte.

Ende der 80er Jahre verschwand er und tauchte in Thailand wieder auf, wo er eine Bar und ein Bordell betrieb. Zwei minderjährige Junkies, die versuchten, ein Kilo Heroin aus Bangkok zu schmuggeln, erklärten gegenüber der Polizei, dass sie den Lieferanten in D. J.s Bar getroffen hatten, doch D. J. hatte das Land bereits heimlich verlassen, bevor man ihn mit der Sache in Verbindung bringen konnte.

Er tauchte in Australien wieder auf, wo er auf diversen Baustellen entlang der Ostküste arbeitete. In Melbourne freundete er sich mit einem anglikanischen Pfarrer an und leitete ein Obdachlosenheim. Eine Zeit lang schien er auf den rechten Weg zurück gefunden zu haben.

Keine K.o.-Schläge, gebrochene Nasen oder Rippen mehr.

Aber der äußere Schein kann trügen. Die Polizei in Victoria ermittelt jetzt das Schicksal von sechs Personen, die in einem Zeitraum von vier Jahren in dem Heim verschwunden sind und deren Sozialhilfe bis vor achtzehn Monaten weiterbezogen wurde, als D. J. wieder in Großbritannien auftauchte.

Ich weiß nicht, wie er Bobby gefunden hat, aber allzu schwierig kann es nicht gewesen sein. Bei dem Altersunterschied zum Zeitpunkt von D.J.s Verschwinden müssen sie einander praktisch fremd gewesen sein, doch sie entdeckten ein gemeinsames Begehr.

Bobbys Rachefantasien waren genau das – Fantasien –, aber D.J. hatte die Erfahrung und Gefühllosigkeit, um sie wahr werden zu lassen. Einer war der Architekt, der andere der Baumeister. Bobby hatte die kreative Vision, D. J. das Werkzeug. Das Endergebnis war ein Psychopath mit einem Plan.

Catherine wurde vermutlich auf dem schmalen Boot gefoltert und getötet. Bobby hatte mich so lange beobachtet, dass er genau wusste, wo er die Leiche begraben musste. Er wusste auch, dass ich zehn Tage später auf dem Friedhof sein würde. Einer von beiden muss von der Telefonzelle bei der Schleuse die Polizei angerufen haben. Und die Schaufel an Tante Gracies Grabstein zu lehnen, war ein makabrer Scherz mit explosivem Ausgang.

Auch andere Teile haben sich im Laufe der Wochen ins Bild gefügt. Bobby hatte von meiner Mutter von unseren Installationsproblemen erfahren. Sie ist berüchtigt dafür, die Leute mit Geschichten von ihren Kindern und Enkeln zu langweilen. Sie hat ihm sogar Fotoalben und die Baupläne gezeigt, die wir beim Bauamt eingereicht hatten.

D.J. hat Flugblätter in die Briefkästen der Häuser in unserer Straße geworfen. Jeder kleine Job war eine weitere Empfehlung und nützlich, als es darum ging, Julianne zu überzeugen. Nachdem er einmal im Haus war, war es leicht, obwohl er beinahe aufgeflogen wäre, als Julianne ihn eines Nachmittags in meinem Arbeitszimmer erwischte. Deshalb erfand er die Geschichte von dem Eindringling, den er gestört und aus dem Haus gejagt habe. Er sei ins Arbeitszimmer gegangen, um nachzusehen, ob irgendetwas gestohlen worden war.

Ende nächsten Monats beginnt der Prozess gegen Bobby. Er hat sich noch nicht geäußert, aber die Experten vermuten, dass er auf nicht schuldig plädieren wird. Die Anklage ist zwar überzeugend, gründet sich jedoch ausschließlich auf Indizien. Und keines davon legt eine Mordwaffe in seine Hand – weder für Catherine noch für Elisa noch für Boyd oder Erskine oder Sonia Dutton oder Esther Gorski.

Ruiz hat gesagt, danach wäre es vorbei, aber das stimmt nicht. Die Akte dieses Falls wird nie geschlossen werden. Schon vor Jahren haben Menschen versucht, damit abzuschließen, und das ist dabei herausgekommen. Wenn wir unsere Fehler ignorieren, sind wir dazu verdammt, sie zu wiederholen. Hör nicht auf, an den weißen Bären zu denken.

Die Ereignisse vor Weihnachten sind heute beinahe zu einem surrealistischen Bild verschwommen. Wir sprechen kaum darüber, aber ich weiß aus Erfahrung, dass sie eines Tages herauskommen werden. Manchmal höre ich spätnachts eine Autotür zuschlagen oder schwere Schritte auf dem Bürgersteig, und dann finde ich keine Ruhe. Ich bin bisweilen traurig, depressiv, frustriert oder ängstlich und ziemlich schreckhaft. Ich bilde mir ein, aus Hauseingängen und geparkten Autos beobachtet zu werden. Und wenn ich einen weißen Transporter sehe, versuche ich immer, das Gesicht des Fahrers zu erkennen.

Das alles sind übliche Reaktionen auf Schock und Trauma. Vielleicht ist es gut, dass ich das weiß, aber ich würde lieber aufhören, mich selber zu analysieren.

Natürlich habe ich immer noch meine Krankheit. Ich nehme an einer Studie in einer Forschungsklinik teil. Fenwick hat mich darauf gebracht. Einmal im Monat fahre ich zu der

Klinik, hefte mir ein Namensschild an und blättere durch die neueste Ausgabe von *Country Life*, bis ich dran bin.

Der Laborleiter begrüßt mich immer mit einem munteren »Wie geht's uns denn heute?«.

»Nun, da Sie fragen, ich habe Parkinson.«

Er lächelt besorgt, gibt mir eine Spritze und führt ein paar Koordinationstests durch, bei denen er mit einer Videokamera Ausmaß und Häufigkeit meines Tremors festhält.

Ich weiß, dass es schlimmer werden wird. Aber was soll's! Ich habe Glück. Viele Menschen leiden unter Parkinson. Und nicht alle haben eine schöne Frau, eine liebevolle Tochter und ein neues Baby, auf das sie sich freuen können.

DANKSAGUNG

Für ihren Rat, ihre Weisheit und ihre Vernunft danke ich Mark Lucas und dem gesamten Team bei LAW. Dafür, dass sie lange vor allen anderen an mich geglaubt hat, gilt mein Dank Ursula Mackenzie und jenen, die das Risiko mit ihr gewagt haben.

Für ihre Gastfreundschaft und Freundschaft danke ich Elspeth Rees, Jonathan Margolis und Martyn Forrester – drei von vielen Freunden und Verwandten, die meine Fragen beantwortet, meinen Geschichten zugehört und mich auf meiner Reise begleitet haben.

Für ihre Liebe und Unterstützung danke ich schließlich Vivien, die mit all meinen Figuren und meinen schlaflosen Nächten leben musste. Eine weniger großartige Frau wäre ins Gästezimmer umgezogen.